Braun

Erinnerungen

aus

[illegible] [illegible]

[illegible]

von

[illegible] [illegible]

Bremen im Anfange 1861.

In Commission bei [illegible]

Erinnerungen

eines

badischen Ostfranken

an

Rom.

Von

Stephan Braun.

Freiburg im Breisgau 1861.

In Commission bei Rudolph Mayer.

Gedruckt bei Joseph Dilger.

1. Die Meeresfahrt.

In stillem Ernste standen zwei deutsche Pilger auf dem Hafendamm zu Marseille und schauten, nicht ohne einiges Zagen, hinaus auf das Meer, von dessen wundersam beweglichen Fluthen sie in das Land ihrer Sehnsucht, nach Italien, getragen werden sollten. Die zwei Fremden schienen eben eine Betrachtung anzustellen über das unsichere Element, dem sie Leib und Leben anvertrauten, — da forderte sie der Fährmann auf, in die kleine, zur Einfahrt bestimmte Barke zu treten. Der Eine dieser beiden Reisenden war der Schreiber nachstehender Blätter, ihn begleitete sein lieber Freund und Studiengenosse. Aus Anlaß der Einschiffung wäre beinahe aus dem einen italienischen Pilger ein Soldat der africanischen Fremdenlegion geworden. Ein Officier aus Straßburg, der sich auf dem nämlichen Kahn befand und nach Africa reiste, gab auf meine Frage, ob der rauchende Dampfer, den er bestieg, der Corriere Siciliano sei, eine bejahende Antwort. Schon hatte ich meinen Fuß auf die Stiege gesetzt, als der Fährmann mich zu rechter Zeit beim Rockzipfel erfaßte und in die Barke zurückzog. Unter raschen Ruderschlägen war bald auch der Bord unseres sicilianischen Courriers erreicht. Als auf unserem Schiffe Alles gerüstet war, verlas der Capitän die Liste der Passagiere und gab hierauf das Zeichen zur Abfahrt. Eine lange Schiffsstraße hindurch gings nun aus dem Hafen hinaus auf die offene See.

Welch' ein Schauspiel ist doch das Meer in seiner Größe und Majestät! Wie wogen und wallen seine dunkelgrünen Wellen in unermeßlicher Ferne dahin und küssen zuletzt den Saum des Himmels! Wie branden und schäumen die rastlosen Fluthen und spritzen den weißen Schaum hoch an den Felsen empor, die ihrer Gewalt einen Damm entgegensetzen! Wie schau-

keln sie spielend die großen Meeresschiffe und tragen sie gleich schwachen Grashalmen über die unergründliche Tiefe der donnernden Gewässer oder heben sie auf den Armen empor, wie eine scherzende Mutter ihr Kind und lassen sie wieder durch tiefe Furchen dahingleiten, als wollten sie ihr Spielzeug in Schlummer wiegen. Und hörst du das dumpfe Rauschen, das geheimnißvoll aus der Tiefe emporsteigt? Es ist der uralte feierliche Choral, den das Meer aus tiefster Brust seinem Schöpfer singt; der gewaltige Sturm spielt dazu die große Orgel und all' die tausend und tausend Wellen und Wogen rühren die helltönenden Harfen. Was ist gegen einen solchen Hymnus das schwache Lob und Dankgebet eines ohnmächtigen Sterblichen? Staunend steht er da inmitten dieser Wunder, wie ein blödes Kind, das zum ersten Mal in einen großen gothischen Dom tritt, wo das Aug und Ohr die gesehene Pracht und Herrlichkeit kaum zu fassen vermag. Groß und erhaben ist der Donner, der in feierlichen Schlägen über unserm Haupte dahinrollt: ernster noch und majestätischer ist das Meer, ob es in ruhiger Herrlichkeit einherwallet, oder ob es zürnend seine bäumenden Wogen gegen Himmel thürmt. Und doch ist das Gewitter und die Meeresfluth nur ein schwacher Abglanz von Gottes Majestät und Allmacht, der dem Blitz und dem Donner gebietet und dem Meer seine Schranken gesetzt und zu ihm gesprochen hat: bis hieher und nicht weiter. Wer schon einmal die Größe Gottes auf dem Meere ahnend empfunden, der versteht, was der Psalmist sagen wollte mit den Worten: „Herr, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest, und der Menschensohn, daß Du auf ihn niederschauest!"

Von Ehrfurcht durchdrungen standen wir lange schweigend auf dem Verdeck und schauten voll Wohlgefallen in das wogende Kräuseln der dunkelgrünen Meeresfläche. Allmählig aber schlagen stärkere Wellen an unser Schiff und bringen dasselbe in eine fortwährende Schwankung; mehr und mehr verdüstert sich unser Blick; in unserm Innern wogt und schwankt es, als wären unsere Eingeweide selbst zu einem tosenden Meere geworden, unsere Füße taumelten, wie wenn sie sich zu einem Tanz anschicken wollten, zu dem wir doch durchaus keine Neigung in uns verspürten. Ich wollte eben meinen Gefährten mit der Mittheilung meines abnormen Befindens überraschen, als er mir mit der Nachricht zuvorkam, daß sich bei ihm ganz dieselben Symptome eingestellt. In diesem kläglichen Zustand fängt nun auch der Magen an, sich wunderlich zu geberden. Als das erste Stadium unserer Seekrankheit überstanden war,

wurde es uns wieder etwas besser zu Muth. Wir fanden es für das Gerathenste, uns der ganzen Länge nach auf dem Verdeck hinzustrecken, da wir so das stete Schwanken des Schiffes weniger empfanden.

Aber welch' eine Nacht erwartete uns! Der anfangs heitere Himmel hüllte sich in dunkle Wolken und öffnete seine Schleußen; fast ununterbrochen blies dazu ein kalter Wind seine schaurige Melodie und peitschte in frechem Uebermuthe die brausenden Meereswogen zu noch größerer Gewaltthätigkeit. Zu dem Geheul des Unwetters stimmte ganz vortrefflich das Wehklagen unseres stöhnenden Magens. An Schlaf war die ganze Nacht hindurch nicht zu denken. Endlich zog am östlichen Himmel die „rosenfingerige Aurora" herauf und die sich vertheilenden Wolken ließen uns einen schönen Tag erwarten. Doch unsere Hoffnung wurde bald wieder getäuscht. Nach kurzer Zeit konnte man den grauen Himmel und die dunkle Meeresfläche nicht mehr von einander unterscheiden. Der Regen strömte in Güssen herab, die vom Wind hoch aufgethürmten Wogen stürmten bald rechts, bald links gegen das Schiff heran und drohten jeden Augenblick über Bord zu schlagen; hoch spritzte der schäumende Gischt empor und durchnäßte, was der Regen noch trocken gelassen hatte. Abermals ließen wir uns auf dem harten Bretterboden nieder, dem Himmel und unserm Schicksal vertrauend. Gegen die Mittagszeit erblickten wir in der Ferne einen Leuchtthurm. Zu unserer größten Freude erfuhren wir von den Matrosen, daß wir bereits in Genua angekommen seien, und in kurzer Zeit liefen wir in den Hafen ein. Unser Dampfboot verweilte anderthalb Tage vor Genua. Da unsere Päſſe für diese Stadt nicht visirt waren und wir in unserm dermaligen Zustande, sowie bei dem anhaltenden Regen durchaus keine Lust fühlten, an das Land zu steigen, hatten wir hinlänglich Zeit, die Strapatzen der vorigen Nacht zu verschlafen. Am andern Tag schlürften wir, auf dem Verdeck auf- und abwandelnd, in vollen Zügen die milde italienische Frühlingsluft ein.

Die terrassenförmige Lage Genua's, vom Hafen aus gesehen, ist ungemein reizend. Der größere Theil der Stadt dehnt sich jedoch in die Ebene hin aus. Von der Anhöhe oberhalb des Hafens schaut der alte Dogenpalast der Doria hinab und erinnert an Genua's einstige Macht und Größe. Aus den Schießscharten des vor uns liegenden Arsenals strecken Kanonen in bedeutender Anzahl verwegen ihre langen Hälse hervor; während die Stadt nördlich durch ziemlich hohe Berge geschützt ist. Daß in dem Hafen, in dem wir uns aufhielten, dereinst

der tollkühne Fiesko ertrunken ist, weiß Jedermann; wo jedoch die verhängnißvolle Stelle zu suchen sei, blieb uns unbekannt, sintemal wir keinen wißbegierigen Engländer an der Hand hatten, der es ganz gewiß herausgebracht hätte.

Mit Einbruch der Nacht gab der Schiffscapitän das langersehnte Zeichen zur Abfahrt, und wir legten uns in der angenehmen Hoffnung, eine windstille Fahrt zu bekommen, in unsere sargähnlichen Schlafbehältnisse. Wir hatten aber noch nicht lange Zeit die Augen geschlossen, als der brüllende Sturm und das Tosen des Meeres uns wieder aufweckte. Bald hob sich unser Schiff bis zu einer bedeutenden Höhe, bald sank es wieder herab in ein tiefes Thal und schien von den Wogen begraben zu sein; beständig schwankte es von einer Seite auf die andere und zwar mit einer solchen Gewalt, daß wir uns an unser Lager fest anklammern mußten, um nicht auf den Boden des Schiffes herabgeschleudert zu werden. Die Wucht des Sturmes und des donnernden Gewässers war so groß, daß die Stühle und Bänke unter lautem Gepolter umstürzten, wiewohl sie sehr stark gefertigt waren. Dazu kam noch das Jammergestöhn der Seekranken, worin sich besonders ein Schweizer auszeichnete, der erst in Genua zu uns eingestiegen war. Obwohl er alle Reisekosten für seine Person bis Civitavecchia bezahlt hatte, stieg er am folgenden Tag zu Livorno aus und verschwor sich, daß er nie wieder einen Fuß auf das Meer setzen werde. Wenn gleich wir dieses Gelübde nicht ablegten, so wankte doch in jener stürmischen Nacht auch unser Muth und wir lernten an das Sprüchwort glauben: „Wer nicht beten kann, der gehe zu Schiff." Der Gedanke an die Festigkeit und Stärke unseres neugebauten, kerngesunden Dampfbootes gereichte uns zu geringem Troste. Was hätten auch die zweihundert Pferdekräfte unserer Dampfmaschine genützt, wenn uns der Sturm an eines der nahen Vorgebirge warf! Ich bedaure, daß keiner unserer deutschen Philologen zugegen war: er hätte die schönste Gelegenheit gehabt, heilsame Betrachtungen anzustellen über die Wahrheit und Anmuth jener Worte des Venusinischen Sängers: „Illi robur et aes triplex circa pectus erat, qui fragilem truci commisit pelago ratem, primus nec timuit etc. Beredter als alle dickleibigen Annotationen und Citate trockener Stubengelehrter würde Neptun selbst einen lebendigen Commentar zu der Stelle ihm geschrieben haben. Freilich läßt sich hinter einem hölzernen Catheder muthiger über die Sache sprechen und mancher gelehrte Schulherr kann robur et aes triplex an sich selbst sattsam veranschaulichen. Damals fiel mir auch die von

einem unvergeßlichen Lehrer citirte Stelle ein: In mari irato, in turbida procella invoco te, sacra, benigna stella!

Der neue Morgen brachte uns Meeresstille und glückliche Landung in Livorno's Hafen. Am Abend desselben Tages steuerten wir zum dritten Mal hinaus in die See. Hatten wir in den vorhergehenden Nächten Ungemach in Menge erlitten, so war uns diesmal eine ruhige, glückliche Fahrt beschieden. Die Luft war äußerst mild und wohlthuend; ein sanfter Zephyr säuselte über die Meeresfläche, die vom Kiel pfeilschnell durchfurcht wurde. Einige Franzosen suchten ihrer übersprudelnden Lebensfülle in einem wahrhaft kindischen Spiele Luft zu machen; noch war keine Viertelstunde vergangen, als sie insgesammt die Beute der Seekrankheit waren. Wir zogen es vor, auf dem Verdeck auf- und abwandelnd mit zwei gebildeten jungen Dänen, die ihre Studien zum Theil in Wien gemacht hatten, ein Gespräch anzuknüpfen. Die Ansichten und Urtheile dieser Nordländer, die wir auch zu Rom noch einigemal trafen, haben uns recht gut gefallen; ihr vorurtheilsfreier Sinn und ihre tiefe Gemüthlichkeit, verbunden mit einer würdevollen, aber keineswegs steifen Haltung, hat uns ihr Andenken bis jetzt lebendig bewahrt.

Immer stiller wurde es auf dem Schiffe. Die übrigen Reisenden hatten sich bereits alle in die unteren Schiffsräume zurückgezogen, um dort den Schlaf zu suchen oder ein Klagelied anzustimmen über die Grausamkeit des mal di mare. Nur wir zwei ostfränkische Jünglinge (ich bitte, nicht „altfränkische“ Jünglinge zu lesen, welche Lesart einen ganz andern Sinn geben würde), schliefen, weil von der Schwarzwälder Luft abgehärtet, einige Stunden auf dem offenen Verdeck; nach Mitternacht folgte mein Gefährte der Einladung des Capitäns zu einer weicheren Lagerstätte. Mir hatte die sanftfächelnde Luft den Schlaf aus den Augen gewischt: ich stellte mich daher gleich einer einsamen Schildwache auf das Vordertheil des Schiffes und lugte hinauf zu dem blauen Himmelsgewölbe und zu den Myriaden funkelnder Sterne und Sternlein, die von dort herunterglitzerten und im marmorglatten Meeresspiegel ihr holdes Antlitz schauten. Ueber die tiefen Gewässer hatte sich eine feierliche Sabbatruhe gelagert, als schwebte der Geist Gottes über den Wassern; in dunkler Ferne starrten schweigsam die Spitzen der italienischen Vorgebirge empor, wie Säulen, in diesem majestätischen Naturtempel; die Leuchtthürme mit ihrem blendenden Feuer waren die Kerzen dieses wundervollen Domes. Himmel, Meer und Erde schien zu dem Gedächtnißtag des Nährvaters Christi eine heilige Vorfeier zu halten. O süßes Grauen, ge-

heimes Wehen, das damals durch die Seele mir bebte und mich fast wehmüthig stimmte im Uebermaß der Wonne und Lust! Ich schaute dankbar zum Sternenzelte empor und pries den allgütigen Herrscher der Heerschaaren für die gnädige Rettung aus den Gefahren des Meeres und aus Stürmen, noch drohender als die donnernden Wogen der Fluth. In bunter Reihe zogen die Bilder aus früherer, längstverschwundener Zeit an meiner Phantasie vorüber, als wären sie alle lebendig geworden und stünden auf aus dem Grabe der Vergangenheit. Voll Rührung gedachte ich aller der Lieben, die ich in weiter Ferne zurückgelassen hatte, gedachte der heiteren und trüben Tage, die ich unter einem nördlicheren Klima verlebt hatte. Wünschen und Hoffen, Sorgen und Bangen, Freude und Schmerz lösten sich auf, wie wenn die verschlungenen Töne einer Disharmonie in einen reinen helltönenden Accord übergehen und in die stürmische Brust zog Frieden und Ruhe ein.

Unmöglich kann ich alle die Gefühle in Worten beschreiben, die in dieser feierlichen Stille aus meinem Innersten emportauchten. Man muß selbst eine Nacht unter italienischem Himmel auf dem windstillen Meere zugebracht haben, wenn man einen solchen Genuß verstehen will.

---

2. Wildromantische Landpartie.

Per varios casus, per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium. Virg.

Ungeduldig harrten wir zwei lange Stunden im Hafen von Civitavecchia, bis unsere Effecten von der Polizei durchsucht waren und wir die Erlaubniß erhielten, uns ausschiffen zu lassen. Noch mehrere Tage lang schien die Erde unter unseren Füßen zu schwanken. Wenn ich Lust hätte, mich nochmals gründlich zu ärgern, so würde ich dem Leser erzählen von der Zudringlichkeit und Frechheit zweier dienstbaren Geister, die aus der am Hafen bereit stehenden Legion auf uns losstürmten und es für einen unabänderlichen Beschluß der Vorsehung zu erachten schienen, unsere geleitenden Schutzengel zu sein. In den Straßen der wohlbefestigten päpstlichen Hafenstadt Civitavecchia

drängte sich viel Volk, namentlich vom Lande — es war das Fest des hl. Joseph, — die uns fremde Gäste voll Neugierde betrachteten, die wir Ankömmlinge aber mit noch größeren Augen ansahen. Obgleich an einem Feiertag kamen die Bauern doch alle in so ärmlichem Anzuge einher, wie ihn bei uns kaum der dürftigste Bettler trägt. Sehr viele arme Hirten hatten über ein Quodlibet von dürftigen Kleidern um beide Füße unbearbeitete Schaffelle angelegt, so daß man leibhaftige Waldteufel zu sehen glaubte. Ich kenne eine Gegend des badischen Landes, wo das Landvolk das entgegengesetzte Extrem eingeschlagen hat, sintemal dort manches Dorffräulein einen Shawl trägt, der fast groß genug ist, um das Ackerland ihres armen Vaters damit zudecken zu können. Hoffart und Kleiderpracht ist eine Pest für das Volk und sehr häufig die Mutter der Schlechtigkeit. Darum gebührt der Genügsamkeit der unbemittelten Italiener mehr Achtung und Mitleid, als Verspottung. Das Nächste, was uns nach Einholung und Auslösung unserer Päße nöthig schien, war die Sorge, uns eine Fahrgelegenheit nach Rom zu verschaffen. Die röm. Eisenbahn war damals noch nicht vollendet, der Eilwagen schon sattsam besetzt und zu unserem größten Leidwesen mußten wir hören, daß in Italien keine Beiwagen gegeben werden. Die Vetturini umringten uns zwar in Schaaren; auf unsere Erkundigungen aber nach dem Fahrpreis machten sie unverschämte Forderungen. So entschlossen wir uns denn, die Reise nach Rom zu Fuß anzutreten, obgleich die Entfernung 49 Miglien (16—18 Stunden) betrug und die Gegend als sehr unsicher geschildert wurde. Die Straße, die wir einzuschlagen hatten, zieht anfangs 5 Stunden lang durch eine unwirthsame Gegend am Meere hin, ohne ein Dorf zu berühren. Nur sparsam zeigten sich einzelne, halb verfallene Wachtthürme. Rechts wälzt das Meer seine brausenden Wogen heran, zur Linken erhebt sich eine, theilweis mit niederm Gebüsch bewachsene Hügelreihe.

Unsere Fußreise ging im Beginne ziemlich gut von statten; als wir aber eine Strecke von fünf bis sechs Stunden zurückgelegt hatten, die Nacht hereinbrach und kein Wirthshaus uns zu Hilfe kam und uns Labsal brachte, — da wankte unsere Geduld. In der Abenddämmerung kamen wir an ein einzelnes Gasthaus, wo einige Vetturini für einen unerhört hohen Preis uns führen wollten und uns schreiend aufforderten, einzukehren. Wir fanden es nicht für rathsam, uns in die Gesellschaft dieser rohen Leute zu begeben, obgleich ein Soldat uns nachlief und uns dringend zur Umkehr aufforderte. Wir

setzten unsern Marsch fort; aber, großer Gott! welch' eine Nacht stand uns bevor! Als es etwa 10 oder 11 Uhr sein mochte, überfiel mich aus Ermattung, da wir auf dem Meere seit mehreren Tagen nur sehr wenig der Seekrankheit wegen hatten genießen können, eine solche Uebelkeit, daß ich fast keinen Schritt mehr thun konnte. Mühsam schleppte ich mich am Arm meines Gefährten noch eine ziemlich bedeutende Strecke fort, als wir hocherfreut an einem einzelnen Haus ankamen. Wir traten ein. Eine Anzahl sonnengebräunter Italiener hatten sich um ein Feuer gelagert; ihr Aussehen versprach uns schon zum voraus keineswegs Trost und Balsam in unseren Nöthen. Wir verlangten etwas Wein: aber sie hatten selber keinen. Mit Mühe erhielten wir schlechtes Wasser in einem schmutzigen Trinkgeschirr. Was thun? Dableiben konnten wir nicht. Einen Steinwurf weit vom Haus entfernt setzten wir uns auf ein Geländer, um auszuruhen. Plötzlich hörten wir in unserer Nähe ein Gebrüll, wie noch nie unsere Ohren eines vernommen hatten. Es kam uns nicht anders vor, als wenn man einem starken Mann die Kehle zuschnüren wollte, und dieser aus tiefster Brust noch einen Angst- und Hilferuf ausstieße. Es läßt sich leicht denken, daß wir durch dieses schaurige Gestöhn in keine geringe Bestürzung versetzt wurden.*) Erst später ist uns über diesen nächtlichen Ruhestörer ein Licht aufgegangen. Wir hüten uns jedoch den Urheber jener schauerlich-schönen, wildromantischen Nachtarie zu offenbaren, weil sonst Jemand allerlei boshafte Anspielungen machen könnte.

Auf meinen Genossen gestützt schleppte ich mich unter fürchterlichen Schmerzen noch eine entsetzlich lange Stunde weiter. Aus Ermattung ließ ich mich sodann auf einem Steinhaufen nieder. Nach einiger Zeit erblickten wir in unserer Noth ein Licht, — es kam von der römischen Diligence. Wir trösteten uns mit dem Gedanken, daß sie uns wenigstens bis ins nächste Dorf mitnehmen werde. Als der Eilwagen näher gekommen, riefen wir den Postillon an, er möchte halten. Dieser aber, der ohne Zweifel uns für Räuber ansah, hieb wüthend auf sein Viergespann los und im Galopp ging's davon. So war unser letzter Hoffnungsstern untergegangen. Man denke sich unsere Lage! Nah und fern kein Haus, ich in einem solchen Zustand! Ein Schauder überläuft mich, wenn ich an jene Schreckensnacht zurückdenke. Doch war das Maß der Leiden noch nicht voll.

---

*) **Hic auritulus Clamorem subito totis tollit viribus. Novoque turbat inscios miraculo. — Phaedrus.**

Es blieb uns nun nichts anderes übrig, als im Schneckenschritt und unter Klagegestöhn weiter zu hinken.

Zu unserem Trost erblickten wir nach einer halben Stunde abermals ein Haus zur Seite der Straße auf einem Hügel. Es war etwa Mitternacht. Auf unseren Ruf machten einige Hunde einen höllischen Lärm. Wir überschrieen jedoch diese Bestien und es öffnete sich endlich ein Fenster. Nachdem wir nun unsere Bitte wiederholt hatten, stiegen wir den Hügel hinauf in eine große, rußigschwarze Stube, worin wohl ein Dutzend Personen, groß und klein, jung und alt campirten. Alles was wir erhalten konnten, war ein Krug frischen Wassers und für einige Bajocchi Brod. Unsere Gastfreunde zeigten sich sehr theilnahmsvoll und freundlich gegen uns, obwohl wir sie mitten in der Nacht aus ihrer Ruhe aufgescheucht hatten. Wiederholt riefen sie uns nach, als wir wieder Abschied nahmen: „buona notte, felicissima via!“

Durch die kurze Rast gestärkt, schritten unsere müden Füße wieder kräftiger voran und wir glaubten getrost, nun das Aergste überstanden zu haben. In einem Gespräch begriffen gingen wir unbesorgt unseres Weges, als plötzlich unter einer Brücke, über welche die Straße führte, sich ein Geräusper hören läßt und wir eine unheimliche Gestalt heraufkommen sahen. Ich gestehe, mir war dabei nicht wohl zu Muth; doch verließ uns glücklicherweise die Geistesgegenwart nicht. Hätten wir aus Besorgniß, von einer größeren Anzahl Banditen umringt zu werden, die Flucht ergriffen, und so Furcht an den Tag gelegt, so wäre ohne Zweifel, da wir keine Waffen trugen, unsere ganze Habschaft verloren gewesen. Als aber der nächtliche Wegelagerer merkte, daß wir tapfere Gesellen keine besondere Aengstlichkeit zeigten, folgte er uns nur etwa fünf Minuten lang und blieb dann zurück.

Rüstig setzten wir nun unseren Marsch fort durch diese Strecken, wo der Weg sich häufig durch Vertiefungen zieht, die überdies rechts und links von häufigem Gebüsch umgeben sind. Wir verwünschten diese nächtliche Fußreise und bereuten von Grund des Herzens, daß wir nicht in Civitavecchia eine Fahrgelegenheit abgewartet hatten. Wir waren nicht gar weit fortgegangen, als uns ein zweiter Jemand entgegen kam. Als er sich genähert hatte, erkannten wir einen bewaffneten stämmigen Burschen. Wenige Schritte vor uns blieb er stehen. Wahrscheinlich überlegte er, daß zwei Fußgänger in tiefer Nacht, bei unfreundlichem Wetter keine großen Schätze dieser Welt mit sich führen, und so ging er denn an uns mit der Frage vorüber:

wie viele Miglien noch bis in den nächsten Ort seien, obwohl sein ganzes Aussehen durchaus nicht einen fremden, des Weges unkundigen Wanderer verrieth.

Unter solchen Umständen habe ich wohl nicht erst nöthig, unsere Freude zu schildern, als wir nach einer starken halben Stunde in Palo anlangten, einem am Meere gelegenen kleinen Dorf, wo französische und päpstliche Besatzung lag. In einem freundlichen Gasthof, an dessen Rückseite die Meereswellen sich brachen, schliefen wir nach den gehabten Strapazen bis tief in den Morgen hinein.

Ich lasse dem Leser die Freiheit unbenommen, über die erzählte Geschichte zu denken, was er will. Es ist ohnehin etwas Leichtes, zu Haus hinter dem warmen Ofen räsonniren und Recepte schreiben gegen Einbildung und Räuberfurcht. Die Erzählungen aber, die wir zu Rom selbst in Betreff dieses Weges vernahmen, und das Staunen, mit dem man anhörte, daß wir jene unwirthsame Strecke Nachts, zu Fuß zurückgelegt, bestätigten uns vollkommen, daß wir keine leeren Träumereien gehabt hatten. Uebrigens muß man sich wohl hüten wegen derartigen einzelnen Begegnissen ganz Italien für eine Räuberhöhle zu verschreien. Viele Leute sehen durch das Vergrößerungsglas ihrer Phantasie Mücken für Elephanten an, oder haben ihre eigenen Gründe, in solchen Sachen zu übertreiben oder recht herzhaft zu lügen. Wir haben noch manche Gegend Italiens zur Nachtzeit durchwandert, ohne auch nur eine Spur von einem Räuber zu entdecken, geschweige denn, daß uns von einem so gefürchteten Individuum ein Haar gekrümmt worden wäre. Nur einige wenige Straßen werden als unsicher geschildert und elsbst da zeigt sich mitunter bei wirklichen Vorkommnissen eine allerdings sonderbare Großmuth der Räuber. So wurde kurze Zeit vor unserer Reise die Diligence zwischen Civitavecchia und Rom angehalten und von einem reichen reisenden Kaufherrn dessen ganze Baarschaft ohne Handschrift und Schuldschein entlehnt. Als dieser Mann nun jammerte, daß er bei seiner Ankunft zu Rom nicht einmal mit einer Tasse Kaffe sich erquicken könne, gab man ihm augenblicklich einen Scudo zurück, damit er dieses sein dringendstes Bedürfniß befriedige.

Wie nach einem schwülen Gewitter die ganze Natur verjüngt scheint und in vollen Zügen die lautere frische Luft trinkt, so war es uns als wir am folgenden Morgen unsere Pilgerfahrt fortsetzten, wonnig und leicht um's Herz; wir athmeten tief auf, wie beim Erwachen aus einem schweren Traume. Heiter blickte die Sonne vom dunkelblauen Himmel hernieder

und spendete schon jetzt den grünenden Gefilden Latiums den mütterlichen Frühlingskuß, den sie Deutschlands Auen noch zwei Monden lang versagte. Aus den üppigen Saatfeldern schwang sich wirbelnd die Lerche empor und jubelte dem Schöpfer ihren Morgenhymnus entgegen. Hätten wir schweigen können, während die unvernünftige Natur ihre Sonntagsfeier hielt? an dem Tage, wo einst unmündige Kinder, Palmzweige tragend, Hosianna sangen dem Sohne Davids? in dem Augenblicke vielleicht, in welchem zu Rom in dem prachtvollsten Tempel der Christenheit die Feier der heiligen Woche ihren Anfang nahm und die majestätischen Accorde der Sängerchöre in den weiten Räumen der Peterskirche erschallten?

Zu San Guido hielten wir eine kleine Mittagsrast in einer Wirthsstube, die einer Küche nicht unähnlich sah. Die Freundlichkeit der Wirthsleute würzte unser Mahl. Die Neugierde des Gastgebers erschöpfte sich in rathenden Fragen, was für Landeskinder wir seien. Erst als er ein halbes Dutzend verschiedene Nationalitäten vorgeführt hatte, ohne die rechte zu treffen, kamen wir seiner geographischen Wissenschaft mit der Erklärung zu Hilfe, daß wir „Tedeschi" seien. Die respectvolle Miene, mit der er uns hierauf von Kopf bis zu Füßen musterte, beurkundete hinlänglich, daß er noch wenige solche ausländische Producte zu Gesicht bekommen hatte.

Die alte Via Aurelia führte uns den Marken Roma's immer näher. Von den 49 weißen Migliensteinen hatten wir bereits 41 hinter uns: da erblickten wir über die Hügel eine blaue Erhöhung, wie einen kleinen Berg in die Luft ragen: es war das Kuppelgewölbe der Peterskirche! So freuen sich Kinder, die zum erstenmal vom Vater an einen entfernten Wallfahrtsort mitgenommen werden, wenn sie endlich die Kirchthürme des Gnadenortes von ferne erblicken, wie damals unser Herz in Freude wallte. Unmöglich konnten wir die überwältigenden Gefühle bei diesem Anblick in unserer Brust verschließen: wir brachen beide in lauten Jubel aus. Verwundert sahen die vorüberziehenden Italiener uns an, als wir unsere Hände der heiligen Stadt entgegenstreckten und ihr in deutscher Zunge unseren freudigen Gruß zujauchzten. Die gesunkene Kraft unserer Kniee lebte von neuem auf; alle Müdigkeit und alle Beschwerden des schwierigen Marsches waren vergessen. Wir waren noch drei Migilien von Rom entfernt, als uns die von Civitavecchia kommende Diligence ereilte. Die zwei Dänen, von denen ich oben gesprochen und ein bekannter französischer Herr luden uns freundlich ein, zu ihnen in den Wagen zu steigen.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende bei unserer Ankunft in der fast dreitausendjährigen Stadt. Sobald unser Paß an der Porta Cavallegieri uns abgenommen und unser leichtes Gepäck als unschädlich erfunden war, ließ man uns los in die Straßen der ewigen Roma. Unser erstes Nachtquartier schlugen wir zu Campo santo auf, hart neben der St. Peterskirche. Als wir am folgenden Morgen, um unsere ungebührlichen Bärte abzumähen, uns nach einem Spiegel umschauten, zu unserer größten Verwunderung aber nirgends ein solches Zimmergeräth entdecken konnten, führte uns der alte Diener an das Fenster und mit dem Finger auf den unten liegenden Kirchhof deutend, sprach er: „Das ist seit dreißig Jahren mein einziger Spiegel."

3. Besuche.

In demselben Hause bei Campo santo, wo wir übernachtet hatten, wohnte damals auch ein deutscher Prälat, der hochwürdigste Bischof von Münster. Dem Gedächtniß der Zeitungsleser ist noch gegenwärtig, mit welcher Auszeichnung der hl. Vater die Tugenden und Verdienste seines hochw. Gastes ehrte. Um so größer ist unsere Freude, daß wir das Glück hatten, diesen liebenswürdigen Mann persönlich kennen zu lernen und uns auf diese Weise selber von seiner warmen, innigen Liebe und Begeisterung für unsere heilige, katholische Kirche überzeugten. Noch erinnere ich mich voll Rührung an die schönen, fast prophetischen Worte, die er zu uns sprach und worin er uns mit treffenden Zügen die nächste Zukunft schilderte. Am betreffenden Orte werde ich auch dessen archäologische Kenntnisse, insbesondere der christlichen Antiquitäten rühmend zu erwähnen haben.

Eines unserer Empfehlungsschreiben war adressirt an Dr. Augustin Theiner, Priester des Oratoriums. So war uns schon der Schlüssel zur Bekanntschaft dieses gelehrten Mannes, der durch sein neuestes Werk in der literarischen Welt so viel von sich sprechen gemacht hat, in die Hand gegeben. Theiner las gerade Messe: wir erwarteten ihn daher in der schönen Sacristei der Chiesa nuova. Nach Beendigung seiner hl. Func-

tion empfing er uns so freundlich, als wären wir längst bekannte Freunde, die sich nach langer Zeit wieder sehen. Er zeigte uns die Kapelle, in welcher der Leib des hl. Philippus Neri, des Stifters des Oratoriums begraben liegt, jenes Heiligen, von dem selbst Göthe gesagt hat, daß er verdiene, in weiteren Kreisen bekannt zu werden und in dessen Congregation später Gelehrte, wie Cesare Baronio, Malebranche, Thomassin, Richard Simon, Massillon u. A. gebildet wurden. Am Grabe des Heiligen verrichteten wir leise ein kurzes Gebet, und Theiner führte uns hierauf in sein Studierzimmer hoch hinauf in den dritten Stock, um dort der Unterhaltung mit uns freien Lauf zu lassen.

Als wir unserem väterlichen Gastfreund den Wunsch äußerten, während der Charwoche den Feierlichkeiten in der sixtinischen Kapelle ungestört beiwohnen zu können, schrieb Theiner sogleich einen Brief an den Fürsten von Hohenlohe, der die Stelle eines päpstlichen Kämmerers bei Seiner Heiligkeit bekleidete. Nach Vollendung der litterae formatae schickte er seinen Secretär, einen schwarzbärtigen, gutmüthigen, etwa dreißigjährigen Mann aus Trier, den er kurzweg nur seinen „jungen Menschen“ hieß, als Begleiter mit uns und ertheilte ihm angelegentlich den Befehl, uns unterwegs in einem Kaffehaus zu restauriren, was denn dieser auch pünctlich befolgte. Auch bei anderer Gelegenheit hat Dr. Theiner seine uneigennützige Liebe uns thatsächlich bewiesen. Die vor Kurzem erfolgte Ernennung dieses Gelehrten zum Präfecten der päpstlichen Archive zeugt von dem großen Vertrauen, das auch der hl. Vater in ihn setzt.

Theiners Empfehlungsschreiben verschaffte uns leicht Zutritt bei dem Fürsten von Hohenlohe und war hinreichend uns dessen Wohlwollen und hilfreiche Hand zu gewinnen. Der junge Fürst, dem geistlichen Stande angehörig, unterhielt sich lange Zeit mit uns auf die herablassendste Weise. Er führte uns durch seine Zimmer, öffnete uns seine eigenhändig eingerichtete Kapelle und zeigte uns von den hohen Fenstern des Vaticans aus, wo er wohnte, die prächtige Aussicht über die ewige Stadt. Damit wir der Trauerfeier in der Sixtina ungehindert beiwohnen könnten, erbot er sich nicht nur, uns zwei von seinen eigenen, clericalen Kleidungen zu leihen, sondern versprach auch noch am nämlichen Tag uns Sr. Eminenz dem Cardinal Antonelli vorzustellen. Darum stiegen wir selbigen Abend nochmals die hohen Marmortreppen des Vaticans hinauf in die Gemächer des Fürsten, wo unser Ornat schon zurecht gelegt war. Von Kopf bis auf die Fußspitzen wallte die lange, schwarze Sutane,

um den Hals schloß sich eng das Collar; über den Rücken hinab floß ein schwarzseidenes Mäntelchen, wie bei uns zu Land nur noch manche Doctoren bei hochfeierlichen Gelegenheiten um des gelehrten und würdevollen Aussehens willen tragen; als Schlußstein wölbte sich endlich der gewaltige römische Dreispitz über unserem Haupt. Wir zweifelten fast an unserer eigenen Existenz, als aus dem gegenüberhängenden Spiegel nicht mehr zwei Schwarzwälder Studenten, sondern zwei leibhaftige Abbati Romani herausschauten. Auch der Fürst konnte sich des Lachens nicht enthalten über die schnelle Veränderung, die mit uns vorgegangen war. In diesem Aufzuge schritten wir eine halbe Stunde später mit dem fürstlichen Begleiter durch die berühmten Loggien Rafaels nach dem andern Flügel des Vaticans, an den Schweizerwachen vorüber, die ehrerbietigst ihre Hellebarten präsentirten. Während wir vom Fürsten angemeldet wurden, hatten wir Muße, uns über die Pracht und Eleganz des Vorsaales, sowie über das zahlreiche Publicum zu wundern, welches die Thüre zum Zimmer des Cardinals belagerte und noch selbigen Abend vom Staatssecretär Sr. Heiligkeit angehört sein wollte.

Nach kurzem Verzug wurden wir beide von dem Fürsten von Hohenlohe gerufen. Unsere anfängliche Schüchternheit wurde uns durch Antonelli's liebreiche Freundlichkeit sogleich benommen. Monsignor Antonelli ist ein Mann von mittlerer Größe; eine schmächtige, fast hagere Gesichtsbildung mit sehr markirten Zügen, große offene Augen, unter welchen sich eine etwas gebogene Nase wölbt, characterisiren äußerlich diese edle Persönlichkeit. Aus seinen Mienen blitzt ein scharfer, durchdringender Verstand hervor; Haltung und Sprache ist durchaus ungezwungen, natürlich und lebendig, frei von vornehmem Zurückhalten und steifen Formalitäten. Ich habe auch anderwärts schon die Erfahrung gemacht, daß unter den höheren und höchsten Ständen lange nicht so viele abgeschmackte Förmlichkeiten und vornehmer Dünkel sich geltend macht als in den mittleren Regionen der Gesellschaft.

Noch eine andere Betrachtung drängte sich mir auf, als ich das zahlreiche Publicum im Vorsaal mit den Augen musterte, und mehr noch als ich in das Arbeitszimmer des Cardinals eingetreten war; der Gedanke nämlich, daß keine gewöhnlichen geistigen Kräfte erfordert werden, all' die Bitten und Bedürfnisse, die Wünsche und Anliegen, die Sorgen und Beschwerden, die verwickelten Verhältnisse so verschiedenartiger Personen und Nationalitäten anzuhören, zu beurtheilen und zu entscheiden.

Welcher Verstand aber, welche Politik, welche menschliche Weisheit ist im Stand, das geistig universale Reich der katholischen Kirche mit ihren zweihundert Millionen Bekennern zu leiten und in Einheit und Eintracht zu erhalten? Darum glaub ich fest und beharrlich, daß die katholische Kirche nicht durch irdische Klugheit und menschliche Weisheit zusammengehalten wird, sondern durch die Kraft des heiligen Geistes, welcher der Braut Christi zur Seite steht und stehen wird immerdar.

---

4. Die Feier der Charwoche.

In stiller Trauer bereitet sich die Kirche vor zur Todesfeier unseres göttlichen Erlösers. In den römischen Kirchen, Klöstern und öffentlichen Erziehungsanstalten werden geistliche Exercitien für alle Stände der Gesellschaft abgehalten, durch Predigt, Gebet und Betrachtung sucht die Kirche auf das Herz des Sünders einzuwirken, und dieß um so dringender und nachdrücklicher, je näher die großen Tage des Heiles heranrücken. Nachdem sie die ganze Fastenzeit hindurch, die, beiläufig gesagt strenger beobachtet wird, als in Deutschland, den ernsten Ruf zur Buße und Lebensbesserung hat ergehen lassen, will sie in diesen letzten Tagen noch in stiller Abgeschiedenheit den Sünder auf Den hinweisen, der da gekommen ist, zu suchen, was verloren, und der sein kostbares Blut für Alle insgesammt vergossen hat. Erst am Vorabend des grünen Donnerstags nimmt die in Schmerz versunkene Braut Christi den verhüllenden Schleier vom Angesicht, in wehmüthig ernsten Tönen stimmt sie ihre Klagelieder an, und fleht in dem rührenden Miserere zu Gott um Vergebung der Sündenschuld.

Wir hatten den Morgen dieses Tages in St. Peters prachtvollem Dome zugebracht, um uns durch das hl. Sacrament der Buße mit Gott auszusöhnen. Langsam und schweigend wandelten wir durch die weiten Räume bis zum Grabe des Apostelfürsten, um welches nahezu 100 Oellampen in vergoldeten Füllhörnern brennen. Links von dem Hochaltar und der s. g. Confession stehen die Beichtstühle, wo die apostolischen Pönitentiare zu jeder Stunde des Tages bereit sind, die Beichten der Büßenden ab-

zunehmen. Ueber jedem Beichtstuhle ist mit vergoldeten Buchstaben auf lateinisch geschrieben, welcher Sprache man sich bedienen könne, und ich glaube, daß es fast keine Zunge der Erde gibt, welche unberücksichtigt geblieben wäre. Aus jedem Beichtstuhl ragt ein ziemlich langer Stab heraus, womit der Beichtvater dem Büßer nach vollendeter Beicht und Lossprechung einen leichten Schlag auf den Kopf gibt — das Symbol der Bußgewalt und der Absolution. Da die Charwoche ganz besonders die Zeit der Buße und der Aussöhnung ist, so begibt sich Mittwochs und Donnerstags Nachmittags der Großpönitentiar, welches Amt ein Cardinal begleitet, in eigener Person nach Santa Maria Maggiore und in die Peterskirche, hört auf einem eigens hiefür errichteten hohen Sitze die Bekenntnisse der Büßenden an und ertheilt die Lossprechung von denjenigen Fehlern und Vergehen, deren Absolution der päpstlichen Jurisdiction vorbehalten ist.

Gegen vier Uhr Abends nimmt der Gottesdienst in der Sixtinischen Kapelle seinen Anfang. Fürst von Hohenlohe hatte die Güte gehabt, uns abermals seine Garderobe zu öffnen, und so standen wir bald wieder da als Monsignori Romani gekleidet, im langen schwarzen Talar, den römischen Dreispitz auf dem Haupt. Wir schlossen uns an einen Zug von vornehmen Herrn und Damen an, welche eben Sr. Excellenz einen Besuch abgestattet hatten, und kamen auf diese Weise ohne jegliches Hinderniß durch die stark besetzten Schweizerwachen, welche sich bekanntlich auf keine Komplimente verstehen, und zwischen ihren langen Hellebarden hindurch in die schon dicht vollgedrängte päpstliche Kapelle. Nur durch den Aufwand von einigen Kilogrammetern Kraft vermochten wir uns etwa zehn Schritte weit in dem Gedränge Bahn zu brechen. Damit Niemand unser kühnes Vordrängen für ungalant und unanständig halte, ist zu wissen nothwendig, daß man bei großen Festlichkeiten in Rom es nicht sehr genau nimmt mit einigen beiläufigen Ellenbogenwinken und zufälligen Fußspitzencontusionen. Erst nachdem wir uns eine gesicherte Stellung erworben, konnten wir unsere Blicke auf die ehrwürdige, uns umgebende heilige Stätte richten.

Man hat schon, und zwar nicht mit Unrecht, die Sixtinische Kapelle die künstlerische Geburtsstätte des Michael Angelo genannt. Niemals vielleicht hätte der große Meister den Pinsel zur Hand genommen, wäre er nicht durch den eisernen Willen seines Gönners Julius II. zur Entfaltung seines Malergenies in der Ausschmückung der Sixtina fast mit Gewalt getrieben worden. Es läßt sich nicht läugnen, daß Michael Angelo's

tiefer Genius ganz besonders aus diesen Kunstschöpfungen hervorleuchtet. „Michael Angelo, sagt ein geistreicher Mann,*) war ein unergründlich tiefer, großer, kräftiger, erhabener, universeller Geist, und umfaßte in sich alle Ideen und Zeiten, wie sein unsterbliches Werk in dieser Kapelle, das mit der Weltschöpfung anfängt, und mit dem Weltgerichte endet. In ihm ist der große, tiefe Gedanke selbst persönlich geworden, wie in Raphael die innige, heilige Liebe. Noch hat kein Exeget den Geist des alten Testaments so verstanden und so ausgelegt, wie der riesenhafte Angelo in diesen Gemälden, in den unendlich erhabenen und majestätischen Darstellungen von Gott dem Vater, und in den ernsten schauderhaften Bildern der Propheten und Sibyllen." In einem langen Cyclus von Bildern entrollt die Sixtina vor unsern Augen die Hauptmomente des Menschengeschlechtes, von der Urgeschichte an bis zur furchtbaren Katastrophe des Weltendes in dem jünsten Gericht. Die wichtigsten Ereignisse aus der Genesis sind am Deckengewölbe von Buonarotti abgebildet. Zwischen diesen Gemälden ragen hervor die colossalen Gestalten der Propheten und Sibyllen, umgeben von meisterhaften Gruppirungen. Feierlicher Ernst und tiefe, die Zukunft durchschauende Contemplation ist auf ihrem Antlitze ausgedrückt. Es wäre sehr interessant und für die Beurtheilung dieser Kunstwerke von der größten Wichtigkeit, sie genau zu studiren, und ihre Schönheiten auch von der psychologischen Seite ausführlich darzustellen, was natürlich bei blos flüchtigem Anschauen nicht möglich ist. Ueberdieß sind die Fresken durch die Länge der Zeit etwas dunkel geworden, und erfordern daher, namentlich bei düsterem Wetter, ein scharfes Auge. Die Bilder auf der rechten und linken Seitenwand sind von verschiedenen Meistern ausgeführt, und enthalten Darstellungen aus der Geschichte Mosis und dem Leben des Heilandes. Den Schlußstein des Ganzen bildet die großartige Composition des jüngsten Gerichtes, welche die etwa 60 Fuß hohe Vorderwand der Kapelle einnimmt.

Der gewaltige Eindruck, den dieses majestätische Gemälde in dem betrachtenden Fremdlinge hervorruft, kann nur verglichen werden mit den mächtigen Wirkungen des dies irae von Cherubini oder Mozart, bei dessen Anhören Angst, Furcht und Schrecken die Seele erfaßt. Tod und Hölle öffnen gleichsam ihren Rachen, aus dem starres Entsetzen, Raserei und Verzweiflung aufsteigt; aber auch die Ahnung des Paradieses

---

*) Staudenmaier, Geist des Christenthums.

und die Freuden der ewigen Seligkeit durchzucken den Gerechten und erfüllen ihn mit Trost und Beruhigung. Der Tag der Rache und Vergeltung ist gekommen. Hoch auf den Wolken erscheint Christus der Weltenrichter, umgeben von seiner jungfräulichen Mutter, den Aposteln und Heiligen. Schon ist das Buch des Gerichtes aufgeschlagen, in welchem die Thaten der Menschen verzeichnet sind. Der Kampf der Engel und bösen Geister um den Besitz der Seelen, die Qual der Verdammten, die von den Teufeln zur Hölle in die Flammen hinabgestürzt werden, die Verzweiflung der Sünder zur Linken, gegenüber auf der Rechten den Dank und die Wonne der Frommen, die in des Himmels Freuden eingehen — welche Feder vermöchte das Alles zu schildern? O daß doch alle Sünder und Feinde des Kreuzes Christi, alle Anbeter jenes dreifachen, die Welt beherrschenden Götzen, alle Lasterhaften, Wollüstigen, Schwelger, Geizigen, Verschwender, alle die Gewaltthat, Tücke und Frevel vollführen, daß doch alle von der Sünde Verblendeten einen Augenblick vor dieses fürchterliche Bild hintreten könnten, und entsetzt zurückbebten vor dem schaurigen Abgrund, der auch nach ihnen schon seinen grauenvollen Schlund aufsperrt! Man wendet unwillkürlich das Gesicht ab von dieser Schreckensscene und seufzt beklommen: parce nobis Domine!

Von solchen Gedanken durchdrungen fühlt man bei der Betrachtung des jüngsten Gerichtes von Michael Angelo wenig Lust, in eine Kunstkritik sich einzulassen. Indessen will ich nicht verschweigen, daß bei allen Vorzügen dieses imposanten Bildes die allzu derbe Gestalt des Erlösers mit den heftig hervortretenden Muskeln und den drohenden Mienen mir am wenigsten gefallen hat. Auch die oft allzu große Nacktheit der Figuren, die übrigens schon Paul IV. theilweise beseitigen ließ, war Manchem zum Anstoß; darum scheint mir der Ceremonienmeister Pauls III., Biagio von Cesena, für seine Kritik nicht ganz die harte Züchtigung von Buonarotti verdient zu haben, daß der Künstler ihn mit langen Eselsohren auf dem Bilde abzeichnete, und die Rolle des Höllenrichters Minos spielen läßt. Die äußerliche Architectur der Sixtinischen Kapelle hat nichts besonders Ausgezeichnetes, und man kann sich daher um so ungestörter dem Eindruck der herrlichen Malerei und der wahrhaft englischen Tonkunst hingeben.

Es war allmählich dunkler geworden, als der hl. Vater erschien, und auf einem einfachen Thron zur Linken des schmucklosen Altares Platz nahm. Um das Oberhaupt der Kirche

schaarten sich in langen Reihen die ehrwürdigen Fürsten der Kirche, die Cardinäle. Das Officium, Tenebrä genannt*), nahm seinen Anfang. Die Kirche will vor Allem in diesen Tagen in den Herzen der Anwesenden den Geist der Buße und Zerknirschung erwecken, und zu diesem Zwecke nimmt sie den ganzen Ernst ihrer Liturgie in Anspruch. Darum läßt sie in rührenden Weisen die wehmüthigen Klagelieder des Propheten anstimmen über die Verblendung und Verstockung eines sündhaften Volkes, deßhalb sucht sie durch die unbezwingliche Gewalt der heiligen Töne die zartesten Saiten des Gemüthes anzuschlagen, deßhalb singt sie in Trauer und Wehmuth gehüllt die Leiden und Erniedrigungen des Messias, und fleht zuletzt in dem so rührenden Miserere zu Gott um Erbarmung und Vergebung der Sündenschuld.

Ich weiß nicht, ob es etwas Gefühlvolleres und Zarteres gibt als die Klagen des unglücklichen Jeremias; schon beim Durchlesen fühlt man sich bisweilen bis zu Thränen ergiffen. Und nun denke man sich erst noch die bezwingende Macht des reinsten, tiefe Trauer athmenden Gesanges hinzu, dem nur das fromme Gemüth eines Palestrina den rechten Ausdruck leihen konnte. Man glaubt den Seher Juda's mit gesenktem Haupt und thränenschwerem Auge auf den Trümmern Jerusalems sitzen zu sehen und seinen Schmerzensruf zu hören: „Gedenke, Herr, wie es uns gehet, siehe an unsere Schmach! Waisen sind wir, vaterlos; unsere Mütter sind Wittwen. Abgefallen ist die Krone unseres Hauptes. Wehe, daß wir also gesündigt haben!" Auf wahrhaft malerische Weise hat der große Meister der Töne die ergreifendsten Empfindungen des gottbegeisterten Sängers wieder zu geben gewußt. Fürwahr, es müßte eine Seele von Erz oder Diamant sein, die nicht durch die oft wiederkehrende eindringliche Aufforderung zur Umkehr und Sinnesänderung tief erschüttert würde: „Jerusalem, Jerusalem, convertere ad Dominum Deum tuum!" Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zu deinem Gott und Herrn! **)

Jeden Abend der drei Trauertage wird ein Abschnitt der Threnen von Jeremias in dieser ergreifenden Harmonie aus-

---

*) Wie doch der Uebersetzer des Gaume'schen Werkes über Rom den Ausdruck „Rumpelmette" als Bezeichnung dieses rührenden Officiums wählen konnte!

**) Hinsichtlich der von Palestrina gesetzten Lamentationen stimme ich nach dem bereits Gesagten keineswegs der Ansicht des verehrten Cardinals Wisemann bei, welcher glaubt, daß in genannter Composition vielleicht weniger Ausdruck liege, als in verschiedenen andern Werken des großen Meisters.

geführt; die zwei folgenden Abschnitte der Lamentationen, so-wie die übrige, oft sehr lange dauernde Psalmodie wird im großartigen gregorianischen Choral-Styl gesungen. Nach jedem einzelnen Psalm wird eine Kerze am Altare ausgelöscht. Es ist leicht einzusehen, daß solchen Fremden, die blos der Neugierde wegen gekommen sind, die Zeit ziemlich lange wird, ehe das letzte Licht auf dem Leuchter verglimmt. Auch ist die einstimmige Psalmodie, die bald von den einzelnen Stimmen, bald von correspondirenden Chören vorgetragen wurde, keineswegs auf die Unterhaltung berechnet, sondern sie soll vielmehr herb in die Seele des Zuhörers einschneiden, und in ihm den Schmerz über seine Sünden erzeugen. Das mochte nun manchen zarten Damen und vornehmen Herrenleuten nicht gefallen, die nicht aus Andacht gekommen waren. Bei dem fortwährenden Wogen und Drängen der Menschenmenge mußte man nur darauf bedacht sein, frei Athem schöpfen zu können. Ueberdieß verursachte mir die Handhabung meines großen, dreispitzigen Hutes und die Orientirung meines langen, seidenen Mantels nicht unbedeutende Umstände.

Endlich war die letze Kerze auf dem Altare erloschen; ein geheimnißvolles Halbdunkel hatte sich über die heiligen Räume verbreitet; nur durch die hohen Fenster der Kapelle drang der letzte Schimmer des scheidenden Tages, und gab den riesigen Gestalten der Propheten und Sibyllen am Gewölbe ein fast gespensterhaftes Aussehen; schon war der elegische Vorgesang Traditur autem vollendet, der hl. Vater hatte seine weiße Mitra abgelegt, und sich auf die Kniee vor dem Altare hingeworfen; alle Cardinäle lagen entblößten Hauptes auf ihren Knieen, und sprachen still mit dem Oberhaupt der Kirche das Pater noster — ringsum herrschte eine feierliche Stille. Und nun beginnt jenes weltberühmte M i s e r e r e, das alle Zuhörer bald mit Staunen und Entzücken fesselt, bald in Wehmuth und Schmerz bis in die tiefsten Tiefen der Seele aufregt. Ich wagte kaum zu athmen, in Rührung und Wonne versunken stand ich da und lauschte. Keine Feder ist im Stande, den himmlischen, erhabenen Eindruck zu schildern, den das Miserere hervorbringt. Diese engelreinen, seelenvollen Töne, getragen von einem starken, durchdringenden Baß, diese klangvolle Harmonie die sich häufig fugenartig durchkreuzt, und sich dann wieder zu lieblichen Accorden vereinigt, dieser mit dem milden Säuseln der Frühlingslüfte vergleichbare zarte Vortrag, der bis zur Stärke eines Sturmes wächst, und Alles mit sich fortreißt,

bald wieder wie der Hauch ferntönender Aeolsharfen zum Ohre gelangt, diese tadellos ausgeführten Hebungen und Senkungen der Stimmen: wer vermöchte Alles das, was selbst gehört und empfunden werden muß, in trockenen Worten darzustellen? Was ich damals empfunden habe und nun ausspreche, das haben noch fast Alle empfunden und mit Begeisterung gesagt, die je diesen meisterhaften Gesang zu hören Gelegenheit hatten. „O der unbeschreiblichen Harmonie, sagt Jacobi in seinen Briefen aus der Schweiz und Italien, wie da Alles in einander fließt und stimmt! Das Miserere läßt Alles was ich bisher von Kirchenmusik gehört habe, weit hinter sich zurück. Bald hört man den leisen klagenden Jammer des Einen, dann greifen die Andern wieder ein, und so wallet der Trauergesang fort, bis am Ende jeder Strophe Alle sich vereinigen. Mir ward die Stelle unsicher unter den Füßen. Nie hat mich etwas so ergriffen und bewegt, wie dieser Gesang. Himmlisch muß die Seele des Mannes gewesen sein, der eine solche Harmonie zuerst erfinden konnte.“ Nicht bloß Laien in der Musik, sondern auch Meister im Reiche der Tonkunst, wie Gluck und Mozart, haben in diese Lobpreisungen miteingestimmt.

Das Gesagte gilt im Allgemeinen von dem Miserere des Allegri, wie auch von jenen des Bai und Baini. Indessen herrscht unter den Kunstverständigen doch nur eine Stimme darüber, daß unter den drei Compositionen jener des Allegri die Palme gebühre. Vielen scheint das Miserere von Baini, abgesehen von seinen großen harmonischen Wirkungen, doch etwas zu künstlich. Die bei jedem Vers wechselnde Modulation unterbricht die erhabene Monotonie des Schmerzes. Bei aller Anerkennung der Kunst glaubt Cardinal Wiseman, der Zuhörer befinde sich am Ende mit einer so großen Mannigfaltigkeit von Bildern und Gefühlen angefüllt, daß sein Geist, gleich einem zerbrochenen Spiegel, nur Bruchstücke von Empfindungen festzuhalten vermöge. Das von Tommaso Bai gesetzte Miserere ruht auf der Grundlage des Allegrischen Werkes mit Hinzufügung einzelner Variationen. Gewiß ist, daß die unübertreffliche Einfachheit von Allegri's Composition mehr dem ächten Styl der Kirchenmusik entspricht, wie sie durch den unsterblichen Palestrina gegründet wurde, als das der Neuzeit angehörige Kunstproduct Baini's, und gerade darum spricht jener heilige Gesang von Allegri mächtiger zu dem frommen Herzen, und läßt einen viel tieferen Eindruck in demselben zurück. So sehr ich auch die majestätische Har-

monie der alten Kirchenmusik schätze und verehre, so lasse ich doch gerne den ehrwürdigen Prälaten Wiseman sprechen; wo Kenner ihr Urtheil abgeben, schweigen bescheidene Dilettanten.

Das Miserere von Allegri, sagt der englische Cardinal Wiseman, hat zwei Partituren, da ein Vers von vier, der andere von fünf Stimmen gesungen wird, bis sie sich beide am Ende zu einem vollen Chore von neun Stimmen vereinigen. Die geschriebenen Noten sind einfach und ohne alle Verzierungen; aber die Ueberlieferung, von einer langen Uebung und einem reinen Geschmacke geleitet, hat manche Läufe, manche Aenderung beigemischt, welche in dem geschriebenen oder gedruckten Texte nicht angeführt werden.

Zuerst beginnen die Stimmen mit einer vollen, aber doch ganz eigenthümlichen Harmonie, bei jedem Worte mit sanftem Nachdruck sich immer mehr und mehr hebend, bis in die Mitte des Verses, wo eine stufenweise Trennung der beiden Partituren stattfindet, welche als Uebergang zum ersten Schlußpunkte dient: man hört, wie sie gleichsam unter einander ein reiches Gewebe von harmonischen Combinationen bilden; die eine scheint gegen den gemeinsamen Gedanken widerstrebend sich aufzulehnen, und nur zu einer augenblicklichen Annäherung an die andern sich zu verstehen, und dieß in melodischen Dissonanzen, bis endlich das Ganze mit einer wellenförmigen Bewegung aufeinanderfolgender Töne in eine vollständige Harmonie in ausgesetzem Tacte verschmilzt.

Dann gehet die Musik zu dem zweiten Theile des Verses über, welcher in einem verschiedenen, aber noch reicheren Modus sich entwickelt, bis sie abermals, und zwar mit noch größerem Erfolg als zuvor, sich zertheilet. Die Partieen scheinen verwickelter als je. Sie können leicht den Beugungen und Krümmungen der einen folgen, welche durch das Labyrinth sanfter Töne sich fortbewegt, während die andere in köstlichen Tropfen von der höchsten Höhe herabträufelt, und den übrigen Stimmen sich gleichstellt. Die eine scheint sich selbst endlich herauszuwinden aus dem geheimnißvollen Pfade, während die andere als nachahmende successive Tonfülle sich darstellt. Sie ist einem Silberdraht ähnlich, welcher sich nach und nach selbst auflöset und dann sich um seinen Endpunkt, den tieftönigen Baß, herumwindet, welcher fast gar nicht von seinem ernsten Charakter während allen ihren Modulationen abgewichen ist, und indem er das herrliche Diapason mit seinen majestätischen Tönen aus-

füllte, in dem kraftvollen Schluß einer ergreifenden harmonischen Masse endet, welche zu bezeichnen die Sprache des irdischen Menschen keine Worte zu bieten vermag.

Nachdem auf diese Weise ein Vers dem andern gefolgt, und immer der gemachte Eindruck der Seele tiefer sich eingeprägt hat, ohne daß irgend ein Kunstgriff oder eine Verzierung die natürliche, einfache Erfindung geschwächt; nachdem die beiden Chöre vereint den letzten kraft- und harmonievollen Ausbruch vollzogen, und die rührende Kirchencollecte: „O Herr, erbarme Dich in Gnaden Deiner Familie" in melancholischer Eintönigkeit gebetet worden, während die letzten Töne des herrlichen, tiefergreifenden, himmlischen Gesanges langsam verhallen, bleibt der Geist des Zuhörers von einer tiefen Wehmuth und einem zu ernsten Gedanken erhebenden Gefühle überwältigt, welches die mißklingenden Töne der irdischen Welt mit Unwillen nur vernimmt, und die Seele nach jenem Lande seufzen macht, wo allein eine wahre und vollkommene Harmonie kann vernommen werden.

So standen auch wir von einem unaussprechlichen Gefühl ergriffen, als die letzten Tonwellen des Miserere wie Geisterlaute in den geheimnißvollen Räumen erstarben. Erst die allmählich zu der Pforte sich drängende Menschenmenge mahnte auch uns zum Rückzuge.

In früher Morgenstunde des Gründonnerstags rief uns St. Peters Gotteshaus zum heiligen Gedächtnißmahl der Liebe, das der Heiland vor seinem Hingange zum Vater eingesetzt. Nach vollendeter Andacht rüsteten wir uns in den vaticanischen Gemächern des Fürsten von Hohenlohe zur Anwohnung bei den feierlichen Ceremonien, die um 10 Uhr Morgens in der Vaticanbasilika stattfanden.

Unterdessen wurde in der Sixtina in Gegenwart des heil. Vaters ein Amt gehalten, nach dessen Beendigung das Sanctissimum in feierlicher Procession vom hl. Vater durch den Königssaal in die Capella Paolina getragen wird. Feierlich ertönte dabei der prachtvolle Hymnus des hl. Thomas: Pange lingua. Wer Gelegenheit hat, versäume nicht die ausgezeichnete Beleuchtung dieser Kapelle zu betrachten.

Wir hatten uns schon vorher in die St. Peterskirche begeben, um Zeugen zu sein jenes erhabenen Actes der Demuth, den der hl. Vater nach dem Beispiele Christi an dreizehn armen Priestern vollzieht. Wir postirten uns in der Nähe des Hochaltars; da aber die große Menschenmenge die freie Aussicht mir versperrte, so kletterte ich an dem marmornen Postament einer der vier Säulen empor und schaute von dort, ein zweiter Zachäus, über die Köpfe der Zuschauer hinweg. In dem rechten Nebenschiff der Kirche waren die Vorbereitungen zur Fußwaschung getroffen. Auf einer langen, erhöhten Estrade saßen die antik gekleideten Apostel mit weißwollenen Gewändern angethan; selbst ihre Schuhe sind von weißem Leder, und auf ihren Köpfen thronen hohe Mützen von konischer Gestalt. Wenn das auf die Feier bezügliche Evangelium vom Cardinal-Diacon verlesen, und die päpstlichen Sänger den Vorgesang „Mandatum" angestimmt, steigt der hl. Vater von seinem Thron, legt seinen hohepriesterlichen Mantel ab, umgürtet sich mit einer weißleinenen Schürze, und beginnt unter dem Vortritt mehrerer hoher Prälaten die rührende Handlung. Nach der Fußwaschung erhält jeder der s. g. Apostel aus der Hand des Papstes einen Blumenstrauß und vom Schatzmeister zwei Medaillen, die eine von Gold, die andere von Silber.

Die Mehrzahl der anwesenden Christusgläubigen sieht in dem Act der Demuth und Liebe, den das Oberhaupt der katholischen Christenheit an armen Priestern vollzieht, eine ergeifende Veranschaulichung jener Liebe, mit welcher Christus uns geliebt und eine eindringliche Aufforderung zur Nachahmung seines Beispiels in thätiger, aufopfernder Nächstenliebe. Der Arme ist so gern geneigt, mißmuthig und neidisch auf die höhern Stände hinzuschauen; kann ihn etwas mehr überzeugen von der Gleichheit aller Menschen in den Augen Gottes, als diese Verdemüthigung des sichtbaren Stellvertreters Christi auf Erden? Der Reiche und Vornehme aber, der so leicht einen unendlichen Abstand zwischen sich und der ärmern Klasse finden und geltend machen will, wie mag er ohne Beschämung hinblicken auf den dreifach gekrönten Fürsten eines geistigen Universalreiches, der seinen ärmsten Brüdern den niedrigsten Liebesdienst erzeigt? Die Fußwaschung ist eine der schönsten und bedeutungsvollsten Ceremonien der Leidenswoche.

Von demselben Gesichtspunkte muß die darauf folgende Speisung der genannten Apostel aufgefaßt werden. In einem prachtvollen Zug, unter Begleitung der Prälaten, Gran-

dezzen und Nobili, führt der hl. Vater, mit weißer Sutane angethan, diese aus den verschiedensten Nationen gewählten Priester in einen Saal über dem Eingang der Peterskirche. Dort wird ein Mahl aufgetragen, und der Papst bedient eigenhändig seine 13 armen Gäste. Vor Gedränge konnten wir dieser Scene nicht anwohnen. Ein böhmischer Geistlicher, den wir in Rom kennen gelernt hatten, befand sich unter den Geehrten. Er erzählte uns voll Begeisterung und Entzücken von der liebevollen Freundlichkeit des hl. Vaters, und erfreute uns mit einigen Reliquien des Mahles. Die sonst an diesem Tage übliche große päpstliche Benediction mußte der unfreundlichen Witterung wegen dießmal unterbleiben.

Wir haben Nachmittags einen Gang gemacht in das heidnische Rom, haben vom Capitol hinabgeschaut auf diesen gewaltigen Kirchhof einer untergegangenen Welt, sind auf den einsamen Trümmern des Forums gesessen, den Zeugen altrömischer Pracht und Herrlichkeit. Kein anderer Ort und keine andere Zeit konnte günstiger sein uns in eine elegische Stimmung zu versetzen.

Die gegen Abend in der Sixtina gehaltenen Metten sind noch trauriger und düsterer als am vorhergehenden Abend. Der Altar und die Stühle sind ihrer Decken beraubt; die Fenster und Kreuze sind mit schwarzem Flor behangen, selbst der Thron des Papstes ist ohne Lehne. Rührender und noch feierlicher als gestern ertönten die Klagen des Propheten; ergreifender steigt aus der Brust der Sänger das Miserere zum Himmel empor; Wehmuth und Schmerz sind der Grundton des heutigen Officiums.

Tief in der großen Stadt Rom liegt ein umfassendes Gebäude. Dahin folge uns der Leser zur Zeit des Ave Maria durch die verworrenen Straßen. Wir durchwandeln die langen Hallen des Hauses und treten in einen erleuchteten Saal. Ehrwürdige Männer in rothen Gewändern sitzen um eine Tafel. Nach Durchlesung unserer literae formatae drücken sie ihr Siegel darauf, und bitten uns mit der größten Freundlichkeit, auf den Sitzen Platz zu nehmen. Wir sehen aus den Blicken Aller, daß wir willkommene Gäste sind. Auf langen Bänken sitzen Leute, oft in poetischem Anzuge, aus den verschiedensten Regionen der Erde. Nachdem die Aufnahme beendigt war, trat ein Geistlicher auf, und hielt eine gediegene italienische Anrede an die Versammlung. Was bedeutet diese Schaar Fremder, und wer sind jene rothgekleideten Räthe? wird der verwunderte Leser fragen. Noch einige Minuten

Geduld, und es wird ihm Alles klar werden. Die Versammelten ordnen sich zu Paar und Paar. Einer der unbekannten Rothen eilt auf uns Beide zu, nimmt uns sanft am Arm, und stellt uns an die Spitze des Zuges. Ein zweiter hoher Saal, dessen Decke von Säulen getragen wird, öffnet sich uns; zahlreiche Zuschauer harren daselbst. Man heißt uns auf den längs der Wand erhöhten Plätzen sitzen. Zu den Füßen der Sitzenden befindet sich je ein Becken mit lauwarmem Wasser. Der dieß schreibt, saß zu oberst in der Reihe. Welche Augen machte er, als einer der rothgekleideten Brüder auf ihn zutritt, sich auf die Kniee niederläßt, und unter Gebet die Füße des Staunenden wäscht! Wie erschrack ich aber noch mehr, als ich über dem rauhen Gewande des Unbekannten das goldene Kreuz und das Cardinal-Mäntelchen erblickte! Hätte ich nicht allzu großes Aufsehen befürchtet, so wäre ich wahrlich aufgesprungen und hätte mit Petrus gesagt: Herr, das geschehe nie und nimmermehr! Meinem Nachbar und Reisegefährten widerfuhr eine gleiche Ehre von einem angesehenen römischen Prälaten.

Unsere Verwunderung wuchs noch, als nach vollendetem Ritus der Fußwaschung die Pforten des Speisesaales sich eröffneten, und der Blick sich fast verlor in dem langgedehnten Raume. Durch das gewölbte Refectorium zogen sich zwei lange Tafeln hin von einzelnen Zwischenräumen unterbrochen. Bald dampfte auf den Tischen eine frugale aber gute Mahlzeit. Der Cardinal erschien und sprach das Tischgebet. Die ausgezeichnete Liebe der Brüder hatte auch hier uns die obersten Plätze angewiesen, und so wurde uns die hohe Ehre zu Theil, von dem Kirchenfürsten bedient zu werden. Es gereichte uns zu nicht geringem Vergnügen, wie dieser hochwürdige Mann mit der größten Freundlichkeit sein Amt versah, das Brod hinreichte, die Fische zerlegte, die Aepfel schälte und dunkelrothen Wein einschenkte. Liebevolle Reden und freundlicher Zuspruch würzten das einfache Mahl. Von gezwungenen leeren Formen war da keine Spur zu sehen; die ächt christliche Gastfreundschaft hat nicht nöthig, mit einem solchen Verlegenheitsmantel sich zu decken. Wo die Wärme wahrer Bruderliebe waltet, findet die Kälte der Höflichkeitsformeln keinen Zutritt. Wirthe und Gäste waren gleichmäßig erfreut. Nach Tisch geleiteten die Brüder die Fremdlinge unter frommem Gesang hinauf in den großen Schlafsaal. Unser Führer, aus dessen freundlichen Zügen fürstliche Hoheit und sanfte Anmuth strahlte, hielt uns auf einige Minuten zurück, und

wies uns sodann ein von den übrigen abgesondertes elegantes Schlafgemach an.

Der Leser hat nun bereits errathen, wo wir uns befanden. Es ist Santa Trinita dei Pellegrini, ein zur Aufnahme der Pilger vom hl. Philippus Neri gegründetes Hospiz, welches mehr als 1000 Gäste faßt. Personen aus den vornehmsten Ständen, der höchste Adel Roms, Cardinäle, Bischöfe und Fürsten beeifern sich da, die niedrigsten Dienste gastfreundlicher Nächstenliebe an den armen, aus fernen Landen gekommenen Fremdlingen zu verrichten, während tausend andere Römer herbeiströmen, und sich an den Sitten, dem Costüme und der Sprache ihrer Glaubensbrüder erfreuen. Mehr als einmal wurde mit den Fingern theilnahmsvoll auf uns gedeutet, und wir vernahmen den flüsternden Zuruf: „Sono Tedeschi“.

Wie bei den gemeinsamen Agapen der ersten Christen, so war da Ein Herz und Eine Seele. Außer den Cardinälen Brignole und Savelli waren zugegen und nahmen Theil an den Dienstleistungen der hochw. Bischof von Münster, ferner Dr. Theiner, sowie viele andere durch Stand, Wissenschaft und Verdienste ausgezeichnete Männer, deren Namen uns unbekannt blieben, deren Andenken wir aber jetzt noch segnen. Vergebens sind die Worte des Dankes, sie ersterben im Uebermaß der Gefühle auf den Lippen; mit den Worten eines Augenzeugen können wir nur sprechen: „Thränen befeuchteten unser Auge, Thränen der Rührung ob des erhabenen Geistes unserer Religion, aber auch Thränen der Wehmuth, da wir uns erinnerten, wie gerade die Tugendbilder, welche in heiliger Liebe vor uns vorüberwandelten, von böswilligen Zungen im fernen Norden gelästert und der Verachtung preisgegeben werden.“ Ewig unvergeßlich werden uns die vier herrlichen Abende bleiben, die wir in Trinita dei Pellegrini verlebt haben.

Der ehrwürdige Cardinal Brignole, dessen fromme, biedere Züge mir jetzt noch lebendig vor der Seele stehen, ist bald nachher zu dem hinüber gegangen, welcher sogar den dargereichten Trunk Wasser nicht unvergolten lassen wird. So bleibt uns nichts übrig, als dem verewigten Kirchenfürsten ein langes, schmerzhaftes Lebewohl nachzurufen. Ja, ehrwürdiger Vater, Du hast uns vor Deinem Hinscheiden ein ewig denkwürdiges Vermächtniß hinterlassen. Du hast uns durch Dein demüthiges Beispiel, Deine liebevolle Gesinnung und die edelmüthige Bedienung der geringsten Deiner Brüder eine Lehre gegeben, welche schwerer wiegt, als alle hohlen Phrasen einer

aufgeblasenen Schulweisheit, eine Lehre, welche nicht wie so manches andere Wissen im Laufe der Jahre verbleicht, sondern die mit Flammenschrift in unser Herz gegraben ist. Darum bleibt uns heilig Dein Name.

Vor mehreren Jahren habe ich dem Begräbnisse eines Fürsten beigewohnt. Durch das ganze Land hin herrschte Trauer und Klage und Schmerz um den geliebten Landesvater; in der Hauptstadt selbst war der laute Lärm des Tages verstummt, nur schwarzgekleidete Personen sah man still in den breiten Straßen umherwandeln, über welche sich düstere Florgewinde hinzogen; es war als laste ein schweres Verhängniß über Stadt und Land. Die Kirche ist am hl. Freitag in noch tiefere Trauer versunken; sie beklagt da nicht den Tod eines irdischen Freundes, eines Vaters oder eines Fürsten, sie weint über das Hinscheiden des Gottessohnes, über ein Ereigniß, das mit Riesenlettern in der Weltgeschichte und in jeder Menschenbrust geschrieben stehen sollte; zugleich mischt sich aber in die dumpfen Trauerklänge die gerührte Stimme des Dankes für die Erlösung. Man tadle daher nicht die verwaiste Braut Christi, wenn sie ihrem tiefen Schmerz und ihrer gerechten Klage den rechten Ausdruck zu leihen weiß.

Kein Glockenton läßt sich von den zahllosen Thürmen der heiligen Stadt hören; das rege Leben hat düsterer Stille Platz gemacht; die helle Kleidung ist meistens in schwarze Tracht umgewandelt; selbst der Papst und die Cardinäle haben den Purpur und die Seide abgelegt, und sich in groben Stoff gehüllt. Der Altar, der päpstliche Thron und die Stühle der Cardinäle sind ihres Schmuckes beraubt. Das zudringliche Publikum von Fremden scheint selbst begriffen zu haben, es schicke sich nicht, die stille Todesfeier des Erlösers durch Befriedigung der Neugierde zu stören, wenigstens waren die Räume der Sixtinischen Kapelle nur mäßig besetzt, so daß wir ohne Schwierigkeit in den innern Raum bis an das Ende der Stühle des hl. Collegiums gelangten. Neben uns hatten sich mehrere Zöglinge des Collegium germanicum postirt; einige Schritte weiter entfernt sahen und sprachen wir den jugendlichen Fürsten von Löwenstein mit seinem Hofmeister.

Ich will den Leser nicht hinhalten durch eine Beschreibung des ergreifendenden gottesdienstlichen Ritus, noch durch eine Aufzählung der prophetischen Lectionen. Erst dann will ich seine Aufmerksamkeit rege machen, wenn in rührender Einfach-

heit und in wahrhaft dramatischer Weise der Passionsgesang von drei Klerikern der päpstlichen Kapelle vorgetragen wird. Die Hauptrolle, den Faden der Geschichte, führte ein ausgezeichneter Tenorist; die vom Heiland gesprochenen Worte werden von einem tiefen, feierlichen Baß gesungen, der in langsamen, vollen Tönen sich bewegt; ein hoher Contrealt übernimmt das Recitativ jener Worte, die von einer dritten Person gesprochen wurden. So oft der jüdische Volkshaufe oder eine sonstige Anzahl Personen sich hören läßt, fällt der Chor ein der mit einer wahren Meisterschaft seine Bestimmung erfüllt.

Diese von Ludovico da Vittoria gesetzten Chöre sind einzig in ihrer Art und unübertrefflich. Diejenigen, welche selbst schon Gelegenheit hatten, diese Composition zu hören, frage ich, ob sie je etwas Ergreifenderes vernommen haben, als jenen kurzen, aber Mark und Bein durchdringenden Chor: „Kreuzige ihn", oder ob je ein Tonkünstler die Ueberraschung und den Schrecken malerischer ausdrücken konnte, als Vittoria, durch den plötzlichen, aber einfachen Wechsel der Tonart bei den letzten Silben der Stelle: „Gib uns den Barrabas los!" — Die ganze Harmonie, sagt Wiseman, weil meistens nur aus einem einzigen Schlage bestehend, der mit einer kurzen, abgebrochenen Note endigt, ist eine rasch aber geräuschvoll sich bewegende, fast möchte ich sagen eine stampfende, ganz übereinstimmend mit dem ungestümen Toben eines wüthenden Pöbels.

Ebenso schön und richtig zeichnet der geehrte Prälat den Charakter der am Palmsonntag gesungenen Chöre der Leidensgeschichte nach Matthäus, die wir leider nicht hören konnten:

In dem dritten Chor, sagt er, wo die zwei falschen Zeugen auftreten, bildet die Aussage dieser letztern ein Duett, aus einer Sopran- und Contrealtstimme bestehend, in welchem die Worte auf eine stolpernde Weise sich folgen, gleichsam als würde der Eine dem Andern seine Lüge vorhalten, und auch die Musik (nämlich die übrigen Stimmen) geht nur in unterbrochenen Tönen fort; bald vernimmt man nur sich widersprechende Accorde, bald ahmt der Eine des Andern Bewegung in allen Stücken nach, so daß das Urtheil des Evangeliums sich deutlich bewährt: „Ihre Zeugnisse waren nicht übereinstimmend". Nichts kann die Zartheit und das tiefe Gefühl übertreffen, mit welchem in dem 16. Chore die Worte gesungen werden: „Gegrüßet seist du, König der Juden." Der gotteslästerliche Spott des jüdischen Pöbels hat sich auf den Lippen der Sänger in heiligen Ernst umgewandelt. Der

schönste und rührendste von allen diesen Chören ist der letzte: „Laßt uns den Rock nicht zertheilen, sondern werfen wir über denselben das Loos“. Die Stimmen folgen einander steigend und fallend: sie tönen immer sanfter und leiser, bis endlich der ganze Chor in einen zarten aber majestätischen, letzten Schrei ausbricht. — Es folgte hierauf eine lateinische Predigt die jedoch nicht das Zeitmaß einer halben Stunde überschritt. So gediegen auch der Inhalt war, so klang der Vortrag doch etwas monoton; vielleicht war der Redner nicht gewohnt, dem hl. Vater gegenüber, im Angesichte des hl. Collegiums zu sprechen. Nachdem die hohenpriesterlichen Gebete für die ganze Menschheit zu Gott emporgeschickt waren, geschah die Enthüllung und die Adoration des Kreuzes. Schon hatte man dem hl. Vater die Schuhe abgenommen; mit bloßen Füßen und gefalteten Händen trat er an das unterste Ende der Cardinalsstühle, wo das hl. Kreuz auf einem reichen Kissen ausgebreitet lag; aller Zeichen seiner höchsten Würde entkleidet, warf er sich dreimal auf den harten Boden, und küßte sodann die Wundmale des Crucifixes. Bei der ersten Kniebeugung des hl. Vaters beginnen die päpstlichen Sänger, zu zwei Chören abgetheilt, mit leiser, klagender Stimme Palestrina's unsterbliche Composition der Improperien, untermischt mit den einfachen aber gewaltigen Accorden des griechisch und lateinisch gesungenen Trisagion. Wenn je aus einer Schöpfung des großen Meisters sanfte Frömmigkeit auf die Zuhörer niederströmt, so ist es dieses einfache, wunderbare zarte und feierliche Tonstück, und wenn irgendwie Palestrina's frommer Geist noch über der von ihm neu gegründeten heiligen Sängerschaar weilt, so schien sie mir jetzt besonders von seinem Hauche beseelt. Ich glaubte nicht Menschen, sondern Engel zu hören; ja aus dem Munde des Erlösers selbst fühlte ich diese zarten Klagen strömen, nur unterbrochen von dem Ruf der Menschheit um Barmherzigkeit und Erbarmen. In langgedehnten Tönen vereinigen sich beide Chöre am Schlusse zu einer neunstimmigen Harmonie. Dem Beispiele des hl. Vaters waren alle Cardinäle, der ganze hohe Clerus und mehrere fürstliche Personen gefolgt: auch sie hatten dem Symbol der Welterlösung ihre Huldigung dargebracht. Sodann holte der Papst in Begleitung des Cardinal-Collegiums das hochw. Gut aus der Paulinischen Kapelle ab, und einer der Cardinäle celebrirte die Ceremoniemesse. Erst gegen zwölf Uhr war die Feier zu Ende. Nachmittags steigt der heilige Vater im Gefolg der Cardinäle in die St. Peterskirche hinab, und erweist kniefällig den Reliquien des Leidens Christi seine Verehrung.

---

5. Das römische Osterfest.

Die katholische Kirche besitzt eine gründliche psychologische Kenntniß der menschlichen Natur, darum weiß sie auch in der Anordnung und Vertheilung der heiligen Zeiten und Feste überall das richtige Verhältniß zu treffen. Sie schreibt in der Fastenzeit Sinnesänderung, Buße, Entsagung von sinnlichen Vergnügungen vor, sie trauert in der Leidenswoche mit dem duldenden und sterbenden Heiland, um am Ostertage Theil zu nehmen an dem Triumph des erstandenen Gottmenschen. Daher entfaltet sie an diesem Tage ihre ganze Pracht und Herrlichkeit, denn auch die sinnliche Natur des Menschen soll, wie sie in der Fastenzeit das geistige Streben des Menschen erleichterte, jetzt bei seiner Geistesfreude ihre Berechtigung finden.

Heiter und wohlgemuth eilten unter der Menschenmenge, die sich am Ostermorgen nach dem Vatican drängte, auch zwei germanische Pilger in römischer Klerikalkleidung dem hohen St. Petersdome zu. Ungehindert kamen sie durch die Militärgarden hindurch bis in die unmittelbare Nähe des Hochaltars. Lange standen sie da in gespannter Erwartung. Endlich hörten sie von der weitgeöffneten Pforte des Tempels her die feierlichen Töne des päpstlichen Sängerchores: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" *). Kaum waren die letzten Tonwellen verhallt, als eine herrliche, starkbesetzte Instrumentalmusik dem Ausdruck des Jubels von Neuem ihre Stimme lieh. Zu gleicher Zeit näherte sich die majestätische Procession, mit welcher der heil. Vater kam, an unsern Augen vorüber dem Hochaltar. Voraus ging die niedere

*) Die mächtige Wirkung dieses Hymnus mag unter Anderem aus folgendem Vorfall ersehen werden. Bei der Krönung Napoleons I. hatten sich die Pariser auch durch eine unerhörte Kirchenmusik auszeichnen wollen, und das Orchester in der Kirche mit 80 Harfen besetzt, um so den König David recht zu multipliciren. Die Aufführung setzte in ein galantes Erstaunen. Gleich nachher betrat der Papst die Kirche, und einige 30 von Rom mitgebrachte Sänger empfingen ihn mit dem mächtigen: **Tu es Petrus** von Scarlatti, womit auf der Stelle der ganze frühere Harfenspektakel todtgeschlagen war. Es wurde nachher für eine Neckerei angesehen, wenn man den Parisern von der Majestät ihrer 80 Harfen redete.

bei der Festfeier betheiligte Geistlichkeit, dann folgten die apostolischen Pönitentiare, die Domherren von St. Peter und das Cardinalcollegium. Vor dem Papste her wurde die Tiara mit der dreifachen Krone getragen. Der hl. Vater selbst saß auf einem Thronsessel, der auf den Schultern rothgekleideter Römer getragen wurde. Eine goldgestickte Inful bedeckte das Haupt des Hohenpriesters. An dem für ihn besonders errichteten Thronhimmel angekommen, kniete der hl. Vater auf einen Betstuhl nieder, in stille Andacht versunken. Hierauf führte man ihn wieder zurück auf den Thron, wo ihm die assistirenden Cardinäle die hohenpriesterliche Kleidung anlegten. Neben dem Altar standen die zur Feier bestimmten goldenen und silbernen Gefäße. Mit den heiligen Gewändern angethan, begab sich nun der Papst an die Stufen des Hochaltars und verrichtete das Staffelgebet und den Introitus. Die päpstliche Kapelle hatte sich auf einer roth ausgeschlagenen, vergitterten Tribüne zur Rechten des Altars aufgestellt. Während der hl. Vater angekleidet wurde, sangen sie mehrere Psalmen unisono, die stets vom vollen Chor mit Gloria patri in mehrstimmiger Harmonie geschlossen wurden. Eine vortrefflich ausgeführte Motette schloß sich an diese Psalmodie an. Unter dem Hochamte wurde eine Messe ohne Instrumentalbegleitung gesungen. Wenn ich mir eine der modernen Theatermessen, wie sie noch da und dort zu hören sind, damit in Vergleich denke, so finde ich etwa dasselbe Verhältniß, wie zwischen der Freiburger josephinisch gebauten Convictskirche und dem wundervollen Münsterdom. Bereits war der Introitus vorüber und der Papst stimmte mit lauter und kräftiger Stimme das Gloria in excelsis an, das der Chor aufnahm, und in kunstvollen Fugen zu Ende führte. Nun wurde die Epistel und das Evangelium in lateinischer und griechischer Sprache gesungen; der hl. Vater saß unterdessen im vordersten Theile des Chores unter einem seidenen Baldachin. Zu beiden Seiten des Chores war die päpstliche Nobelgarde aufgestellt, die bekanntlich aus vornehmen römischen Cavalieren besteht. Vom Offertorium an verrichtete der Papst am Altare die hl. Handlung weiter. Ein majestätisches Sanctus folgte auf die vom Papst gesungene Präfation. Bei der Wandlung, wobei der hl. Vater die consecrirten Gestalten nicht in die Höhe hebt, sondern sich nach allen Seiten hinwendend sie dem Volke zur Anbetung zeigt, schwebten sanft die lieblichen Klänge der Instrumentalmusik wie von Himmelshöhen aus der hohen Kuppel herab. Dazu denke man sich noch den in so riesigem Maßstab ausgeführten, von Marmor und Gold strahlenden

St. Petersdom, über dem die hohe Kuppel, ein zweiter Himmel zum Himmel emporsteigt — und man kann sich dann eine kleine Vorstellung machen von der feierlichen Stimmung, in welche hier der nordische Pilger versetzt wird. Die Communion empfängt der hl. Vater sitzend, und zwar genießt er das hl. Blut einem altherkömmlichen Ritus gemäß, durch ein goldenes Saugröhrchen.

Nach Beendigung des österlichen Hochamtes wird von einer Loggia der Vaticanbasilika herab die große päpstliche Benediction ertheilt. Die zu dieser Festlichkeit bestimmte Tribüne inmitten der Façade der Peterskirche war mit rothem Sammt ausgeschmückt. Eine unübersehbare Menschenmenge wogte auf dem Petersplatze. Mit dem Schlag zwölf Uhr erschien der Papst auf der Loggia, umgeben von Bischöfen und Cardinälen, während in das harmonische Geläute aller Glocken Roms sich der Donner der Kanonen von der Engelsburg mischte. Sobald der hl. Vater sichtbar wurde, trat eine lautlose Stille ein; einer der assistirenden Cardinäle hielt ihm knieend ein Buch vor, aus welchem er mit lauter Stimme die gebräuchliche Oration vollendete. Hierauf ertheilte er die Generalabsolution, Worte, die aus dem Munde des Statthalters Christi einen ergreifenden Eindruck ausüben. Feierlich erhob sich jetzt der hl. Vater, breitete die hohenpriesterlichen Hände gen Himmel, und ertheilte den auf den Knieen liegenden Gläubigen und dem ganzen katholischen Erdkreis seinen apostolischen Segen. Weit hinaus über die sieben Hügel Roms trug der Klang der Glocken und der eherne Mund der Kanonen die Kunde von diesem freudigen Ereigniß. Die Ertheilung der päpstlichen Benediction ist wirklich eine erhabene, großartige Feierlichkeit. Selbst Akatholiken, welche bei diesem festlichen Acte zugegen waren, haben zugestanden, daß man sich's fest vornehmen müsse, wenn man nicht, überwältigt von dem mächtigen Eindruck dieser heiligen Handlung, unwillkürlich auf die Kniee niedersinken wolle. Nach dem Segen überblickte der hl. Vater noch einige Minuten lang die Versammlung und zog sich dann wieder zurück. Dir vormittägige Festesfeier war zu Ende.

Wenn am Christmorgen in dem alten Münster zu Freiburg unzählige Lichter und Lämpchen funkeln und flimmern, und das Auge hineinschaut in den Lichtglanz, der die dunkeln Gewölbe überkleidet: so empfindet man ein eigenthümliches Gefühl, eine Ahnung von überirdischer Schönheit ergreift die Seele. Nun versetze sich der Leser im Geiste am Osterabend nach Rom: er denke sich den mächtigen Petersdom, in den man den ganzen

Freiburger Münster hineinstellen könnte; er stelle sich die gewaltigen Säulengänge vor, die den Petersplatz umfassen; er zeichne sich die Schaar der Heiligenstatuen, die gleichsam die Ehrenwache bilden vor dem Grabe der Apostelfürsten, und diesen großartigen Wunderbau mit seiner Umgebung denke man sich nicht von irdischem Material, sondern von glühendem Feuerstoff aufgeführt: dann hat man ein mattes Bild von der unvergleichlichen Beleuchtung der Peterskirche, wie sie am Osterabend stattfand. Doch selbst die lebhafteste Phantasie kann sich von diesem zauberhaften Effect keine genügende Vorstellung machen.

Wir sahen zuerst von der Engelsbrücke aus die Kuppel in strahlendem Lichtglanze von einem Feuermeer „wie von Glorienlicht umflossen" in die dunkelblaue Luft emporragen. Bald aber riß uns das Gedränge mit fort bis zum Eingange des Petersplatzes, wo man den schönsten Anblick des entzückenden Schauspieles hat. Wer vermag mit dürren Worten zu beschreiben, was römische Kunst mit Flammenzügen gezeichnet hat! Alle Kanten, Winkel, Bogen, Linien und Säulen sind wie von einer Schnur funkelnder Korallen eingefaßt, auf der Façade strahlen die Standbilder Christi und der zwölf Apostel gleich der Sonne und zwölf leuchtenden Sternen, über dem Tempel wölbt sich, wie eine Diamantenkrone, das Kuppelgebäude; zu oberst aber auf diesem Feuerberg ragt siegreich das Kreuz empor. Die Beleuchtung hatte etwa um halb acht Uhr ihren Anfang genommen. Mit dem Schlag ein Uhr nach italienischer Zeitrechnung (acht Uhr Abends) wurde auf dem Kreuz der Kuppel eine hellauflodernde Flamme sichtbar, die die mit der Schnelligkeit des Blitzes sich über das ganze Gebäude verbreitete. In wenigen Minuten hatte diese große Feuerschlange alle die kleinen Lichter und Flämmchen verschlungen und züngelte, wie das Lodern einer Feuersbrunst, um alle Theile des großen Gotteshauses. Die Geschwindigkeit, mit welcher die s. g. Pietrini an Stricken hängend unter Lebensgefahr so viele Pechpfannen angezündet, bleibt mir jetzt noch räthselhaft, und doch verunglückt selten einer dieser kühnen Arbeiter. Wie schon in alten Zeiten das Losungswort des römischen Volkes „Panem et circenses" hieß, so scheinen die Römer auch jetzt noch einen besondern Erfindungsgeist für solche glänzende Schauspiele zu besitzen. Das zeigte sich noch mehr in dem Feuerwerk des folgenden Tages, der weltberühmten Girandola.

Noch vor wenigen Jahren fand dieses Kunstfeuer auf der

Engelsburg statt. Seit aber die Franzosen in jenem Castell ihr Pulvermagazin haben, wird die Girandola auf Monte Pincio gegeben. In Begleitung eines jungen würtembergischen Künstlers steuerten wir den Corso entlang auf den Volksplatz zu, der mit Zuschauern bereits angefüllt war. Um 9 Uhr verkündeten zwei Kanonenschüsse den Anfang des Feuerwerkes. Fast wußte ich nicht, war es ein Traum oder Wirklichkeit, als plötzlich auf dem Hügel ein Vulcan Flammensäulen bis zu einer erstaunlichen Höhe in die Luft schleuderte. Vermittelst eines ununterbrochenen Kanonendonners ahmte man einen Ausbruch des Vesuvs sehr täuschend nach. Wie durch Zauber hervorgerufen, stand nach Beendigung der ersten Vorstellung ein gothisches Gebäude aus funkelnden Diamanten vor unsern Augen. Nach einer Weile verschwand es, um Feuerbächen Platz zu machen, den Wasserfällen von Tivoli nachgebildet. Jede Scene schien unübertrefflich, und doch wurde stets die vorausgehende durch die folgende überboten. Unter den übrigen Abtheilungen nenne ich nur noch die Darstellung einer Belagerung und das Aufsteigen zahlloser Raketen, die theils nach Art der Kometsterne durch die Lüfte dahinschwebten, theils in der Höhe zerplatzten und feurige Schlangen und geflügelte Fische zum Kampfe gegen einander losließen. Zum Schlusse wurde eine massenhafte Feuergarbe römischer Raketen in die Luft geschleudert, welche oben alle zugleich zersprangen, und in den mannigfaltigsten Farben langsam sich herabließen. Man glaubte der ganze Sternhimmel stürze zusammen, und jeder Stern habe sich in einen prächtig funkelnden Edelstein verwandelt. Ich habe damals in mein Tagebuch geschrieben: „Nicht um 500 fl. möchte ich die Erinnerung dieses schönen Abends verkaufen.“ Der Leser wird es nach dieser Bemerkung leicht glaublich finden, daß wir aus Leibeskräften in den Ruf von mehr als 50,000 Zuschauern einstimmten: „oh bello, bellissimo!“ — Mit Recht sagt Gaume in seiner Reisebeschreibung: „Fügt man hinzu, daß diese Feste, wo der Reichthum der einzelnen Theile und der gute Geschmack der Anordnung sich mit der Größe des Gegenstandes vereinigen, unter dem herrlichen Himmel Italiens gefeiert werden, in der ewigen Stadt, mitten unter den Meisterwerken des christlichen Genies in Gegenwart einer Wolke von Zeugen aus allen Theilen der Erde, so begreift man, daß der Zuschauer, von diesem wunderbaren Ganzen überwältigt, Eindrücke erfährt, die überall anderswo unbekannt sind, und seine Bewunderung sich bis zur Begeisterung, seine Wonne bis zur Trunkenheit erhoben fühlt.“

Die schöne Feier der Charwoche, der Jubel und die Festesfreude der Kirche am Auferstehungstage bedarf für ein gläubiges Gemüth keiner nähern Auseinandersetzung. Für diejenigen übrigens, welche uns Katholiken so gerne der Aeußerlichkeit und des leeren Ceremonienwesens beschuldigen, will ich noch die Worte einer katholischen Zeitschrift anführen: „Gibt es in dem Lande der Verbannung etwas, sagt der „Katholik," was schön und tröstlich genannt zu werden verdient, was den Kindern Eva's die Tage ihrer Pilgerschaft in Wahrheit zu versüßen vermag, so ist es gewiß nur in der Kirche zu finden, der Stadt, die von oben herabgestiegen, das Bild des himmlischen Jerusalem an sich trägt. Selbst die äußere Schönheit der Kirche, ihr Reichthum an heiligen Zeiten und Orten, ihr stets festlicher Schmuck, ihre tiefsinnige, die irdischen Dinge mit heiligem Charakter bezeichnende Symbolik — alles dieses, ist es nicht schon in seiner bloßen äußerlichen Erscheinung ein überaus wohlthuender Trost für die Menschheit, insonderheit für die leidende Menschheit, ein herrlicher, genußreicher Gemeinbesitz, dessen sich Alle, auch die Aermsten, erfreuen können! Auch die ungläubige Welt muß diese Schönheit der Kirche und des kirchlichen Lebens, den Reichthum an trostreicher, heiliger Poesie anerkennen, der sich überall über alles Leben ergießt, wo sie, die Mutter der Völker, waltet; sie erkennt es als eine nur ihr eigenthümliche Begabung, auch das öffentliche Leben verklärend zu durchdringen. Aber der Unglaube sieht nur das Aeußere: will er sich erklären, woher der Kirche diese beglückende Begabung komme, so geht er stets irre, und verfällt den abenteuerlichsten Muthmaßungen. Wir, die Kinder der Kirche, wissen allein, daß hinter diesem nach Außen strahlenden Glanze noch eine viel größere Herrlichkeit liegt, daß nur in der Kirche die Schönheit des Himmels widerglänzt, weil nur sie in innigster Verbindung, im lebendigsten Verkehr lebt mit der höhern Welt, dem Urbild aller Schönheit."

6. Der heilige Vater.

Es ist ein altes Sprüchwort, daß, wer in Rom ist, auch den Papst sehen müsse. Wir hatten nun zwar während der Feierlichkeiten in der Charwoche und an Ostern das Oberhaupt der katholischen Kirche mehrmals in unmittelbarer Nähe zu betrachten das Vergnügen gehabt: dennoch waren wir von ganzer Seele einverstanden, als Fürst von Hohenlohe uns persönlich Sr. Heiligkeit vorzustellen versprach. Am ersten Freitag nach Ostern sollte unser sehnlicher Wunsch, den heiligen Vater von Angesicht zu Angesicht zu sehen, in Erfüllung gehen. Mit etwas beklommenem Herzen stiegen wir zwei Pilgrime Nachmittags drei Uhr die hohen Treppen des Vaticans hinauf in die Wohnung des Fürsten, der uns freundlichst empfing und mit einigen Erfrischungen bewirthete. Nachdem wir unsern Festornat angelegt, gingen wir durch die Raphaelischen Loggien hinüber in die päpstlichen Zimmer, wo der Fürst uns in einem Vorsaale warten hieß, bis Se. Heiligkeit käme. Er selbst trat in das Cabinet des Papstes, um uns anzumelden. Nach einer Viertelstunde voll gespannter Erwartung öffnete ein Schweizerofficier die Salonthüre und der heilige Vater trat heraus in seiner gewöhnlichen weißen Hauskleidung. Schon der erste Blick des Papstes nahm uns jede Spur von Aengstlichkeit; mit der größten Herablassung und Freundlichkeit rief er lächelnd von ferne auf französisch: Ah, die zwei Theologen aus Freiburg... Als er sich uns genähert, beugten wir uns der Sitte gemäß zum Fußkuß. Mit väterlichem Wohlwollen sprach er hierauf zu uns, erkundigte sich theilnahmsvoll nach dem Befinden unseres allverehrten, greisen Erzbischofs Hermann und beauftragte uns, Sr. Excellenz zu melden, wie er aus voller Seele ihm seinen apostolischen Segen spende. Auf die an mich gerichtete Frage des heiligen Vaters: „loquerisne latine?“ setzte ich in einer lateinischen Anrede den Zweck unserer Reise kurz auseinander. Am Schluß der Audienz ertheilte Se. Heiligkeit huldvoll uns und allen uns Angehörigen die päpstliche Benediction und weihte unsere Kreuze, Rosenkränze und Medaillen. Die Frage des Fürsten von Hohenlohe, ob wir uns sonst noch eine Gnade vom Kirchenoberhaupt erbitten wollten, hatten wir verneint; es genügte uns, daß wir seine freundlichen Züge, tief in unser Herz eingegraben, in unsere Heimath mitnehmen konnten.

Papst Pius IX., der 259. Nachfolger des hl. Petrus, steht jetzt in einem Alter von 69 Jahren. Seine Gestalt ist von mittlerer Größe; in seiner ganzen Haltung und Bewegung liegt jedoch eine Ehrfurcht gebietende Majestät. Auf seiner offenen, freien Stirne thront Hoheit und Würde, um seinen Mund spielt beständig ein freundliches Lächeln; seine Stimme ist sanft und wohlklingend und vermag nach Bedürfniß, ohne dadurch an Klang zu verlieren, eine bedeutende Kraft zu entfalten; seine Züge sind voll, aber sie lassen bemerken, daß schwere Leiden darüber weggezogen sind. Wenn der hl. Vater sich zeigt in dieser liebenswürdigen, anmuthsvollen Gestalt, angethan mit seinem großen, ganz weißen Talare und der hohenpriesterlichen Stola, glaubt man eine tröstende Erscheinung aus einer bessern Welt zu sehen.

Vor nicht langer Zeit besuchte die junge Princessin von Preußen die Peterskirche mit ihrem Vater. Sie begegneten dort dem Papste, welcher einige Worte an sie richtete. Die Princessin, obgleich Protestantin, war von Bewunderung hingerissen. Nach ihrer Rückkehr hatte man eine Erfrischung aufgetragen und lud sie ein, sich zur Tafel zu setzen. O nein, antwortete sie, mein Herz ist zu voll, ich fühle mich gesättigt von dem Glück, Pius IX. gesehen und gehört zu haben.

Das Aeußere des hl. Vaters ist ein Bild seines Seelenlebens. In dem persönlichen Character Pius IX. tritt vor Allem eine auf den festesten Glauben gegründete Frömmigkeit hervor, die sich wie ein silberweißer Faden durch sein ganzes Leben hindurch zieht. „Liebes Kind,“ sagte einst die Gräfin Mastai zu ihrem sieben- oder achtjährigen Söhnlein, der einst als Papst Pius IX. den Thron Petri besteigen sollte: „Liebes Kind, großes Unglück droht dem erhabenen Oberhaupte der Kirche, Pius VII., er ist sehr betrübt; bitte Gott mit mir, daß es ihm gefalle, die Leiden des hl. Vaters zu mildern und jede Gefahr von seinem Haupte abzuwenden.“ O ja, antwortete das Kind, ich will mit dir beten für den hl. Vater und ich verspreche dir, daß mein Gebet recht innig sein soll. — Und jeden Morgen und Abend erinnerte der junge Mastai selbst seine Mutter an das Vaterunser, welches sie zusammen beten sollten. Eines Abends, als sie ihr gewöhnliches Gebet verrichteten, umarmte die Gräfin unter Thränen ihr Kind und sagte: „Lieber Kleiner, wir müssen heute mit besonderer Inbrunst für den hl. Vater beten; das Unheil, welches man befürchtete, beginnt hereinzubrechen: Bewaffnete haben sich seiner bemächtigt, er ist gefangen und man führt ihn weit weg von Rom!“ Bei diesen Worten begann

das Kind, welches bis dahin seiner Mutter aufmerksam zugehört hatte, mit ihr zu weinen, und die kleinen Hände faltend, betete es mit der Andacht eines Engels.*)

Als das Gebet vollendet war, fragte er seine Mutter, während die Thränen noch in seinen Augen standen: Aber wie kann Gott zugeben, daß man den Stellvertreter Christi, welcher so gut ist, wie einen Uebelthäter in die Gefangenschaft schleppe? Mein Kind, erwiderte die Mutter, gerade weil der hl. Vater der Stellvertreter Christi ist, gestattet Gott dieses. Erinnerst du dich nicht, was ich dir von der Geschichte des Erlösers erzählt habe, wie der göttliche Heiland, welcher die Liebe selbst war, dennoch Feinde hatte, die ihn unter den schrecklichsten Martern an das Kreuz schlugen? Und Gott hat gewollt, daß die Päpste die Nachbilder des leidenden Christus seien. — Aber dann sind jene Menschen, antwortete das Kind, Bösewichte und man muß Gott bitten, sie zu strafen! Liebes Kind, erwiderte die Mutter, man muß Gott niemals bitten, irgend Jemanden zu strafen. Erinnere dich, was Jesus Christus selbst noch am Kreuze that: er betete für seine Feinde. Dies thut, ich bin dessen gewiß, in diesem Augenblick auch Pius VII. und wir müssen unser Gebet mit dem seinen vereinen und Gott bitten, daß er alle jene Gottlosen erleuchte, welche Hand an den hl. Vater legten. Und der junge Mastai Ferretti warf sich abermals auf die Kniee und betete für die Feinde Pius VII. So hat Pius IX. es als Kind schon wohl verdient, daß alle Gläubigen am Morgen und Abend in seiner Bedrängniß wieder für ihn beten.

Der tief religiöse Zug seines Herzens führte den jungen Grafen Mastai in den Dienst der Kirche, obwohl seine anfangs wankende Gesundheit diesem Vorsatze zu widerstreben schien. Aufgemuntert und getröstet von Pius VII. unternahm der junge Mastai eine Pilgerfahrt nach Loretto. Die heilige Jungfrau erhörte sein kindliches Gebet, seine schwächliche Gesundheit besserte sich, er konnte die theologischen Studien an der römischen Academie beginnen. Dieses unerschütterliche Gottvertrauen hat Pius IX. in allen Verhältnissen seines Lebens bewahrt. Ich erinnere hier nur an das schöne Wort, das er voriges Jahr zu dem französischen Gesandten Grammont sprach, als dieser ihn mit nichtigen Vorspiegelungen zu trösten suchte:

---

*) Diese und mehrere der folgenden Nachrichten verdanken wir dem neulich bei Kirchheim in Mainz erschienenen, sehr empfehlenswerthen Büchlein: Characteristische Züge aus dem Leben Pius IX. von Abbé Dumax.

„Herr Herzog," sprach Pius, auf das Crucifix deutend, „dieser ist es!, auf welchen ich vertraue." Oftmal rollen Thränen über das ehrwürdige Antlitz des hl. Vaters, wenn er in seiner Kapelle das unblutige Opfer des neuen Bundes, die heilige Messe, feiert. Am Altare, sagt Abbé Dumax, scheint sein Antlitz von einer himmlischen Schönheit zu leuchten; alle Pilger, die ihre Frömmigkeit nach Rom führt, sagen dies, und selbst die leichtfertigsten Touristen sind gezwungen, es zuzugeben. Ich meinestheils werde nie den erhabenen Eindruck vergessen, der mein Inneres bewegte, als es mir zum erstenmal vergönnt war, ihn am Altare zu sehen: welche Anmuth, welche Hoheit, welcher Friede, welche Frömmigkeit! — Ich hatte herrliche Musik gehört, großartige Feierlichkeiten gesehen; — aber meine Blicke hingen an dem hl. Vater, ich hatte nur Ohren, um seine Stimme zu hören, als er sie in dem Heiligthum erhob, um für die Kirche zu beten und den Erdkreis zu segnen. — Sic oculos, sic ille manus, sic ora ferebat! sagte ich mir indem ich an den großen, höchsten Hirten dachte.

Wie in Anbetracht seiner Frömmigkeit und seines gläubigen Gottvertrauens, so verdient der neunte Pius auch wegen seiner Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit der Statthalter Christi auf Erden zu sein. Aeußerst mäßig und sparsam, wo es sich um seine persönlichen Bedürfnisse handelt, kennt der hl. Vater keine Grenzen der Freigebigkeit gegen die Armen und Nothleidenden. Als der Cardinal Mastai zum Papste erwählt war, sagten unbemittelte Römer, die ihn von früher kannten: Wahrlich, er ist für uns ein Papst der Armen und Verlassenen. Ihre Hoffnung ward nicht getäuscht. Je hilfloser Jemand ist, desto sicherer darf er auf die Unterstützung von Seiten des hl. Vaters zählen. Insbesondere aber ist der Stellvertreter Christi ein Vater der Wittwen und Waisen. Gleich nach seiner Priesterweihe hatte er die Leitung einer römischen Waisenanstalt übernommen. Diese Anstalt, durch einen braven Maurer gegründet, zählte gegen hundert Waisenkinder. Noch jetzt erinnert sich der hl. Vater voll Rührung an seinen damaligen gesegneten Wirkungskreis. Vor einigen Jahren hatte ein junger französischer Geistlicher, der kurze Zeit zuvor die Priesterweihe erhalten hatte, die Ehre, vom hl. Vater in besonderer Audienz empfangen zu werden. Mein theurer Sohn, sagte liebevoll Pius IX., nachdem er ihm seinen Segen gegeben hatte, Sie sind jetzt Priester und haben bereits mehrfach das Glück gehabt, das heilige Meßopfer darzubringen. „Ja, heiliger Vater." Und wo, mein Sohn, haben Sie Ihre

erste Messe gelesen? „Zu St. Peter, in den Grotten des Vaticans." Sehr wohl, es muß Ihnen das zu hoher Freude gereichen, ich wünsche Ihnen Glück. Was mich anbelangt, ich las meine erste Messe im Tata Giovanni, mitten unter den armen Waisen... Und bei diesen Worten sammelte sich der hl. Vater einige Augenblicke, in freundliche Erinnerungen versunken. Dann das Gespräch wieder aufnehmend, fragte er: Und wo, mein Sohn, haben Sie Ihre zweite Messe gelesen? „Heiliger Vater, zu Santa Maria Maggiore." O ein herrlicher und frommer Gedanke, erwiderte der Papst. Santa Maria Maggiore, ein köstliches Heiligthum. Ich beglückwünsche Sie nochmals, mein Sohn. Was mich anbelangt, so las ich meine zweite heilige Messe im Tata Giovanni. Arme Kinder! Und der hl. Vater beugte bei den letzten Worten das Haupt und schwieg länger als vorher. Hierauf sich zum dritten Mal an den jungen Priester wendend, fragte er ihn wieder: Und wo haben Sie Ihre dritte Messe gelesen? „Zu Sanct Johannes vom Lateran." Sehr gut, sehr gut, mein Sohn, ich bewundere die Frömmigkeit und die glückliche Wahl, die Ihr Herz getroffen. Sanct Johannes vom Lateran ist mit St. Peter und St. Maria Maggiore eines der erhabensten Gotteshäuser der katholischen Welt. Was mich anbelangt, so habe ich meine dritte Messe immer noch im Tata Giovanni gelesen, und dort, fügte der hl. Vater mit weicher Stimme hinzu, dort war es, wo ich meine vierte, meine fünfte und alle folgenden las. Mein Herz hatte wohl nach dem Glücke verlangt, das Sie gekostet, aber konnte ich mich von meinen armen Kindern entfernen? War ich nicht ihr Vater? Welche Freude gewährte es ihnen, mich am Altare in ihrer Mitte zu sehen! Welche Genugthuung war dies nicht für mich!

Tausend herrliche Züge könnten als thatsächliche Beweise dieser väterlichen Gesinnung Pius IX. angeführt werden, wenn uns der enge Raum nicht nöthigte, uns auf einige wenige zu beschränken. Eines Tages näherte sich ein Knabe dem hl. Vater und redete ihn mit den Worten an: Nicht wahr, du bist der Papst? Ja, mein kleiner Freund, ich bin der Papst, antwortete Pius. Hierauf sagte das Kind weinend: Ich habe keinen Vater mehr! — Sei getrost, mein Kind, entgegnete der hl. Vater, ich werde dein Vater sein. Und sofort traf er seine Verfügungen, daß das Kind nach einem Erziehungshause gebracht und dort auf seine Kosten erzogen werde. Ein anderes Mal schrieb ein Knabe von etwa zwölf Jahren direct an den Papst: „Heiliger Vater, sagte er in seinem Briefe, meine

Mutter ist Wittwe, krank und schwach; sie befindet sich im größten Elend; ich allein sorge für sie und ihren Unterhalt; aber ich bin nicht im Stande, ihr einige Gegenstände von dringender Nothwendigkeit und die Arzneien, deren sie bedarf, zu kaufen." Er bedürfe, fügte der Knabe naiv hinzu, drei und dreißig Paoli (acht bis neun Gulden), und wenn Seine Heiligkeit es ihm erlaube, würde er am folgenden Tage kommen und ihn darum bitten. Gerührt von diesem Briefe, gab der hl. Vater Befehl, den Knaben, wenn er komme, zu ihm zu führen. Der kleine Bittsteller kam wirklich und wiederholte ohne Verwirrung vor dem Papste seine Bitte. Pius gab ihm zwei Goldstücke im Betrag von 36 Paoli. Es sind drei Paoli zu viel, sagte das Kind, nachdem es gedankt, ich habe kein Geld, um den Ueberschuß herauszugeben. Der hl. Vater lächelte über die unschuldige Einfalt des Kleinen und sagte ihm, er solle den Ueberschuß behalten. Als der Papst durch anderweitige Nachfrage sich von der Richtigkeit der Aussage des Knaben und von der guten Verwendung des geschenkten Geldes überzeugt hatte, ließ er den Knaben wieder zu sich kommen und sagte ihm, daß er für seine Erziehung und seine Zukunft sorgen wolle. Aber der Knabe lehnte dies wohlwollende Anerbieten ab, indem er erklärte, er könne seine Mutter nicht verlassen, deren einzige Stütze er sei. Nun denn, erklärte der Papst, weil deine Mutter so arm, und du ein so gutes Kind bist, so will ich für euch beide sorgen. — Die Revolution des Jahres 1848 hatte eine Menge unglücklicher Kinder dem äußersten Elende ausgesetzt, deren Eltern theils in den Kämpfen gegen die französische Armee gefallen, theils, um der ihnen drohenden Strafe zu entgehen, geflohen waren. Auf die erste Nachricht, welche Pius von dem Loos dieser Unglücklichen erhielt, denkt er daran, daß er in einer der Vorstädte von Rom eine kleine Besitzung habe, Vigna Pia genannt. Diese Besitzung wurde nun dem guten Werke gewidmet; man vergrößerte nach und nach das bescheidene Haus, welches sich daselbst befand, und heute steht dort ein schönes, ländliches Waisenhaus. Obgleich es weder möglich ist, noch die christliche Klugheit es gestattet, auf alle Bittgesuche einzugehen, so will doch der hl. Vater, daß jedem Hilfsbedürftigen der Weg zu ihm allezeit offen stehe. „Sehen Sie, sagte er lächelnd in einer Audienz zu den gerade Anwesenden, diese Bittschriften sind alle heute morgen eingereicht worden." Es war aber ein ganzer Actenstoß! Darunter fand sich auch die voluminöse Denkschrift einer Dame, welche den Papst wegen ihrer Heirathsangelegenheit in's Vertrauen zu ziehen wünschte und

von ihm die Beseitigung aller ihr noch im Wege stehenden Schwierigkeiten erwartete. Ein anderes Bittgesuch betraf eine Summe von nicht weniger als 150 Thalern und zur Begründung dieser „sehr bescheidenen Forderung," wie der Papst sie mit ruhigem Humor bezeichnete, war einzig und allein die interessante Thatsache angeführt, daß diese Summe den Bittstellern gerade jetzt sehr willkommen sein würde.

Wo wahre Noth um Hilfe ruft, weiß der hl. Vater augenblicklich Linderung zu schaffen. Kurz nach der Rückkehr von Gaeta nach Rom sandte die Königin von Spanien, als Zeichen ihrer Verehrung, dem Papste eine prächtige Tiara, die auf mehr als hunderttausend Gulden geschätzt wurde. Der Papst nahm das fürstliche Geschenk an, gab jedoch sofort Befehl, den Werth desselben ganz unter Arme, Bejahrte und Kranke zu vertheilen, damit recht Viele aus dieser werthvollen Gabe Nutzen zögen. Ebenso verfuhr er mit einem prächtigen, mit Edelsteinen besetzten Sattel, den ihm der jetzige Sultan geschenkt hatte. Den Erlös aus einem großen, goldenen, mit Juwelen reich besetzten Becher, welchen er hatte einschmelzen lassen, verwendete er zur Unterstützung der für die römischen Armen errichteten öffentlichen Bäckereien. Diese und tausend andere herrliche Beispiele haben Veranlassung gegeben, daß die dankbaren Armen den hl. Vater kurzweg „den barmherzigen Mann" nennen, ein Ehrentitel, der schöner klingt, als alle pompösen Namen des annexionsdurstigen Königs Ehrenmann.

Aber gewiß, fragt man, umfaßt das liebende Herz des hl. Vaters nur seine eigenen Glaubensgenossen? Als Papst muß er ja schon vermöge seiner amtlichen Stellung ein geschworener Feind aller nicht katholischen Christen sein? So glaubt und redet allerdings öfters der Unverstand oder die Böswilligkeit gegen die katholische Kirche. Pius aber, wie alle seine Vorgänger auf dem Stuhle Petri, haben gezeigt, daß sie das Evangelium vom barmherzigen Samariter nicht gleich manchen Protestanten vergaßen, und daß man, bei aller Renitenz gegen den Irrthum, gegen die Irrenden selbst eine wohlwollende, allezeit zur Hilfe bereite Gesinnung haben könne und solle. In einer Unterredung, welche Se. Heiligkeit voriges Jahr mit dem Fürstbischof von Brixen pflog, kam auch das Verhalten der Kirche gegenüber den Angehörigen protestantischer Confessionen zur Sprache. Der hl. Vater äußerte dabei: „Wir wollen annehmen, daß die meisten Protestanten nicht aus persönlicher Schuld von der Kirche getrennt leben. Die Macht der Erziehung, der Gewohnheit, der Umstände, dazu der Mangel des nothwendigen

Unterrichtes lassen meistens keinen Zweifel in ihrem Herzen aufkommen, und so bleiben sie mit einem guten Willen in der Meinung, den wahren Glauben zu haben. Gott wird mit Barmherzigkeit richten. Ich bin zwar der Stellvertreter (vicario), aber nicht der Geheimschreiber Gottes (segretario di Dio). Der Allwissende allein weiß Alles, Schuld und Unschuld.“ Klingen diese Worte aus dem Munde des hl. Vaters etwa unduldsam? Eines Tages erschien vor Pius eine Protestantin, um sich zu beschweren, daß sie von ihren Hausgenossen ihres Glaubens wegen belästigt werde. Der hl. Vater versprach sogleich die geeignete Maßregel zu treffen, um weiteren Zudringlichkeiten vorzubeugen. Von diesen liebreichen Worten ergriffen, warf sich die Protestantin dem hl. Vater zu Füßen und bat um ihre Aufnahme in die katholische Kirche. Der Papst entgegnete ihr aber ruhig, ein so wichtiger Schritt dürfe nicht die Frucht einer augenblicklichen Gefühlsstimmung sein, sondern bedürfe reifer Ueberlegung. Sie möge sich nur nach Hause begeben; beharre sie nach ernstlicher Prüfung des katholischen Glaubens auf ihrem Entschlusse, so stehe ihrer Rückkehr zur Kirche kein Hinderniß entgegen. Auch der Abhaltung des protestantischen Go.tesdienstes legt der Papst kein Hinderniß in den Weg; dem preußischen Gesandtschaftsprediger bleibt es unbenommen, auf dem Capitol das lautere Wort des Evangelii zu verkünden; daß freilich das Oberhaupt der katholischen Kirche in seiner Hauptstadt keine öffentlichen, katholikenfeindlichen Demonstrationen duldet und keine gefälschten Bibeln verbreiten läßt, wird jeder vernünftige Mensch begreiflich finden. — Aber die Juden sind gezwungen, im Ghetto zu wohnen, in dem elenden schmutzigen Judenviertel, das von der humanen Freiburger Zeitung neulich mit so gräßlichen Farben geschildert wurde! Diese Behauptung, sagt Francis Maguire in der zweiten Abtheilung seines Werkes über Rom, ist eben so falsch, wie andere ähnliche. Die Juden können wohnen und ihre Geschäfte treiben, wo sie wollen. Die Republicaner machten viel Aufheben davon, als sie die letzten Reste der Schranken niederrissen, die im Wesentlichen Pius IX. bereits früher beseitigt hatte. Wiewohl aber einzelne Juden in mehreren Hauptstraßen von Rom wohnen, so wohnt doch die große Masse derselben im Ghetto, wo ihre Väter seit Jahrhunderten gewohnt haben. Dieses Stadtviertel hat übrigens eine gesündere Lage, als manche andere Theile von Rom, wiewohl es allerdings nicht einladend darin aussieht. Ich habe jedoch auch in dem Judenviertel zu Jerusalem die Wahrnehmung gemacht, daß dasselbe nicht

viel appetitlicher aussieht, als das römische, obgleich das Ghetto in Jerusalem nicht unter päpstlicher Aufsicht steht. Daß sich die römischen Juden in ihrem Ghetto nicht so gar unbehaglich fühlen, zeigt folgender Vorfall. Vor einigen Jahren bot der hl. Vater einem jüdischen Banquier ein bedeutendes Stück Landes an, um darauf ein neues römisches Stadtviertel für Juden zu bauen. Der Banquier glaubte aber dabei seine Rechnung nicht zu finden und lehnte das Anerbieten ab. — Seit seiner Thronbesteigung war die Sorge Pius IX. auf die Verbesserung und Verschönerung des Judenquartiers gerichtet. Nur ein Beispiel hiefür: Eine israelitische Deputation begab sich vor mehreren Jahren zu Pius, um im Namen ihrer Glaubensgenossen für die von ihm empfangenen Wohlthaten ihren Dank abzustatten. Zur Bezeugung ihrer dankbaren Gesinnung baten sie ihn, eine antike Urne, die bereits zwei Jahrhunderte hindurch im Ghetto aufbewahrt wurde, als Geschenk anzunehmen. Pius IX. empfing die Deputation mit Wohlwollen und sagte zu ihnen: Meine Kinder, ich nehme Ihr Geschenk mit Freuden an und sage Ihnen meinen Dank. Hierauf setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb auf das erste beste Stück Papier, das ihm in die Hände fiel: „Gut für tausend Thaler.“ Nachdem er seine Unterschrift beigefügt, überreichte er die Anweisung der Deputation mit den Worten: Nehmen Sie diese geringe Summe und vertheilen Sie dieselbe in meinem Namen unter die armen Familien des Ghetto. Einem armen, kranken Juden, den der hl. Vater auf einer Spazierfahrt ohnmächtig auf der Erde liegend fand, ließ er in seinem päpstlichen Wagen nach Hause führen und schickte ihm seinen Leibarzt zur Pflege, während er selbst seine Promenade zu Fuß weiter fortsetzte. Eine altersschwache jüdische Frau, die in einem römischen Spital krank lag, starb während eines zufälligen Besuches des Papstes in diesem Spital in den Armen des hl. Vaters. Wahrlich, Jung-Israel hätte im Hinblick auf den väterlichen Schutz und die humane Behandlung von Seite der Päpste, selbst während des Mittelalters, keine Ursache in die Lästerung des Papstthums miteinzustimmen. Wie anders übten die Päpste Duldung gegen die Juden, als der große Gottesmann Luther, der in seiner Schrift „von den Jüden und ihren Lügen“ die ganze Judenschaft eitel Diebe und Räuber, ja leibhaftige junge Teufel nennt, deren Synagogen man verbrennen sollte, während man sie selbst in einen Stall sperrte gleich Zigeunern. Den jungen und starken Jüden und Jüdinnen aber, meint der Gottesmann, solle man Flegel, Axt, Karst und Spaten, Rocken und Spindel in

die Hand geben, damit sie gleich anderen Adamskindern „im Schweiße ihrer Nasen" ihr Brod verdienten. Dieser Zuspruch des Wittenbergers Reformators blieb in protestantischen Ländern nicht ohne Befolgung. Noch zur Zeit Friedrich Wilhelms I. mußten die Juden in dem humanen Preußen die auf den königlichen Jagden erlegten Wildschweine kaufen, wenn es an anderen Käufern fehlte; und unter derselben Regierung wurde, wie der Historiker Jost erzählt, ein Jude zu Berlin wegen einer Klage gegen einen Beamten gestäupt und als er dabei arge Flüche ausstieß, zum Strang verurtheilt, vor der Execution aber riß man ihm die Zunge aus, schlug ihn damit dreimal auf den Mund und heftete sie auf seine linke Schulter! — Das humane Verfahren Pius IX. gegen seine jüdischen Unterthanen wurde von ihren einsichtsvollen Glaubensgenossen selbst rühmend anerkannt. Vor drei Jahren richteten mehrere deutsche Rabbiner aus Preußen, Baiern und einigen Kleinstaaten ein Schreiben an den hl. Vater, worin sie offen erklärten: Wir können den Namen Pius IX. nur achten und lieben; denn wir kennen die Wohlthaten, welche Sie seit dem Beginn Ihrer Regierung unseren Brüdern zu Rom erwiesen haben."

Der Prüfstein der ächten christlichen Liebe ist die Versöhnlichkeit gegen persönliche Feinde. Wenige haben im Hinblick auf das Wort und Beispiel Christi diese Feuerprobe schöner bestanden als Pius. Wer kennt nicht die Unzahl von Beleidigungen, Schmähungen und Mißhandlungen jeder Art, die dem hl. Vater während der letzten römischen Revolution von undankbaren, elenden Menschen zugefügt wurden, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte? Wer hat nicht von den entsetzlichen Frevelthaten gehört, welche nach der Flucht des hl. Vaters in der ewigen Stadt von gewissenlosen Empörern und ihren ruchlosen verthierten Söldlingen verübt wurden? Die Absicht und die Gesinnung jener Umsturzpartei, die jetzt erneuerte Anstrengung macht, um ihre gottlosen Pläne in Italien und insbesondere im Kirchenstaat in das Werk zu setzen, ist deutlich genug in einem von Mazzini, Sterbini und Montechi unterzeichneten Rundschreiben ausgesprochen. Die Einrichtungen heißt es in diesem Manifeste, welche zur Begründung der Freiheit der Völker sich eignen, sind einzig jene, welche die Monarchieen und den Katholicismus in Fesseln schlagen, da diese die beiden größten Hindernisse der Freiheit sind, indem sie der Autonomie (d. h. der Zügellosigkeit) des Geistes widerstreben, jenem Rationalismus nämlich, der uns allein einmal von der Sclaverei befreien, und ein rein menschliches Christen-

thum, das ganz dem Fortschritte dient, begründen soll. Fürchtet nicht, daß das katholische Priesterthum, der Altar und das Kreuz noch ein dauerndes Leben habe; diese alten abergläubigen Dinge, diese veralteten Lügen müssen zu Grunde gehen vor dem wachsenden Laufe des Protestantismus. Von welcher Art dieses in Aussicht gestellte reinmenschliche Christenthum sei, nach welchem auch manche deutsche Schärler gelüstet, zeigen die Früchte desselben. Die römischen Freischärler plünderten Kirchen, verbrannten Beichtstühle, zerstörten Altäre, raubten heilige Gefäße und mit diesen in der Hand sah man sie schwelgen bei Spiel und Unzucht in den Schenken und Schandhäusern. Sie waren in die Gruft der Kirche des hl. Pancratius eingebrochen und hatten Beine und Aase von Pferden und Hunden unter die Reliquien der Martyrer gemengt. Bei solcher Entfesselung aller Leidenschaften waren Mordthaten etwas Gewöhnliches. Wir begnügen uns nur einige wenige Thatsachen, die wir aus einem aus Actenstücken geschöpften Aufsatze des Katholiken entlehnen, zu erwähnen. „Ich N. N., lautet eine daselbst berichtete Zeugenaussage, befand mich bei folgendem Vorgange gegenwärtig. Im Mai 1849 hatten die mobilisirten Bürgerwehrmänner, die zugleich mit den Freischärlern der Republik im Kloster zum hl. Kreuze einquartirt waren, drei Laien gefunden, welche sie für Ordensbrüder hielten. Sie tödteten alle drei mit ihren Degen, Bajonnetten und Flintenkolben auf die grausamste Weise. Dann zogen die Meuchler die Ordenskleider an, welche sie im Kloster gefunden hatten, nahmen die Pfeifen aus der Orgel und begannen nun über den Leichen jener Unglücklichen ein Requiem zu blasen, während sie rings um dieselben herumtanzten und höhnend sagten: „Dieser ist nicht genug zerknirscht (contrito)" und sofort traten sie die noch blutende Leiche mit Füßen. Dann tranken sie und goßen mit der Bemerkung: „Dieser ist nicht genug getauft" unter den entsetzlichsten Gotteslästerungen Wein über die Gemordeten aus." — Der ehemalige Corporal der Mauthsoldaten Zambianchi hatte eine Schaar seiner ehemaligen Waffengenossen, der sich das Gesindel in hellen Haufen anschloß, um sich gesammelt; der hatte keinen andern Beruf, als Priester aufzusuchen nud zu morden. Das Benedictinerkloster St. Calisto war der Ort seiner Grausamkeiten, wohin er die Gefangenen schleppte, und unter Qualen, Hohn und Spott tödtete. Der Erste, welcher den Tod erlitt, war Pater Pelliciaia. Zambianchi ließ ihn vor sich kommen, hieß ihn neben sich sitzen, als ob er freundlich mit ihm reden wollte, und sprach mit dem Grinsen einer Hyäne: „Ich habe Durst nach deinem Blut."

Der gute Pater sank auf die Kniee und fragte, welches Verbrechen er begangen habe; und da man ihn nicht hören wollte, bat er, man möge ihm doch wenigstens vor dem Tode Zeit lassen, einem Priester zu beichten. Auch dieses wurde ihm von den wilden Ungeheuern abgeschlagen. Sogleich ließ der Unmensch einige seiner Mordgesellen vor sich kommen und unter seinen Augen mit namenloser Grausamkeit den Priester niederstechen. — Drei Landleute aus der Umgebung Roms wurden als verkappte Jesuiten aufgegriffen und nach Rom geführt, gefolgt von einer zahlreichen Pöbelmasse, welche mit Stößen, Hieben und Schlägen dieselben fortwährend mißhandelten. An der Engelsbrücke zogen die Mörder ihre Säbel, hieben die drei unglücklichen unschuldigen Opfer in Stücke und warfen sie in die Tiber. Um die fluchwürdige That zu krönen, kam noch der abgefallene Pater Hugo Bassi, Garibaldi's Feldcaplan dazu, der die Brüstung der Brücke als Rednerbühne gebrauchte, den Gemordeten fluchte und den Henkern die ausgesuchtesten Lobsprüche ertheilte. Diese wenigen Thatsachen, denen hundert andere beigefügt werden könnten, reichen hin, den gräuelvollen Verlauf der letzten römischen Revolution zu kennzeichnen. Dürfen wir uns wundern über die neuesten traurigen Ereignisse in Italien, wenn wir jetzt, wo nicht die meisten doch viele oder ihnen ganz ähnliche Helden auf dem blutigen Schauplatz auftreten sehen?

Hätte der Papst nach seiner Rückkehr aus dem Exil der Gerechtigkeit freien Lauf gelassen gegen die Urheber und Mithelfer des Umsturzes, so wäre denselben nur der verdiente Lohn zu Theil geworden. Allein dem milden Herzen des neunten Pius widerstrebte es, nach der Unterdrückung des Aufstandes seine von auswärtigen Aufwieglern verführten Unterthanen die gerechte Strenge fühlen zu lassen: es ist Thatsache, daß auch nicht ein Einziger wegen eines rein politischen Vergehens zum Tode verurtheilt wurde. Die Strafbarsten wurden aus den römischen Staaten ausgewiesen, Andere büßten im Gefängniß ihre Vergehen, diejenigen, welche aufrichtige Reue an den Tag legten, erhielten baldige Begnadigung. Als der heilige Vater hörte, daß man in Rom für die Amnestirten, welche nach erlangter Freiheit in dürftigen Verhältnissen lebten, eine Sammlung veranstalte, und daß der Verein, welcher sich damit befasse, geheime politische Zwecke verfolge, ließ sich der Papst die Subscriptionsliste vorlegen und setzte, ohne auch nur die darauf stehenden Namen zu lesen, seinen eigenen Namen mit hundert römischen Thalern darunter. Eines Tages ergriff die Polizei

einen Mann, welcher heimlich Exemplare einer gegen Pius IX. gerichteten Schmähschrift verbreitete. „Mein Freund," redete der Papst mit seinem gewohnten Wohlwollen den Schuldigen an, „da Ihr Vergehen nur mich berührt, so verzeihe ich es Ihnen." — Vor nicht langer Zeit besuchte der hl. Vater das Spital zum hl. Geist. Nachdem er von Bett zu Bett gegangen, und die Leidenden getröstet hatte, wollte er sich wieder zurückziehen, als plötzlich ein Kranker seine Hände nach ihm ausstreckt und ihn flehentlich bittet, ihm beichten zu dürfen. Sofort gewährt der hl. Vater die Bitte und gibt seiner Umgebung einen Wink, sich zu entfernen. Der Reuige aber, der diese Gunst erflehte, hatte in den Tagen der römischen Revolution eine unselige Berühmtheit erlangt. Pius wußte es wohl, aber gerade dieser Umstand verleiht dieser Handlung christlicher Liebe und Versöhnung eine ganz besondere Weihe und zeigt, daß in dem großen Herzen des hl. Vaters kein Raum ist für kleinliche Leidenschaften.

Gütig und versöhnlich bei persönlichen Beleidigungen besitzt Pius IX. aber eine unbeugsame Characterfestigkeit, wo es sich um Grundsätze handelt, denen er als Oberhaupt der katholischen Kirche, als Stellvertreter Christi auf Erden nichts vergeben darf. Es hieße Wasser in das Meer tragen, wenn Jemand in dem gegenwärtigen Augenblick, da die ganze katholische Welt und selbst alle ehrenhaften Protestanten Pius des Neunten unerschütterliche Standhaftigkeit bewundern, diese persönliche Eigenschaft des hl. Vaters rühmend erwähnen wollte. Doch mag es zu unserer eigenen Ermuthigung nützlich sein, einige der schönsten Kundgebungen, welche die eherne Festigkeit des Papstes am trefflichsten ausdrücken, in das Gedächtniß zurückzurufen. Vor einiger Zeit besuchte Pius das Atelier eines römischen Bildhauers. Als er da seine eigene Büste bemerkte, nahm er einen Griffel und schrieb unter das Bild die Worte des Propheten Ezechiel: „Siehe, ich habe dein Angesicht stärker gemacht, als ihr Angesicht, und deine Stirne härter, als ihre Stirne." Eines Tages kam die Rede auf die dem hl. Vater von Paris und Turin in Aussicht gestellten Geldanerbietungen, womit man dem Papste seine Rechte als Souverän abkaufen wollte. Da sagte Pius: „Wenn die Herren mir solch einen unverschämten Vorschlag machen, werde ich ihnen mit den Worten des hl. Petrus antworten: „Dein Geld bleibe dir zum Verderben!" Als man ihm von diplomatischen Bemühungen zu seinen Gunsten sprach, soll er gesagt haben: „Wenn ich der hl. Petrus wäre, und Alle, die mich täuschen, das Schicksal

von Ananias und Saphira hätten, so müßte ich einen ganzen Kirchhof mit Diplomaten füllen."

Es ist ein Zug aus dem Leben des ersten Napoleon aufbewahrt geblieben, an den gerade jetzt erinnert werden mag. Zur Zeit, als Papst Pius VII. in Fontainebleau zu unfreiwilligem Besuche sich befand und der Kaiser dorthin so viele von ihm besiegte Fürsten in der Absicht geladen hatte, um dem Papst durch ihren Anblick die Vergeblichkeit seines Widerstandes recht augenscheinlich zu demonstriren, traf es sich, daß der Gewaltige mit seiner gekrönten Umgebung auf dem Spaziergang im Park den Cardinal Consalvi von weitem erblickte. Mit dem Finger auf denselben zeigend, machte er die für seine hohen Gäste wenig schmeichelhafte, den hohen Würdenträger der Kirche aber desto mehr ehrende Bemerkung: „daß ihm jener Mann mehr zu schaffen mache, als alle Könige Europa's." Und warum machte ihm dieser so viel zu schaffen? Darum, weil er als Fürst der Kirche ein Repräsentant jenes Rechtes und jener Ordnung war, welche ohne Einbuße an ihrem geheiligten Character sich zu keiner Unterhandlung mit dem Unrechte und der Revolution herbeilassen kann. Darin liegt der Schlüssel zum Verständniß der jetzigen Drangsale des Kirchenstaates und der unbeugsamen Handlungsweise des hl. Vaters. Ganz unvergleichlich schön hat der berühmte Pater Lacordaire in einem vor zwei Jahren gehaltenen Vortrag dieses unerschütterliche Festhalten an den heiligen Principien des Rechtes und der von Gott gesetzten Ordnung gezeichnet und damit zugleich den Standpunct des hl. Vaters angedeutet: „Was wollt ihr von mir?" so läßt der Redner das Oberhaupt der Kirche die Vertreter der modernen Grundsätze fragen. — Veränderung. — Ich ändere mich nicht. — Aber Alles in der Welt hat sich geändert: die Astronomie, die Chemie, die Philosophie, das Kaiserreich; warum bleibt Ihr stets derselbe? — Weil ich von Gott komme und weil Gott immer derselbe ist. — Aber wisset, daß wir die Herren sind; wir haben eine Million Menschen unter den Waffen, wir werden den Degen ziehen: der Degen, der Throne stürzt, wird wohl den Kopf eines Greisen abschlagen und die Blätter eines Buches zerreißen können. — Nun denn, das Blut ist das Aroma, in dem ich mich stets verjüngte. — Wohlan! hier ist die Hälfte meines Purpurs, bringe dem Frieden ein Opfer — wir wollen theilen. — Behalte deinen Purpur, o Cäsar! morgen wird man dich in demselben beerdigen und wir werden über dich singen das Halleluja, und das De profundis, was sich nicht verändert."

Die vortrefflichen persönlichen Eigenschaften des hl. Vaters, seine Milde und Herzensgüte, sein Muth und sein Gottvertrauen, die Weisheit, mit welcher er in so gefährlichen, unheilvollen Zeiten seines erhabenen, von Christus verliehenen Amtes waltet, sichern Ihm die dankbare Anerkennung aller Gutgesinnten der Gegenwart und der Nachwelt. Glücklich wir, denen die Ehre zu Theil ward, dem von der ganzen Welt bewunderten Hohenpriester unsere kindliche Verehrung und Huldigung darzubringen. Aus ganzer Seele stimmen wir mit ein in die schöne, von dem Cardinal Wiseman gedichtete Pinshymne:

Wo sich Petri Dom erhebet,
Roma ew'ger Ruhm umschwebet,
Tönt's aus frommer Brust gesungen,
Tönt's in aller Völker Zungen:
  Segen Pius, uns'rem Vater,
  Gottes Segen, langes Heil!
Und die sieben Hügel schallen
Mit des Vaticanes Hallen;
Selbst der Heil'gen stumme Grüfte
Rufen weithin in die Lüfte:
  Segen Pius, uns'rem Vater,
  Gottes Segen, langes Heil!
Und es schallt in gleicher Weise
Auf dem ganzen Erdenkreise,
Von den Bergen, Eb'nen, Meeren
Tönet es in Andachtschören:
  Segen Pius, uns'rem Vater,
  Gottes Segen, langes Heil!
Engel, mischet in die Klänge
Uns'res Sang's auch eure Sänge,
Daß es fort begeistert schalle,
Bis vom Sterngewölbe halle:
  Segen Pius, uns'rem Vater,
  Gottes Segen, langes Heil!

---

7. Die St. Peterskirche.

Ja, ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt St. Peters wunderbarer Dom.
Schiller.

Wenn man von einem Kunstwerk viel gelesen oder gehört hat, so schafft sich die Phantasie ein Bild, das mit der Wirklichkeit oft sehr wenig Aehnlichkeit hat. So ging es mir auch mit der St. Peterskirche. In vielen Beziehungen wurden meine Erwartungen übertroffen, in anderen blieb die Wirklich-

keit weit hinter der Einbildung zurück. Als wir von dem ziemlich hohen Janiculo herabfuhren, stimmte mich der erste Eindruck von St. Peters herrlichem Dom fast traurig. Wie, dachte ich, vor zwei Stunden sahen wir eine prachtvolle Kuppel über die Hügel der Campagna emporragen, und jetzt schrumpft dieser colossale Bau immer mehr zusammen, je näher wir ihm kommen! In der Folge jedoch gewann ich durch wiederholte Anschauung einen richtigeren Begriff. Das Auge, nicht gewöhnt an so colossale Verhältnisse und proportionirte Dimensionen, wird zuerst von der Masse des Objectes überwältigt und vermag kein der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu liefern. Je mehr wir dagegen den großartigen Maßstab kennen lernten, in welchem dieser Wundertempel ausgeführt ist, je mehr wir aus einzelnen Theilen des Baues auf das Ganze schlossen und je häufiger wir die fast endlosen Räume der Basilika durchwandelten, desto mehr schien das Werk an Ausdehnung zu gewinnen, desto riesiger kamen uns alle Gestalten vor und desto höher hob sich die auf vier ungeheuern Pfeilern ruhende Kuppel.

Vielleicht kein einziges Gebäude der Welt hat einen so geeigneten und großartigen Vorplatz, als die Vaticanbasilica. Eine große, ovalförmige Ebene wird von einem herrlichen Porticus mit vierfacher Säulenreihe umschlossen, dessen sehr flaches Giebeldach von 162 Heiligenstatuen bevölkert ist. Diese ehrwürdigen Gestalten erinnern den christlichen Pilger unwillkürlich, daß der Boden, auf dem er steht, vermischt ist mit Märtyrerasche, daß er das Blut unschuldiger Christen in den Zeiten der Verfolgung getrunken hat. Da wo ehemals das römische Volk sich drängte, um Nero's blutige Spiele anzusehen; wo eine unzählige Menge ihre unersättliche Schaulust weidete an den Qualen standhafter Christgläubigen; wo mit Pech überstrichene Märtyrer Nachts als Beleuchtung dienen mußten: da liegen jetzt Pilger aus allen Ländern und Nationen der Erde in Demuth und Zerknirschung auf den Knieen, wenn von dem hohen Balcon der Peterskirche herab der hl. Vater der katholischen Christenheit über die Stadt und den Erdkreis seine segnenden Hände erhebt und über der majestätischen Kuppel des gewaltigen Domes ragt hoch das Zeichen des Menschensohnes in die blauen Lüfte. Wie unerforschlich sind die Rathschlüsse des Herrn; wie unergründlich seine Wege!

Inmitten des Petersplatzes steht wie ein riesiger Meilenzeiger der Ewigkeit der uralte, mehr als dreitausendjährige Obelisk des Nuncoreus auf seinem hohen Postament. Wären in Rom die Menschen stumm, so würden die Steine sprechen und lau-

tes Zeugniß ablegen von dem Mittelpunct aller Weltgeschichte. „Christus ist Sieger, Christus herrscht, Christus gebietet: möge Christus sein Volk vor allem Uebel bewahren,“ lautet die passende Inschrift auf der einen Seite des Obelisken. Nicht weniger sinnvoll schildert die Vorderseite den Triumph des Christenthums: „Sehet hier das Kreuz des Herrn, fliehet feindliche Mächte; es hat gesiegt der Löwe aus dem Stamme Juda.“ Rechts und links in einiger Entfernung vom Obelisken schleudern die zwei schönsten Springbrunnen der Welt mit wunderbarer Kraft ihre silberweißen Wassergarben aus dem oberen Becken in die Höhe und ergießen sich als ein starker Platzregen in das untere Bassin von Erz. Diese herrlichen Fontänen beleben durch das laute Plätschern ihrer Cascaden die feierliche Stille der Umgebung und zeigen, wenn sich die Sonnenstrahlen in ihnen brechen, ein unvergleichliches Farbenspiel, abgesehen von der angenehmen Kühle, welche sie in heißen Tagen um sich verbreiten.

Wir nähern uns den 23 breiten, flachen Stufen, welche zur Vorhalle der Peterskirche führen. Am Fuß der Treppe halten die colossalen Marmorstatuen der beiden Apostelfürsten gleichsam Wache, zwei Kunstgebilde von ausgezeichneter Schönheit. Wir treten von Erwartung getrieben gleich in die Vorhalle und durch einen der vier hohen Eingänge in das Heiligthum selbst. Die fünfte Pforte ist vermauert und wird nur zur Zeit eines Jubiläums geöffnet. Wie war es uns zu Muth, als wir den schweren, massiv gefertigten ledernen Vorhang mit Anstrengung gehoben hatten und eintraten in die geweihten Räume, in welchen der Blick sich verliert, als wir langsam dahinwandelten über den spiegelglatten Marmorboden und kaum wußten, wohin wir uns zuerst wenden sollten! Beinahe ist man versucht, die Schuhe abzulegen, nach Art der Morgenländer, denn hier ist heiliges Land. Eine eigenthümliche, lauwarme Atmosphäre wallte uns entgegen, die sich im Sommer in eine angenehme Kühle verwandelt.

In der Ferne sieht man einen einfachen Altar, um welchen Gestalten wie Kinder wandeln. Aber die Gestalten wachsen je mehr man sich ihnen nähert und die bronzenen Säulen des Hauptaltares erheben sich bis zu einer erstaunlichen Höhe. Rechts vom Hochaltar küssen die Eintretenden andächtig den Fuß des Erzbildes des hl. Petrus, der auf einem Throne sitzt und segnend die rechte Hand erhebt. Vor dem Hochaltar, gerade unter der Kuppel befindet sich in einer Vertiefung die sog. Confession, zu welcher eine Doppeltreppe aus weißem Marmor hin-

abführt. Hier ruhen die irdischen Ueberreste der hl. Apostelfürsten. Eine Balustrade, gleichfalls aus Marmor, umschließt die Confession, an welcher beständig gegen hundert Lampen in vergoldeten Füllhörnern brennen. Wände und Fußboden der Confession sind mit kostbaren Steinen ausgelegt; vor derselben ist des schwergeprüften Pius VI. Bildsäule von Canova in betender Stellung angebracht.

Der Leser wird mir die Bemerkung nicht verargen, daß wir von der Erhabenheit und Majestät dieses ehrwürdigen Ortes überwältigt auf die Kniee niedersanken und Gott für die Gnade dankten, daß er uns gewürdiget, am Grabe der hl. Apostelfürsten zu beten. Ein wundersames Gefühl der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und der Freude durchströmt den Pilger aus fernen Landen vor diesem gemeinsamen Heiligthum der katholischen Kirche. Er ist sich mit Stolz bewußt Katholik zu sein, ein Mitglied jener Kirche, welche der Herr auf Petrus, den Felsen gegründet und deren Idee in dem Wunderbau der Peterskirche verkörpert dasteht. Was sind die gewaltigen Säulen und Pfeiler anders, als Sinnbilder der Apostel und ihrer Nachfolger, auf deren Schultern das Riesengebäude der Kirche unerschütterlich ruht? Das Grab des hl. Petrus, der Mittelpunct der ganzen Basilika, über welchem der päpstliche Hochaltar erbaut ist, und von wo aus man die Haupttheile des Tempels überschauen kann, ist es nicht ein Symbol der Einheit des katholischen Glaubens? Geben die Beichtstühle für alle Sprachen der Erde nicht Zeugniß für die Allgemeinheit des Katholicismus? Erhebt man die Augen empor zum riesigen Kuppelgewölbe, so strahlt von dort in großen Goldbuchstaben das untrügliche Wort des Herrn herab: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“ Sendet man den Blick noch weiter hinauf, so öffnet sich die Glorie des Himmels und man erschauet im Geist die Millionen seliger Chöre, die durch dasselbe Band der Gemeinschaft mit der noch leidenden und streitenden Kirche verbunden, glorreich in Heiligkeit ihren Brüdern vorangegangen sind und mit den unsterblichen Siegespalmen uns entgegenwinken.

Der Hochaltar ist unter einem reichen Baldachin errichtet, das von vier colossalen gewundenen Säulen getragen wird. An demselben Messe zu lesen ist mit seltenen Ausnahmen dem Papst allein vorbehalten. Die Stirnseite des Altares ist gegen Osten gerichtet, so daß der Celebrant sich nicht zum Volke umzuwenden hat. Die Last der Kuppel ruht auf vier Pfeilern, deren jeder gegen 200 Fuß im Umfang hat. Das Innere der mei-

sterhaften Kuppel ist mit Mosaikbildern ausgeschmückt. Die enorme Größe der Peterskirche fällt erst recht in die Augen, wenn man die Menschenmenge überschaut, welche selbst an den höchsten Festtagen bequem Platz darin findet. Man erinnert sich nicht, diese Kirche je ganz voll gesehen zu haben.

Der Eingang zu den unterirdischen Räumen der Peterskirche ist bei dem marmornen Riesenbild der hl. Veronica. Ein Chorknabe schritt mit einer dicken Kerze uns voraus und demonstrirte uns in einem Athem die Bedeutung der hl. Orte; mit Mühe verstanden wir ihn zur Hälfte. Es finden sich übrigens in diesen vaticanischen Grotten noch viele, sehr ehrwürdige Ueberreste aus der alten constantinischen Basilika; außerdem sieht man interessante Statuen, Mosaiken, Reliefs, Inschriften, Sarcophage, darunter den des Kaisers Otto III. Der andächtige Pilger scheidet nicht aus diesen hl. Grüften, ohne zuvor den Altar berührt zu haben, welcher die Körper der hl. Apostelfürsten umschließt.

Die Aufzählung der geschichtlichen und künstlerischen Merkwürdigkeiten der Vaticanbasilika würde den Raum eines Buches in Anspruch nehmen. Täglich findet man darin neuen Stoff zur Betrachtung, eine unerschöpfliche Quelle von Kunstgenüssen. Kürzer kann man sich hinsichtlich der architektonischen Fehler und Mängel der Basilika di San Pietro fassen. Die Einwendungen betreffen besonders die Façade, da durch diese der Anblick der prächtigen Kuppel verdeckt wird; auch mißfällt Vielen die Anordnung und Ausführung einzelner Theile des Gebäudes, so wie die nicht selten barocke innere Ausschmückung und Ueberladung. Als kritische Seltenheit verdient noch die Ansicht eines Engländers Erwähnung, welcher höchlich darüber entrüstet war, daß er in der Peterskirche keine gemalten Glasfenster vorfand. Der gelehrte Herr bedachte aber nicht, daß die ganze Architektur der Basilika, sowie die zahlreichen Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst seinem Wunsche geradezu entgegenstanden.

Ich stelle nicht in Abrede, daß manche der gemachten Einwürfe, namentlich in Bezug auf die innere Anlage und Verzierung gegründet sind. So gewährt z. B. der Altar am Ende der Haupttribüne mit den colossalen Bronzestatuen der hl. Augustinus, Ambrosius, Athanasius und Chrysostomus, welche die Kathedra des hl. Petrus tragen, keinen schönen Anblick, obgleich die ganze Composition mehr als 200,000 Gulden und fast Dritthalbhunderttausend römische Pfund Metall gekostet hat. Auch die Construction des Hauptaltars mit seinen vier gewundenen korinthischen Säulen dürfte den Geschmack der Kunstverstän-

digen unbefriedigt lassen. Aehnlich verhält es sich mit der Façade des St. Peterdomes, welche, abgesehen von dem oben erwähnten Tadel, der Einfachheit und Natürlichkeit entbehrt. Uebrigens hat schon Cardinal Wisemann, der geistreiche Vertheidiger katholischer Kunst und Wissenschaft gezeigt, daß man die vaticanische Basilika nicht nach den Regeln und nach dem Maßstabe irgend eines andern Kunstgebäudes beurtheilen dürfe, sondern daß man jederzeit die Bedürfnisse des katholischen Gottesdienstes und ihre große Bestimmung als Schauplatz einer eigenen, prachtvollen Liturgie im Auge behalten müsse. Gerne stimme ich deshalb auch dem Urtheile jenes ausgezeichneten Prälaten bei, wenn er sagt: „Für meine Person würde ich gerne das ganze Jahr hindurch diese unzusammenhängende, in keinem Verhältniß zu dem Ganzen stehende und verworrene Façade sehen, um vermittelst dieser Unvollkommenheiten zweimal jährlich das große und herrliche Schauspiel zu genießen, welches an dieselbe sich anknüpfet: um Zeuge von der tiefergreifenden Rührung zu sein, welche bei dem Segen des Vaters der ganzen Christenheit wie ein electrischer Schlag die ungeheure Versammlung durchfährt.“

Es hat Baumeister gegeben, welche den römischen Styl für das vollkommenste Erzeugniß der Architektur hielten. Bei aller Anerkennung und Bewunderung dieses Kunsttypus billige ich diese Ansicht doch nicht unbedingt. Der sog. gothische Styl ist in seiner Ausbildung und Vollendung das ächte Erzeugniß des christlichen Geistes, der architektonische Gedanke des Christenthums, wie man ihn bezeichnend schon genannt hat; während die Architektur in Italien sich meist an die plastische Kunst der Alten anschloß und zur Basilika nur die majestätisch zum Himmel emporstrebende Kuppel hinzufügte. Ich gestehe daher unumwunden, daß der herrliche Münsterthurm zu Freiburg von jeher mehr den Eindruck des Erhabenen in mir erregt hat, als die wenn auch weit großartigere St. Peterskirche.

Kein einziger Engländer, der Rom betreten hat, versäumt die heilige Pflicht, die Kuppel der Peterskirche zu besteigen. Würde ihm diese Arbeit auch mehr Schweiß auspressen, als alle anderen Tage seines Erdenlebens, und müßte man selbst voluminöser Leibesumstände wegen ihn an einem Strick hinaufziehen, — er ließe sich, glaub ich, doch nicht die Ehre

nehmen, dereinst voll Selbstbewußtsein sagen zu können: „auch ich bin in's Innere der Peterskuppel hinaufgestiegen.“ Obgleich wir in den meisten Fällen, von einer solchen Curiositätensucht nicht im mindesten geplagt wurden, so reifte doch auch in uns der Entschluß, solch hochherziges Verdienst uns zu erwerben.

Dem Denkmal des letzten hier begrabenen Stuart gegenüber erhielt der Custos unsere Karte und wir die Erlaubniß, unsere Kniekehlen in Bewegung zu setzen. Ich habe mir nicht die Mühe gegeben, wie andere gewissenhafte Reisende, die Stufen zu zählen, auf denen wir emporstiegen; nur soviel erinnere ich mich noch, daß wir zu wiederholten Malen still hielten und unser Fußwerk ausruhen ließen, ehe wir das flache Dach der Peterskirche erreichten. Auf sehr vielen anderen Kirchendächern ist weiter nichts zu sehen als Ziegel, Sparren und höchstens noch eine Wetterfahne mit St. Petri Vogel; das ist aber anders auf dem platten Gedeck der Vaticanbasilika. Es liegt in dem luftigen Raum oben so zu sagen eine kleine Stadt: Wohnungen, Karren, beschäftigte Arbeiter überraschen den staunenden Wanderer. In der Mitte aber erhebt sich, wie eine Riesin unter Zwerggestalten, die majestätische Hauptkuppel.

Tritt nun vor an die Balustrade und laß deine Blicke emporklimmen an den colossalen Statuen von Christus und den Aposteln, die du vom Vorplatz der Peterskirche aus für gewöhnliche Menschengrößen angesehen hattest. Wenn du dich nun überzeugt hast, daß diese Standbilder die Höhe von etwa 18 Fuß erreichen, wirst du dir auch von den übrigen Verhältnissen des Baues einen andern Begriff bilden. Ich glaube zwar keine große Verwandtschaft zu haben mit einem ehemaligen Pfarrer der badischen Stadt O., der aus Furcht vor Schwindel nie auf die Kanzel stieg; — allein mein Blick schauderte dennoch zurück, als er unwillkürlich hinabfiel in die Tiefe der Piazza di San Pietro; noch mehr aber bangte mir, als ich durch das mannhohe steinerne Geländer hindurch einen der Arbeiter, welche zur Ausbesserung des Domes angestellt sind, todeskühn auf dem schmalen Gesims umherklettern sah.

Die nächste Aufgabe des neugierigen Fremdlings ist nun, die innere Galerie der Kuppel zu umschreiten und über die Einfassung auf die Confession hinabzuschauen. Daß man von da die langbeinigen Unzialbuchstaben der Inschrift: Tu es Petrus etc. ohne Brille lesen kann, wird der scharfsinnige Leser von selbst schließen, wenn ich ihm sage, daß das Pünctchen auf dem i so groß ist als der Kopf eines Mannes und daß die Feder des Evangelisten Johannes etwa sechs Schuh

lang sein mag. Ob auch das Tintenfaß hinzu gemalt ist, weiß ich nicht mehr genau; jedenfalls würde es dem größten Büreaucraten Ehre machen. Die unten auf dem Boden der Kirche sich bewegenden Menschen erscheinen wie Ameisen.

Von hier an ging unser Weg durch eine Hohlgasse zwischen der gedoppelten Kuppel bis zur sog. Attica hinauf. Von einer zweiten Galerie sahen wir inwendig hinab in die schaurige Tiefe. Jetzt beginnt das gleichfalls hohle, mit Kupfer beschlagene Gewölb der Kuppel. Wer Lust hat, in der Turnkunst sich zu üben, kann auf terassenförmigen Absätzen emporklettern. Wir prosaische Ostfranken zogen es vor, dem Zickzack einer pedantischen Stiege nachzugehen, welche uns einen bequemeren Weg zeigte zum Scheitel der Kuppel. Nun war noch eine Anstrengung zu überwinden; eine fast senkrecht schwebende Leiter führt durch einen Engpaß in die Kugel, auf welcher das 14 Fuß hohe Kreuz emporragt. Die anfangs gefürchtete Auffahrt hatte für uns schmächtige Gesellen wenige Hindernisse; allein Leuten von einem gewissen Kaliber möchte ich den heilsamen Rath geben, dieses Experiment unversucht zu lassen. Zwar ist nicht zu fürchten, daß die Sprossen der Leiter brechen, denn diese ist von Eisen; allein wohlbeleibte Persönlichkeiten könnten Gefahr laufen, den Eingang zur Falle zu erzwingen, aber nicht wieder den Ausweg. Wir saßen etwa fünf Personen in der Kugel, die man unten für einen Katzenkopf ansieht; es hätten noch zwölf andere außer uns darin Platz gefunden. Lange hatten wir nicht Lust, uns die Köpfe in dieser Kupferkammer von der Sonnenhitze versengen zu lassen. Wir glitschten daher wieder hinab auf die Terrasse, welche die Laterne umgibt.

Man denke sich das prächtige Panorama, das hier oben das Auge entzückt! Tief unter uns und vor uns lag die ungeheure Stadt über die Hügel hingestreckt mit ihren Hütten, Häusern Palästen und Tempeln, durchschnitten von einem wunderlichen Straßennetz; nur der Corso, die Via Babuino und Ripetta haben sich in gerader Linie durch die Häusermasse Bahn gebrochen. Umgürtet ist die Königin der Städte mit den weitläufigen Mauern Aurelians. An der Stadt vorüber wälzt der gelbe Tiber sein träges Wasser; außerhalb Roms zieht sich in einem Umkreis von zwanzig Miglien die öde verdorrte Campagna hin. Darüber hinaus erheben sich auf der einen Seite die blauen Sabinergebirge; dort der schneebekränzte Soracte; am Fuß der Sabinerberge das liebliche Tivoli, weiter südlich das schöne Frascati mit seinen weißen Villen, die freundlich aus dem Grün hervorschimmern; noch südlicher Albano. Gen We-

sten erblickt man einen silberweißen, breiten Streifen, — das mittelländische Meer. Links in unmittelbarer Nähe der Peterskirche sehen wir den Vatican mit seinen 22 Höfen und den prächtigen päpstlichen Gärten; vor uns den großen Petersplatz mit seinen zwei Springbrunnen und der Berninischen Colonnade; in der Mitte der Piazza den ägyptischen Obelisk, der von hier aus gesehen ganz unbedeutend erscheint.

Lange standen wir hier oben, gleichsam entrückt der Erde mit ihrem Ringen und Sorgen und Studiren und Examen. Die heiße Sonne mahnte uns endlich unserer Betrachtung ein Ende zu machen.

8. Eine Wallfahrt zu den Hauptkirchen Roms.

1. Eine halbe Stunde außerhalb der Stadt, an der Straße von Ostia liegt die Basilika des hl. Paulus, welche seit dem furchtbaren Brand 1823 neu und prachtvoller als zuvor wieder aufgebaut ist. Sie ist unstreitig eine der schönsten Kirchen Roms. Während wir die Basilika im Inneren beschauten, hatte die Schildwache, die der Ordnung wegen daselbst aufgestellt war, ein besonderes Augenmerk auf uns gerichtet; mehrmals untersagte sie uns streng das Aufzeichnen von Notizen; aus welchem Grund, weiß ich jetzt noch nicht.

Zur Zeit unseres Besuches war erst das Querschiff vollendet; man arbeitete gerade an dem päpstlichen Hauptaltar, zu dessen Verzierung die ägyptischen Alabastersäulen, ein Geschenk Mehmed Ali's verwendet wurden. Sehr sorgfältig und schön gearbeitetet sind die Statuen der beiden Apostelfürsten; auch die colossalen Mosaikbilder in den Chornischen und die neuen Altargemälde verdienen aufmerksame Betrachtung. In einem langen Cyclus von Mosaikbildern schauen die Bildnisse der 258 Päpste, vom hl. Petrus an bis auf Pius IX. von oben herab. Unter dem Hochaltar ruhen die Gebeine des großen Völkerapostels; auf Verlangen werden auch die Ketten gezeigt, welche der glorwürdige Gefangene um des Evangeliums willen trug. — Schon Constantin der Große hatte an diesem Orte, wo die fromme Matrone Lucina den Leichnam des hl. Paulus in den unterirdischen Gängen ihres Landgutes begrub, eine Basilika erbaut. Eine Viertelstunde weiter entfernt liegt die Kirche St.

Paolo alle tre Fontane, die Stätte, wo der hl. Paulus enthauptet wurde. Eine uralte Sage, welche schon von dem hl. Ambrosius u. dem hl. Chrysostomus erzählt wird, läßt statt des Blutes Milch aus dem hl. Leib bei der Enthauptung hervorfließen. Die drei Quellen, welche jetzt noch in der Kirche sprudeln, sollen bei dem Aufhüpfen des hl. Hauptes aus dem Boden hervorgebrochen sein.

2. Ein einsamer Weg führt uns von da zur Kirche St. Sebastiano, gleichfalls außerhalb der Mauer an der Appischen Straße. In so großem Ansehen auch diese Basilika wegen ihres hohen Alters und ihrer Reliquienschätze steht, so enthält sie doch nichts von besonderem Kunstwerth. Bekanntlich ruhten hier eine Zeit lang die Leiber der hl. Petrus und Paulus. Von allen christlichen Pilgern wird diese Kirche hauptsächlich deßhalb besucht, weil hier der Eingang sich befindet zu den ehrwürdigen Katakomben des hl. Calixtus.

Fast auf jedem Schritt, den man zu Rom thut, tritt dem Wanderer eine historische Erinnerung oder eine fromme Sage entgegen. Eine kleine Kirche an der wir auf unserer weitern Pilgerfahrt vorüber kamen, trägt den Namen: „Domine quo vadis?“ Hier soll nämlich dem hl. Petrus, als er sich der ausgebrochenen Verfolgung wegen aus Rom flüchtete, Christus erschienen sein, und auf die Frage des hl. Petrus: „Herr, wohin gehst du?“ geantwortet haben: „Nach Rom, um nochmals gekreuzigt zu werden.“ Der Apostel kehrte alsbald in die Stadt zurück, um den angedeuteten Martyrtod zu erdulden. Ein altes Gemälde an der Wand dieser sonst schmucklosen Kapelle veranschaulicht mit grellen Zügen diese Sage.

Wir halten uns unterwegs nicht mehr auf, wie sehr auch manch alte und interessante Kirchen uns zur Einkehr einladen, nur in die merkwürdige alterthümliche Kirche St. Clemente wollen wir auf einige Augenblicke treten. Sie liegt an der Strasse zwischen dem Colosseum und dem Lateran. Der Umstand, daß schon der hl. Hieronymus sie erwähnt, läßt auf das hohe Alter ihres Ursprunges schließen. Auch die Anlage und die innere Einrichtung dieser kleinen Kirche mit ihrem Vestibulum und Atrium zeugt für ihre frühzeitige Erbauung.

3. Vor uns liegt in einsamer Majestät die Lateranbasilika. Eine Inschrift auf der Hauptseite bezeichnet sie als „aller Kirchen der Stadt und der Welt Mutter und Herrin.“ Sie ist die eigentliche Pfarrkirche des Papstes, der nach seiner Thronbesteigung alsbald feierlichen Besitz von ihr nimmt. Von den unermeßlichen Reichthümern an Gold und Silber, womit

Kaiser Konstantin seine hier gegründete Basilika gemäß dem Bericht des Bibiothekars Anastasius ausstattete, ist freilich jetzt nichts mehr vorhanden; aber voll Staunen bleibt jeder Fremde vor den Gemälden und den Bildhauerwerken des jetzigen schönen Tempels stehen. Ueberreich an historischen Erinnerungen, — man denke an die wechselvollen Schicksale dieser hl. Stätte von der Zeit Laterans herab bis auf unsere Tage, man erinnere sich an Konstantins großmüthige Stiftung, an die fünf allgemeinen Concilien und an die vielen Synoden, welche hier abgehalten wurden; — strahlend von kostbaren und seltenen Gesteinen, ausgezeichnet durch ihren Reliquienschatz (u. a. ist hier der in Gold gefaßte Tisch, an welchem der Herr mit seinen Jüngern das hl. Abendmahl soll gefeiert haben) geschmückt mit dem Tribut, welchen fast alle Künstler ihr gezollt, ist die Lateranbasilika ein hervorleuchtendes Kleinod in dem Kranze römischer Kirchen. Der anstoßende Palast, der unter Sixtus V. neu aufgeführt wurde, war Jahrhunderte lang die Residenz der Päpste. Von dem alten lateranensischen Palast ist leider nichts mehr erhalten, als die Hauskapelle desselben, jetzt Sancta Sanctorum genannt wegen ihrer vielen Heiligthümer. Wir wollen dieselben nicht namentlich aufzählen: viele Leser wissen schon, daß hier die heilige Treppe zu sehen ist, auf welcher Christus zum Richthaus des Pilatus hinaufgestiegen sein soll. Der Andacht des Pilgers legt es sich nahe, dieselbe nur knieend zu ersteigen. Uebrigens ist Niemand zu dieser frommen Uebung gehalten: wer seine Kniee nicht gerne beugt, mag eine der Seitentreppen zum Hinaufgehen wählen. Die Taufkapelle Konstantins konnten wir nicht besuchen. Der lateranensische Palast ist jetzt, ganz dem Sinn der römischen Wohlthätigkeit entsprechend, zu einem Waisenhaus eingerichtet. Für Musikverständige will ich noch bemerken, daß die Orgel zu St. Johann vom Lateran wohl eine der besten in Rom ist.

4. Ehrwürdige Erinnerungen und großer Reichthum an Reliquien und Ablässen ruft den christlichen Pilger auch in die nahe gelegene Cardinalkirche Santa Croce in Gerusalemme. Schon Kaiser Konstantin hat an dieser Stelle auf Bitten seiner heil. Mutter Helena zum Gedächtniß der Kreuzauffindung in Jerusalem eine Kirche bauen lassen. Befriedigt der Geschmack, in welchem die jetzige Kirche gebaut ist, den Architekten auch nicht ganz, so wird doch der katholische Alterthumsfreund für seinen Besuch hinlänglich entschädigt werden. Insbesondere wird ihn die Kapelle der hl. Helena mit ihren Mosaiken, und die zwei sehr alten Standbilder der Apostel Petrus und

Paulus beschäftigen. Nahe bei der Kirche sieht man noch das antike amphitheatrum castrense, das jetzt zum Theil mit der Stadtmauer verbunden ist.

5. Der Rang der römischen Kirchen steht nicht immer im gleichen Verhältniß zu ihrem Reichthum und zu ihrer künstlerischen Ausschmückung. Das beweist unter anderem auch die Patriarchalkirche St. Lorenzo außerhalb der Mauern. Ihre Confession umschließt die Leiber der hl. Martyrer und Archidiakonen, des hl. Stephanus und des hl. Laurentius. Hinlänglich ausgezeichnet durch ihre Reliquien und ihr ehrwürdiges Alter macht diese Basilika, (abgesehen von einigen Säulenüberresten der konstantinischen Basilika so wie von ihren alten Wandmalereien, Mosaiken und einem antiken Sarkophag, dessen Hochbilder eine Verlobung darstellen) auf keine besonderen Merkwürdigkeiten Anspruch. Die in ihrem Durchmesser verschiedenen Granit- und Cipollinsäulen sind offenbar antiken Ursprungs. In den anstoßenden Vignen sind natürliche Oeffnungen nnd Erdsenkungen, durch welche man in Katakomben hinabsteigen kann. Mein Gefährte wagte eine Strecke weit ohne Licht in einem dunkeln Gange vorzudringen. Verschüttungen und ernstliche Vorstellungen von meiner Seite bewogen ihn jedoch bald zur Umkehr.

6. Anmuthig und rein, wie die hl. Jungfrau, die in ihr verehrt wird, ruht die Liberianische Basilika St. Maria Maggiore auf dem esquilinischen Hügel. Das wunderbare Ereigniß, das zur Gründung (352) dieser prächtigen Patriarchalkirche Veranlassung gab, ist weltbekannt und bedarf deßhalb keines weiteren Berichtes. Zugleich liefert diese Kirche, nebst mehreren andern Gotteshäusern Roms einen Beweis, wie frühe schon die allerseligste Gottesmutter Maria in der katholischen Kirche ein Gegenstand kindlicher Verehrung für die Gläubigen war. Bekannt ist auch, daß die uralten merkwürdigen Mosaikfiguren in Maria Maggiore auf dem zweiten Concil zu Nicäa als sprechendes Document für die Verehrung der Bilder angeführt wurden. Der innere Raum der Basilika ist in drei Schiffe abgetheilt; man sagt, die schönen, glänzend weißen Marmorsäulen seien ehemals eine Zierde des esquilinischen Junotempels gewesen; sie tragen jetzt den starkvergoldeten Plafond. Eine namentliche Aufzählung der Kunstzierden dieser Patriarchalkirche würde viel Raum erfordern: ich nenne daher nur die Kapelle des hl. Sakramentes und der Mutter Gottes; etwas herrlicheres als sie, glaube ich, läßt sich nicht denken. Der große Papst Sixtus V., der sich durch die Aufstellung des

ägyptischen Obeliskus vor der Basilika und durch die innere Ausschmückung um diese Kirche höchst verdient gemacht, hat nebst mehreren andern Päpsten hier ein Grabmal erhalten. Wie fast alle Künste, so hat auch die Poesie diesem Heiligthum der jungfräulichen Gottesgebärerin ihre Dienste geweiht: Tasso hat der liberianischen Basilika liebliche Schönheit besungen. Der hl. Karl Borromäus aber hatte zu diesem Asyl Maria's ein solches Zutrauen, daß er öfters Nachts auf seinen Knieen den Esquilin erstieg, um an diesem Gnadenort sein Gebet zu verrichten. Da hier die Wiege Jesu aufbewahrt wird, so hält der Papst in dieser Basilika an Weihnachten das Hochamt.

---

9. Noch einige Perlen aus dem römischen Kirchenschatze.

So groß auch die Anzahl der Kirchen Roms ist, (man sagt, es seien mehr als vierthalbhundert) so hat doch fast jede ihre eigenthümlichen Schönheiten, und es ließe sich allein darüber ein dickes Buch schreiben. Wir wollen um unser Gedächtniß nicht zu sehr zu beschweren, nur noch einigen wenigen aus ihnen unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die nomentanische Straße führt eine halbe Stunde außerhalb der Porta Pia an der alterthümlichen St. Agneskirche vorbei. Sie ist an der Stelle erbaut, an welcher die jungfräuliche Agnes nach ihrem Martyrtode ihren traurenden Eltern erschien und dieselben tröstete. Bei der zu Anfang des 17. Jahrhunderts an der alten Basilika vorgenommenen Ausbesserung schonte man so viel als möglich ihre alte ehrwürdige Gestalt. Merkwürdiger Weise liegt die Kirche jetzt so tief, daß man auf 45 Stufen hinabsteigt. Sie wird durch zwei Säulenreihen in 3 Schiffe getheilt. Gleich beim ersten Anblick erkennt man aus der gemischten Ordung der Kapitäler, daß auch hier das heidnische Alterthum die Säulen liefern mußte. Die Statue der Heiligen, eine neuere Sculptur, ist aus orientalischem Alabaster gearbeitet; der überaus reiche Candelaber scheint mir antiken Ursprungs zu sein; die Mosaik des Chors, die Aufnahme der hl. Agnes in den Himmel vorstellend, ist in byzantinischem Geschmack einfach aber erhaben ausgeführt. Bekanntlich werden in dieser Basilika alljährlich die zwei Lämmer geweiht, aus deren Wolle man die Pallien bereitet. Es ist dies die Kirche, in welcher vor einigen Jahren, als bei eben jener

Feierlichkeit eine Tribüne einstürzte, die Vorsehung das Leben des hl. Vaters wunderbar beschützte. In geringer Entfernung liegt die in Rotundaform gebaute Kirche der hl. Konstantia, der Tochter Konstantins. Man sagt, Konstantin habe zum Zwecke ihrer Taufe diesen Tempel erbauen lassen. Andere sehen in diesem Monumente einen alten Bachustempel, vorzüglich deßhalb, weil an den Seiten der Kuppel eine Weinlese dargestellt ist. Ehemals stand hier jener prächtige Porphyrsarkophag, den man jetzt im Vatikan bewundert. Er enthielt die irdischen Ueberreste der Heiligen, die jetzt unter dem Altare der Kirche ruhen.

Wohl die erste Kirche, welche Rom zu Ehre der unbefleckten Himmelskönigin erstehen sah, ist St. Maria in Trastevere. Der Ort über dem sie erbaut wurde, ist historisch merkwürdig. Nach beglaubigten Zeugnissen der Profanhistoriker und christlichen Schriftsteller entsprang hier zur Zeit der Geburt Christi eine Oelquelle. In diesem wunderbaren Ereigniß sahen später die Christen eine symbolische Ankündigung Christi des Gesalbten, und hielten daher diesen Ort für heilig. Man zeigt jetzt noch in der Kirche die Stelle, wo die Quelle entsprungen. Daß der Bau dieser Basilika bis in die ältesten christlichen Jahrhunderte hinaufreicht, läßt sich schon aus der verschiedenen Ordnung der Säulen mit den ungleichen Kapitälern erkennen. Man sagt die prächtigen Granitsäulen, welche die vergoldete Decke des Gotteshauses tragen, seien aus altrömischen Thermen genommen. Außer vielen höchst interessanten Denkmälern der Sculptur und Malerei — ich nenne nur Domenichino's berühmte Freske, die Himmelfahrt Marias — besitzt diese Basilika eine Menge der schätzbarsten Reliquien, musivische Darstellungen und namentlich in der Vorhalle altchristliche Inschriften und Bildwerke.

Ein anderes Heiligthum, auf das die Transtiberiner mit Recht stolz sind, ist die Kirche der hl. Cäcilia. Cäcilia, eine vornehme römische Christin, lebte unter der Regierung des Alexander Severus. Ihrer großer Schönheit wegen bewarb sich ein kaiserlicher Officier um ihre Hand. Cäcilia aber wußte die irdische Liebe ihres Bräutigams in eine himmlische umzuwandeln; nach empfangener hl. Taufe starb der Neubekehrte mit seinem Bruder freudig den Martyrtod. Auch Cäcilia empfieng bald darauf die Krone der Unsterblichkeit. Auf Befehl ihrer heidnischen Verfolger wurde sie in das Heizzimmer ihrer Bäder eingeschloßen, um hier in der unausstehlichen Hitze zu ersticken. Als sie aber nach 3 Tagen unversehrt daraus hervorgieng,

wurde sie zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit erhielt sie die tödtlichen Streiche von der Hand ihres Henkers, welche erst am dritten Tage wie berichtet wird, ihrem Leben ein Ende machten. Die zu Ehren dieser christlichen Jungfrau erbaute Kirche steht über dem Boden ihres Wohnhauses. Treffliche Mosaikbilder schmücken den Chor und den Bogen des Gewölbes. Die Ueberreste der Heiligen ruhen nebst mehreren andern hl. Leibern in dem unterirdischen Theile der Kirche, in der s. g. Confessio. Das zierliche Mormorbild der hl. Cäcilia unter dem Hochaltar ist ein Werk Maderno's. Im Vorhof der Kirche, in dem alten Atrium sind noch Marmorgefäße zu sehen, welche ehemals den Gläubigen vor dem Eintritt in das Gotteshaus zu Waschungen dienten.

Auf der Anhöhe des Janiculus, wo einst das Castell des Ancus Martius auf die Stadt hinüberschaute, liegt jetzt die Kirche St. Peter in Montorio. Ich werde später von der schönen Aussicht sprechen, die sich von diesem Puncte aus dem Auge darbietet; heute beschäftigt uns blos der Gedanke an das merkwürdige Ereigniß, das vor achtzehn hundert Jahren hier oben vor sich ging. Nach dem Zeugniß der bewährtesten kirchlichen Autoren ist dies nemlich die Stelle, wo der hl. Petrus auf Befehl des grausamen Nero den Kreuzestod erlitt. Die Todesart der Kreuzigung ist etwas so furchtbares, daß sie bei den alten Römern nur an Sklaven vollzogen wurde, und fast bei allen Völkern wurde sie für die qualvollste und schimpflichste Hinrichtung gehalten. Darum sieht es dem Hyänenherz Nero's ganz gleich, daß er den greisen Vater der Christen zu dieser ausgesuchten Strafe verurtheilte und sie im Angesichte Roms, vielleicht zu seiner eigenen Augenweide vollziehen ließ. Petrus jedoch hält sich für unwürdig, wie sein Herr und Meister zu sterben, auf seine Bitte hin wird er kopfabwärts an das Kreuz geheftet.*) Zu Anfang des 16. Jahrhunderts ließ Ferdinand der Katholische von Spanien und dessen fromme Gemahlin Isabella durch Bramante über dem Ort, wo das Kreuz eingesenkt war, eine runde sehr geschmackvolle Kapelle erbauen, die von dem jetzigen Klosterhof umschloßen ist. Die größere Kirche

*) Wer hätte es damals gedacht, daß in der Folge der Jahrhunderte über den Gebeinen dieses so schmählich Hingerichteten ein Tempel werde errichtet werden, wie die alte Welt sich gar keinen zu denken vermochte? Auch heut zu Tag glaubt man Vieles nicht, was dennoch und zwar viel sicherer noch eintreffen wird.

des Franziskanerconvents besaß ehemals Raphaels hochberühmtes Gemälde der Verklärung als Altarblatt. In einer der Seitenkapellen hat sich Michael Angelo durch seinen talentvollen Schüler Sebastian del Piombo verewigt.

In dem Stadttheil der ehemaligen Subura, nahe bei dem berüchtigten Vicus sceleratus, wo die Schandthat der unmenschlichen Tullia vorfiel, erinnert abermals eine Kirche an den Apostelfürsten: San Pietro in Vincoli. Hier werden nämlich die Ketten verehrt, aus denen der heilige Petrus durch den Engel wunderbar befreit wurde.*) Wie den christlichen Pilger diese Reliquie hierherführt, so zieht den Künstler noch ein anderer Gegenstand der Verehrung an: die Statue des Moses an dem unvollendeten Grabmonument Julius II. von Michael Angelo. Dieses wirklich großartige Werk bedarf keiner neuen Lobpreisung, weil ohnehin schon alle Reisebücher davon strotzen. Die Kenner bewundern an ihm vornehmlich die untadelhaften anatomischen Verhältniße; auf weniger Sachkundige macht der gewaltige Ernst, die majestätische Haltung, die ruhige Würde des großen hebräischen Gesetzgebers einen mächtigen Eindruck. Freilich werden auch manche Andere bei Betrachtung dieses Meisterwerkes an den olympischen, Blitze schleudernden Zeus erinnert. Die beiden Statuen der Lea und Rachel, zwischen denen jenes Standbild sich befindet, kann ich mir nicht mehr recht vorstellen. Das aber weiß ich noch genau, daß mich die Hauptfigur des Monuments, Julius II. dem eine höchst unwürdige Lage angewiesen ist, durchaus nicht befriedigte. In unmittelbarer Umgebung der Kirche sah ich zum erstenmale einen Palmbaum.

Obgleich weniger schön als viele andere ihrer Schwesterkirchen ist die Kirche St. Andrea delle Fratte vor nicht vielen Jahren der Schauplatz eines höchst wunderbaren Ereignisses geworden. In einer Kapelle dieser Kirche hatte nämlich Ratisbonne jene Erscheinung, welche ihn plötzlich aus einem hartnäckigen Juden in einen gläubigen Katholiken umwandelte. Ratisbonne selbst erzählt den Vorfall mit folgenden Worten: „Ich war kaum einen Augenblick in der Kirche,**) als ich mich plötzlich von einer unbeschreiblichen Unruhe ergriffen fühlte. Ich hob die Augen auf, das ganze Gebäude war vor meinen Blicken verschwunden; eine einzige Kapelle hatte so

*) Vgl. Act. 12, 6 u. 7.

**) Ratisbonne hatte, ohne jeden Gedanken an eine Bekehrung, einen Freund dahin begleitet, der im anstoßenden Kloster Geschäfte hatte.

zu sagen das ganze Licht concentrirt, und mitten in diesem Strahlenglanze zeigte sich, auf dem Altare stehend, groß, leuchtend, voll Majestät und Milde die Jungfrau Maria, gerade so wie sie auf meiner Medaille ist: eine unwiderstehliche Macht drängte mich zu ihr hin. Die Jungfrau gab mir ein Zeichen mit der Hand, daß ich mich knieen sollte; sie schien mir zu sagen: „So ist's recht!" Sie redete nicht zu mir, aber ich verstand Alles."

Eine der besuchtesten Kirchen Rom's ist del Gesu; das Volk nennt sie wegen der ungemeinen Würde und Großartigkeit aller gottesdienstlichen Verrichtungen den „Vorsaal des Paradieses."*) Auch hinsichtlich ihrer Pracht und ihres Reichthums an den kostbarsten und seltensten Gesteinen und sonstiger Zierrathen verdient diese Kirche jenen Namen. Der Hochaltar, der Manchen zu überladen scheint, bringt eine großartige Wirkung hervor, wenn er bei Aussetzung des hochwürdigsten Gutes vollständig beleuchtet ist. Ich habe diese Beleuchtung Abends gesehen, wobei eine zahlreiche Menge andächtig vor dem Allerheiligsten auf den Knieen lag. Die Kuppel ist unstreitig eine der schönsten in Rom. Der Leib des hl. Ignatius, jenes von lauterer Gottes- und Nächstenliebe erglühenden Mannes, der unter die edelsten Charactere der Menschheit gerechnet werden muß, ruht in einer besondern Kapelle unter einem reichverzierten Altar. Auch der Cardinal Bellarmin, einer der trefflichsten Söhne seines Ordens, hat in der Jesukirche eine ehrenvolle Ruhestätte gefunden. Anziehender noch als der Glanz dieses schönen Gotteshauses ist für Manche das kleine Haus, welches der hl. Ignatius bei Lebzeiten bewohnte; man hat es unverändert mit dem Klosterbau vereinigt. Die zwei Gemächer, aus welchen die ganze Wohnung besteht, sind jetzt zu zwei Kapellen eingerichtet. Auf ähnliche Weise wird auch die kleine Wohnung des hl. Philippus Neri in Rom als eine theure Reliquie erhalten.

In die deutsche Kirche St. Maria dell' Anima kamen wir schon deßhalb öfter, weil wir das damit verbundene Hospiz einige Tage lang bewohnten. Die Verhältniße, unter welchen diese so reiche Anstalt seit vielen Jahren krank darniederlag, waren für jeden wohlmeinenden deutschen Katholiken höchst betrübend. Um so mehr Anerkennung verdienen die ernstlichen Bemühungen der österreichischen und päpstlichen Regierung in

---

*) «**Anticamera del Paradiso.**» —

neuerer Zeit um die frische Organisation und zweckdienliche Verwendung dieser reichen deutschen Stiftung.

Die Kirche dell' Anima selbst ist ein würdiges schön ausgeschmücktes Gotteshaus. Die einfache, geschmackvolle Façade ist nach Bramante's Angabe gebaut worden. Giulio Romano lieferte das Gemälde des Hauptaltars, die Madonna mit dem göttlichen Kinde auf dem Thron; von den Gebilden der Sculptur erwähne ich nur Papst Hadrians VI. vortreffliches Grabmal. Die neue Orgel der Kirche gehört zwar unter die besten Rom's, hält aber mit sehr vielen unserer deutschen Werke keinen Vergleich aus. Leider hat sich auch in dieser deutschen Kirche Roms der oberflächliche neuere Kirchengesang nach italienischer Weise Bahn gebrochen, und der damalige Organist handirte mit seinem Instrumente, daß man hätte davon laufen mögen. Mit Ausnahme des Mailänder Doms habe ich in keiner Kirche Italiens ein würdiges Orgelspiel gehört.

Unter den neuern Kirchen Roms steht St. Maria in Vallicella, gewöhnlich chiesa nuova genannt, an der Spitze. Sie ist im Besitze der Priester des Oratoriums. Ich habe schon oben gesagt, daß hier die irdischen Ueberreste des hl. Philippus Neri ruhen und daß wir durch P. Theiners Güte in seine reichverzierte Grabkapelle geführt wurden. Bekanntlich ist der Name der Oratorien auf eine Gattung religiöser Musikstücke übergegangen, weil man derartige Compositionen in dieser Congregation zuerst aufzuführen pflegte. Noch jetzt hört man in der chiesa nuova die beste kirchliche Instrumentalmusik Roms.

Da es nicht in meiner Absicht liegt, eine vollständige Nomenclatur der römischen Kirchen zu geben, so lasse ich es bei diesen wenigen Beispielen bewenden. Wer sich mehr für diesen Punct interessirt und nicht Muße hat, Platners großes Werk über Rom zu lesen, findet in Hurters Skizze von Rom eine kurze Beschreibung der wichtigsten römischen Kirchen; die von mir hier genannten sind nicht aus besonderer Absicht hervorgehoben worden, sondern hauptsächlich deßhalb, weil sie mir unter den gesehenen noch am besten im Gedächtniß waren.

---

10. Raphaels Loggien, Stanzen und Tapeten.

Der große Hof des vaticanischen Palastes ist auf drei Seiten von den s. g. Loggien umgeben, deren beide untere Stockwerke durch Arcaden gebildet werden. Unter diesen drei Galerien ist

die mittlere die merkwürdigste, weil ihre erste Arcadenreihe, unter dem Namen Loggien Raphaels bekannt, kleine Freskobilder von diesem großen Meister enthält. Jedes Gewölbe enthält an der Decke vier solcher Darstellungen. Die Entfernung der Gemälde ist jedoch für das Auge etwas zu groß; eben so hat der Umstand, daß man zur Decke emporschauen muß, für den Betrachtenden etwas Unangenehmes. Ich kann der Kürze wegen nur Einiges von dem Inhalt dieser vortrefflichen Compositionen hervorheben.

Schön und psychologisch richtig hat der Künstler in Kain den Neid und die Eifersucht dadurch angedeutet, daß dieser seinem Bruder die Früchte, welche Abel der spinnenden Mutter zeigt, zu entreißen sucht. Adam ist in der Nähe mit Säen beschäftigt. Unter den Bildern der sechsten Arcade verdient besonders das zweite Erwähnung: das Zusammentreffen Jakobs mit Rachel. Das freudige Staunen Jakobs beim Anblick der schönen Hirtin, sowie die angenehme Ueberraschung Rachels, da der Fremdling sich als ihren Vetter zu erkennen gibt, ist meisterhaft ausgedrückt. Die aus dem Brunnen trinkenden Schafe, die Anmuth der umgebenden Landschaft, die schöne Gruppierung der Figuren, alles das verleiht dem Gemälde den Ausdruck der Schönheit und Natürlichkeit. Die Physiognomie des wortbrüchigen Laban auf dem nächsten Bild hat, wie ein neuerer Kritiker treffend bemerkt, mit dem Character eines alten Gauners Aehnlichkeit, der seinen Betrug beschönigend, doch die Freude über das Gelingen desselben nicht verbergen kann.

Bei der Anbetung des goldenen Kalbes ist der tiefe Schmerz und der überwältigende Zorn, mit welchem der im Hintergrund erscheinende Moses die Gesetztafeln an dem Felsen zerschmettert, prächtig gezeichnet. Auch der Cyclus der neutestamentlichen Bilder enthält einige vortreffliche Stücke.

Unter den Raphaelischen Schöpfungen sind ganz besonders gepriesen jene großen Wandgemälde al Fresco in den ehemaligen päpstlichen Wohnzimmern. Für jedes dieser Bilder hat Raphael 1200 Goldscudi erhalten. Wer auch nur flüchtig diese unvergleichlichen Malereien betrachtet, wird den Zusammenhang und die Idee, welche durch sie gewissermaßen verkörpert ist, leicht errathen. Der in ihnen ausgedrückte Gedanke ist nämlich: die Verherrlichung des Papstthums, als des Mittelpunctes alles kirchlichen und geistigen Lebens.

Das erste der großen Wandgemälde, das man früher unrichtig als eine disputa del sacramento erklärte, hat man in

neuerer Zeit richtig als eine gleichsam dramatische Darstellung der Theologie in ihrem Wirken und Handeln bezeichnet.*) Die Hauptmomente des christlichen Glaubens sind in den einzelnen Gruppen des Bildes vortrefflich veranschaulicht. Da das hl. Abendmahl alle Kraft und Wahrheit des Christenthums wie in einem Brennpunct in sich vereinigt, so hat der Künstler alle andern Gruppen des Gemäldes auf die über einem Altar stehende Monstranz gerichtet sein lassen. Dem Altare zunächst sitzen als die Hauptrepräsentanten der Gottesgelehrtheit die vier lateinischen Kirchenväter; an sie schließen sich an die berühmtesten Theologen des Mittelalters, Petrus Lombardus, Scotus, Thomas v. Aquin und Bonaventura. Unten am Altare stehen der Papst Innocenz III., Dante, der Koryphäe christlicher Dichtkunst und ein Mitglied des Dominikanerordens; man sagt, es sei der berühmte Savonarola. Die diesem Sacramente gebührende Anbetung spricht sich in den drei Jünglingen aus, welche andächtig dies große Mysterium verehren. Mehrere Laien im Steit über religiöse Gegenstände begriffen, werden von einem Gläubigen, der auf die Kirchenväter hinweist, ermahnt, sich ihrem Ausspruche zu unterwerfen.

Weiter oben, in der Mitte des Gemäldes, thront der Heiland auf den Wolken und ladet mit ausgebreiteten Armen die ganze Menschheit zur Theilnahme an seinem großen Opfer. Ueber der Glorie, welche den Erlöser umstrahlt, erscheint Gott Vater; mit der Linken hält er die Erdkugel; die Rechte erhebt er zum Segen. Unter dem Sohne schwebt der hl. Geist. Dem Heiland zur Rechten verehrt die seligste Jungfrau ihren göttlichen Sohn; links zeigt Johannes der Täufer auf ihn als den Messias. An diese Gruppe schließen sich in einem weiten Halbkreise an die Apostel, verschiedene Heilige und Erzväter.

Die Wirksamkeit der Kirche, insbesondere der Päpste, erstreckte sich übrigens nicht allein auf die Pflege der hl. Wissenschaft; auch die übrigen Wissenschaften und Künste hat sie in ihren Bereich gezogen und mit ihnen einen Bund geschlossen: Dies wird durch die anderen Gemälde dieser Stanze angedeutet.

Das eine derselben trägt den Namen: der Parnaß, weil Apollo auf der Spitze jenes Berges, umgeben von den Musen, abgebildet erscheint. Sein Haupt ist von Lorbeerbäumen überschattet, zu seinen Füßen fließt der Hippocrenequell. Wunderlicher Weise läßt der Künstler den Choregos der Musen auf einer Geige spielen, so daß, wenn man überdies das unbefriedi-

*) Vgl. Beschreibung Roms von Platner und Bunsen.

gende Aussehen des Dichtergottes in Betracht zieht, man eher einen modernen Theatermusicus, als Apollo vor sich zu haben glaubt.*) Unter den versammelten griechischen, römischen und neuitalienischen Dichtern ragt der blinde Homer hervor; Dante, welcher mit Virgil den Parnaß besteigt, Petrarca neben Korinna und Sappho. In einer andern Gruppe will man Pindar und Horaz erkennen.

Die Schule von Athen, eine dramatische Darstellung der Philosophie. Vor einem schönen, auf Stufen sich erhebenden Tempel hat der Künstler in einzelnen Gruppen die Hauptrepräsentanten dieser Wissenschaft abgebildet. Ganz im Geist und nach der Ansicht des Mittelalters, das in Plato und Aristoteles die Väter der theoretischen und practischen Philosophie verehrte, hat Raphael in den obersten Gruppen diesen beiden Männern ihre Stelle angewiesen und das gegenseitige, characteristische Verhältniß treffend so ausgedrückt, daß Plato im Wechselgespräch mit Aristoteles begriffen mit der Rechten zum Himmel, dem Urquell der Ideen emporbeutet, während seine Linke den Timäus hält, Aristoteles hingegen in der einen Hand die Ethik tragend, mit der andern auf die Erde, auf das practische Leben hinweist. In einiger Entfernung davon ist Socrates zu sehen, der sich mit Alcibiades unterhält. Der originelle Diogenes hat sich, abgesondert vom übrigen Publicum, nachläßig und fast aller Kleider entblößt, auf einer Treppenstufe hingestreckt. Ein stolz in sein geöffnetes Buch schauender Philosoph scheint einen aufgeblähten Sophisten vorzustellen, während ein zweiter, mit der einen Hand das Haupt stützend, mit der andern unschlüssig eine Feder haltend, wahrscheinlich ein Vertreter des Skepticismus ist. Die Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften der Philosophie, Arithmetik, Geometrie und Astronomie, haben in Pythagoras und Archimedes, (dem Raphael Bramantes Porträt geliehen,) ihre Repräsentanten gefunden. Von einem Manne, der eine Himmelskugel betrachtet, sowie von einer andern gekrönten Gestalt haben die Gelehrten trotz alles Scharfsinnes Heimath und sonstige Verhältnisse noch nicht ermitteln können, weil beide Individuen weder Paßausweise mit sich führen, noch auch ihr Signalement gehörig verzeichnet ist. Raphael hat sich und seinem Lehrer Perugino eine bescheidene Stelle unter den Verehrern dieser Wissenschaft zugewiesen.

*) Derartige Anachronismen erinnern mich immer an manche mittelalterliche Holzschnitte, auf welchen Abraham mit einem Feuerschloßgewehr abgebildet ist, oder wo die Eroberung Karthago's durch Scipio vermittelst Kanonen vor sich geht.

In der Stanza des Heliodor zieht vor Allen das Gemälde, von welchem der Saal den Namen trägt, die Aufmerksamkeit auf sich. Es zeigt die wunderbare Vertreibung jenes vornehmen Kirchenräubers aus dem Tempel zu Jerusalem. Voll Zuversicht und Ergebung betet der Hohepriester am Altar. Heliodor ist, von einem himmlischen Reiter in Waffenrüstung und von dessen zwei Genossen mit Ruthen verfolgt aus Schrecken zu Boden gestürzt; ein Begleiter will in thörichter Verwegenheit das Schwert ziehen, während ein zweiter mit weit geöffneten Munde schreiend sein Heil in der Flucht versucht. Possierlich ist die Figur eines dritten, der, auf dem Rücken einen Kasten mit Tempelschätzen, zu entfliehen gedenkt und vergebens den herabfallenden Raub festzuhalten versucht. In freudigem Staunen sieht eine Gruppe von Frauen und Kindern das wunderbare Ereigniß mit an. Unter diesem Bilde ist die von dem kriegerischen Papste Julius II. bewirkte Befreiung des apostolischen Stuhles von seinen zahlreichen Feinden symbolisch dargestellt, was der Künstler selbst dadurch angedeutet hat, daß der genannte Papst in der Entfernung auf einem Tragsessel erscheint.

Zu der s. g. Messe von Bolsena lieferte ein im 13. Jahrhundert zu Bolsena an einer geweihten Hostie geschehenes Wunder den Gegenstand. Voll staunender Ehrfurcht betrachtet der am Altar stehende Priester die augenfällige Bekräftigung des göttlichen Geheimnisses; ebenso prägt sich in der Miene des anwesenden Volkes Verwunderung und Dankgefühl gegen Gott zugleich aus. Papst Julius II. betrachtet, dem Priester gegenüber knieend, in Begleitung zweier Cardinäle in ruhiger Würde das vor seinen Augen geschehene Wunder.

Attila: Leo der Große bestimmt den wilden Hunnenkönig zur Umkehr von seinem feindlichen Unternehmen gegen Rom. Großartig wie dieses Ereigniß in der Weltgeschichte ist, hat der Künstler es aufgefaßt. Im Hintergrunde sieht man noch die Flammen der angezündeten Dörfer zum Himmel lodern. In dem vollen Bewußtsein seiner Würde und mit Zuversicht auf den göttlichen Schutz naht sich der große Papst auf seinem weißen Zelter dem Hunnenkönig, der bereits durch die über dem Papst mit gezückten Schwertern erscheinenden beiden Apostelfürsten in Schrecken versetzt ist. Schwarze Gewitterwolken ziehen sich über dem Heere der Barbaren zusammen; wild flattern ihre Fahnen im Sturm. Roß und Reiter sind von banger Ahnung des kommenden göttlichen Strafgerichtes befallen.

Schon blasen die Trompeter auf den Befehl ihres Führers zum Rückzug: Rom ist gerettet.

Das vierte Bild dieses Saales zeigt in drei Abtheilungen die wunderbare Befreiung des hl. Petrus aus dem Gefängnisse.

In der folgenden Stanze hat das Gemälde des Burgbrandes die meiste Wichtigkeit: Papst Leo IV. löscht eine Feuersbrunst durch das hl. Kreuzzeichen. Vortreffliche Gruppen: auch hier hat sich Raphaels Meisterschaft in richtiger Darstellung der Affecte bei einem so schreckenvollen Ereigniß bewährt. Alle Figuren sind so richtig gezeichnet, daß man ihre Gefühle, Gedanken, Worte fast auf dem Gesichte lesen kann. Ruhig und würdevoll erhebt der Papst von einer Loggia der Peterskirche aus die Hand zum Zeichen des Heiles und gebietet der Gewalt des furchtbaren Elementes. Das Colorit ist übrigens bei diesem Bilde theilweis minder gelungen, als auf den vorerwähnten Gemälden.

Die drei übrigen Bilder der Stanza dell' Incendio haben mich weniger angesprochen im Ganzen, wiewohl einzelne Figuren ganz vortrefflich gezeichnet sind. Die Gewissensruhe, mit der Leo III. vor Karl d. Gr. schwört hätte wohl nicht besser ausgedrückt werden können. Auch Karl d. Gr. Kaiserkrönung ist reich an schönen Köpfen. Der Wahrheit gemäß hat Raphael diese Begebenheit als eine wohlvorbereitete Handlung dargestellt. Viertes Bild: ein Sieg über die Saracenen vor Ostia.

In dem Saale Constantins ist die Schlacht gegen Maxentius ohne Zweifel die vorzüglichste Composition, wenn schon nur Anlage und Zeichnung nebst zwei in Oel gemalte Figuren von Raphael selbst sind. Dieses großartige Wandgemälde scheint mir eines der gelungensten Schlachtenbilder zu sein, die existiren. Der Künstler hat nicht, wie so manche moderne Zeichner, durch Darstellung des Gräßlichen Effect machen wollen: aber alle Gestalten sind voll Wahrheit und Leben. Hier Constantin, in dessen Zügen sich ein geistiger Kampf zwischen Unwillen und Freude ausspricht, dort der grausame Maxentius an sich selbst und seinem Glücke verzweifelnd; in Gefahr des Untersinkens klammert er sich ängstlich an sein Pferd und bietet vergebens die letzten Kräfte auf zur Rettung seines Lebens. So hastig drängen sich die Feinde in die Flucht, daß sie sich selbst hinderlich sind; viele schwimmen schon im Strome, andere wollen in eine Barke steigen und werfen dieselbe vor Eile um. Die Gruppe des gesunkenen Fahnenträgers und des alten Kriegers, vielleicht des Vaters, der seinen todten Sohn wehmuthsvoll aufhebt, wird mit Recht bewundert.

Wir wollen nur noch kurze Zeit bei den berühmten raphaelischen Tapeten verweilen. Die Tapeten Raphaels enthalten Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostelgeschichte. Sie wurden bekanntlich in Flandern nach Raphaels Cartons gewoben. und waren ehemals zur Ausschmückung der Sixtina an hohen Festtagen bestimmt. So sehr auch mehrere dieser Tapeten — es sind zwanzig und einige Stücke — durch wiederholte Plünderung und Wegschleppung in das Ausland gelitten haben, so tragen sie dennoch selbst heute unvertilgbare Schönheit und Lieblichkeit an sich. Ich stimme dem gediegenen Urtheil Platner's vollkommen bei, wenn er sagt: „Wir erkennen Raphael in diesen Werken auf dem Gipfel seiner Größe, in Composition und Zeichnung. Alles an ihnen scheint ohne Vorbilder der wirklichen Natur, ohne vorbereitende Studien nach derselben aus der Idee des zur vollkommenen Meisterschaft gelangten Künstlers hervorgegangen zu sein... Wie in den Sixtinischen Gemälden die Propheten, sehen wir in diesen Bildern die Apostel in einer unübertrefflich scheinenden Darstellung des ihrer Idee entsprechenden Characters. Auch die Gewänder dürften als die vollkommensten Muster des Faltenwurfs für die Malerei zu betrachten sein.“ Uebrigens sind nicht alle Stücke mit derselben Vortrefflichkeit gearbeitet. Die vorzüglichsten scheinen mir zu sein: der bethlehemische Kindermord, die Anbetung der Hirten, die Adoration der Weisen, die Auferstehung, die Scene zu Lystra, wo das Volk dem hl. Paulus opfern will, die Predigt desselben Apostels zu Athen, die Uebergabe der Schlüsselgewalt an den hl. Petrus. Raphaels berühmte Tapeten werden jetzt noch bisweilen bei feierlichen Processionen im Vatican vor der Scala Regia ausgehängt. Welchen Eindruck diese frommen Gestalten auf das Herz des Beschauenden machen, läßt sich eher denken als sagen.

Die vaticanische Oelgemäldesammlung ist weniger durch die Zahl ihrer Kunstwerke (die ganze Sammlung beläuft sich jetzt nur noch auf etliche zwanzig Stücke) als vielmehr wegen der Vortrefflichkeit einzelner Gemälde berühmt. Ich nenne nur drei: die Wegzehrung des hl. Hieronymus von Domenichino, die hl. Jungfrau von Fuligno und die Krone der Malerei, die Verklärung Christi, beide von Raphael.

Verdient das erstgenannte Gemälde auch nicht in vollem Maße den Ruf, in dem es früher stand, so muß doch die Kunst-

kritik die Einfachheit und den Ausdruck in der Composition anerkennen. Was mich an dem Bilde am wenigsten befriedigte ist die fast entblößte abgemagerte Gestalt des hl. Kirchenlehrers:*) der Künstler hat der technischen Ausführung zu lieb die Forderung der Schicklichkeit übersehen.

Raphaels liebliches Gemälde der Madonna di Fuligno ist durch Stahlstich selbst in Deutschland so bekannt, daß eine Beschreibung überflüssig ist. Indeß scheint mir dieses Gemälde mehr sinnliche Anmuth als tiefen Geist zu Schau zu tragen. Man kann die hl. Jungfrau hier wohl ein schönes Frauenbild nennen, aber es läßt sich schwerlich an ihr die Hohheit der Mutter Gottes und Himmelskönigin erkennen. Die Haltung des göttlichen Kindes kommt mir gezwungen und gesucht vor. Andere haben die Gestalt des hl. Johannes Baptist an dem Bild getadelt; mir gefällt das derbe Wesen des Heiligen, der sich nicht scheute, den feinen, großstädtischen Pharisäern ins Gesicht zu sagen: „Ihr Schlangengezücht!“ und der selbst seiner Majestät, dem Herodes ohne Complimente die Wahrheit vorhielt.

Die Verklärung Christi, Raphaels letztes Werk, ist und bleibt nach Allem, was man darüber hin und her gesprochen hat, ein bewunderungswürdiges Meisterstück. Auf dem verherrlichten Antlitz des Erlösers sieht man den Wiederschein seiner Majestät erglänzen, aus seinem hellleuchtenden Gewande brechen die Strahlen der Gottheit hervor; an dem leichten ätherischen Schweben erkennt man seine überirdische göttliche Natur. Freilich ist keine irdische Kunst im Stande nachzuahmen was außer dem Gebiete der menschlichen Anschauung liegt und was nicht einmal die Feder eines Evangelisten zu beschreiben vermochte; bis zu einem gewissen Grade aber hat Raphael dieses Durchblitzen der Gottheit Christi aus seiner verklärten Menschheit doch veranschaulicht. Wie in dem obern Theil des Gemäldes in den Gestalten des Erlösers, des Moses und des Elias mehr die geistige Seite der Kunst Raphaels ausgeprägt ist, so scheint der Künstler in der untern Partie des Bildes mehr auf den sinnlichen Effect Rücksicht genommen zu haben. Die Gesichtszüge der Apostel haben hier nicht jene erhabene Feierlichkeit, die wir an Raphaels Tapeten finden, sondern scheinen eher dem römischen Volkstypus nachgebildet zu sein. Wie in der Glorie oben überall Ruhe, Würde, Majestät, so erblickt man in der untern Scene lauter Unruhe, Bewegung, Handlung. Man sieht es den Apostel an, wie gerne sie dem Besessenen,

*) Auch Platner hat diesen Umstand als unangemessen bezeichnet.

der ihnen zur Heilung gebracht wird, helfen möchten und wie sie gerade jetzt ihr Unvermögen doppelt schwer fühlen. Ich wollte, dieses herrliche Gemälde wäre seiner Bestimmung gemäß in einer Kirche angebracht; durch seine Einkerkerung in einer Kunstsammlung, die auch eine Landschaft mit Kühen aufweist, verliert es ungemein an religiöser Weihe.

---

11. Zwei christliche Künstler.

Viele der angehenden Künstler in Rom stehen hinsichtlich ihres sittlichen Wandels und ihrer Religiosität eben nicht in dem Geruche der Heiligkeit. Um so willkommener begrüßt der christliche Pilger eine Erscheinung auf dem Gebiet der neueren Kunst, welche vom Himmel zur Erde herabgekommen zu sein scheint, um die theilweis ihrer Bestimmung entfremdete Kunst wieder zum Urquell der Schönheit, zur Religion zurückzuführen: ich meine den ehrwürdigen Nestor der jetzigen Malerei, den frommen, engelgleichen Overbeck. Der Zufall fügte es, daß wir gerade am weißen Sonntag die Kunstwerkstätte dieses zweiten Angelico da Fiësole besuchten, und doch sieht der Fremde, der zu einer andern Zeit kommt, nicht weniger als wir, denn Overbecks Kunst feiert einen fortwährenden weißen Sonntag. Das unschuldige, kindliche Gemüth des großen Meisters strahlt aus jedem seiner Bilder hervor. Die echte christliche Kunst ist etwas Himmlisches: der irdisch Gesinnte begreift sie nicht: was man nicht selbst innerlich erlebt und geistig geschaut hat, das kann man auch äußerlich nicht darstellen. Ganz richtig sagt daher ein neuer Kunstkritiker: „Overbeck's aus ursprünglichem Drang wie aus innig gepflegter Zuneigung dem Himmel zustrebendem Gemüthe wird Alles mehr oder weniger zum beschaulichen Gefühlsbilde; man tritt an seiner Hand überall in eine Gemeinde der Heiligen, fühlt sich angeweht von den Lüften jenes himmlischen Jerusalems, nach welchem seine Sehnsucht zieht, und dessen unsichtbare Höhen ihn frühe in den Schoos der katholischen Kirche hinüberzogen; und wie tief ihn auch das Wesen echt poetischer Anschauung erfasse, immer ist es doch ein sehnsüchtiger von dem eigentlichen Leben (sollte eigentlich heißen: von dem niederen, gemeinen Leben) abführender Zug, der all seinen Gestalten beigegeben ist“ *)

---

*) H. Stieglitz „Erinnerungen aus Rom und dem Kirchenstaat.“ Die-

Wir fanden das „studio“ des frommen Künstlers in dem Palast Cenci ganz vollgedrängt von vornehmen Gästen, die alle den Meister sehen und seine Werke in Augenschein nehmen wollten. Es waren eben mehrere vorzügliche Gemälde aufgestellt, darunter eine Madonna, der Triumph der Künste, und Christus, wie er sich dem Andrang des Volkes entzieht (eine Allegorie auf Pius IX.). Im Nebenzimmer lagen Skizzen vor; besonders aber zogen die Stationen, welche der Künstler erst entworfen hatte, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ein Blatt derselben war bereits als Farbendruck erschienen. Zur Seite auf dem Tische konnte man gemächlich die werthvollen Stahlstiche durchblättern, welche nach Gemälden Overbecks gestochen, insgesammt Begebenheiten aus dem Leben Christi veranschaulichen. Unser Begleiter, Herr K. machte uns sodann auf einen ganz einfachen, hagern Mann mit langen Haaren in Pantoffeln und einem bis auf die Fußknöchel reichenden Rock aufmerksam, an welchen sich alle die vornehmen, anwesenden Personen wendeten und ihm ihre Complimente machten, ohne daß dieser auch nur einen Augenblick sich aus seiner ruhigen, anspruchslosen Haltung bringen ließ, — es war Overbeck selbst. Hatten uns vorher die gesehenen Bildwerke und Gemälde ergötzt, so freute uns jetzt nicht weniger des lieben Mannes bescheidene, fast möchte ich sagen demüthige Persönlichkeit. „Die Reinheit seines Lebens, sagt Gaume, und die Gewohnheit der religiösen Betrachtungen offenbaren sich in dem edlen und ernsten Charakter seines Gesichtes. An der Einfalt seines Benehmens, an der reizenden Gutmüthigkeit und dem Feuer seiner Rede erkennt man ein deutsches Herz, das sich mit dem eucharistischen Brode nährt.“ Innigst erfreut drückten wir nach einem kurzen Gespräch unserem berühmten Landsmann die Hand zum Abschied. Bei solchen Künstlern kann man nicht nur in der Kunst, sondern auch für das Leben gar Vieles lernen.

Edle, deutsche Biederkeit und frommer Sinn ziert auch den Westphalen Achtermann, einen der tüchtigsten Bildhauer in Rom, dessen Atelier auf Piazza Barberini wir jetzt besuchen. Achtermanns Persönlichkeit hat ungemein viel Aehnliches mit den einfachen, kunstsinnigen Meistern des Mittelalters. Die schlanke Gestalt, das große, treuherzig blickende blaue Auge, das lange Haar und der volle Bart, ursprünglich blond, jetzt fast weiß, dieß Alles entspricht harmonisch dem Wesen und

---

ses Urtheil freut mich um so mehr, da es aus dem Munde eines Protestanten gesprochen ist.

Wirken des bescheidenen katholischen Meisters. Lebendiges Gottvertrauen im Bunde mit naturwüchsiger Kraft und heiliger Begeisterung für die Kunst haben diesen merkwürdigen Mann die schwierigsten Verhältnisse überwinden gelehrt. Die Biographie dieses Künstlers könnte einem Romanschreiber reichhaltigen Stoff zur Darstellung der eigenthümlichsten Situationen bieten. Bis in sein dreißigstes Jahr präsentirt sich Wilhelm Achtermann, der Sohn eines Schreiners aus Münster, als ein derber westphälischer Bauernjunge, der von dem Amte eines Gänse- und Schweinehirten bis zu dem Rang eines Ackerknechtes emporsteigt und nebenbei sich in kleinen Holzschnitzereien übt. Einige dieser Schnitzereien zogen die Aufmerksamkeit des damaligen Oberpräsidenten von Westphalen, des Herrn von Vinke auf sich, welcher den talentvollen jungen Mann unter Zusicherung einer mäßigen Unterstützung zu seiner weitern Ausbildung an den Berliner Professor Rauch empfahl. Darauf hin begab sich der schon zwei und dreißig jährige Achtermann, arm und zu Fuß, aber voll fröhlichen und festen Gottvertrauens, auf einer damals noch langen und beschwerlichen Reise in die feingeschmäckige preußische Hauptstadt. Anfangs zwar entsprach der noch ungeübte und ungelenkige Schüler nicht in allen Beziehungen dem Berliner Optativ, bald aber erwarb er sich durch sein Talent und seine zähe Ausdauer die Achtung und das Vertrauen seiner Lehrer. Dennoch hatte Achtermann lange Zeit mit der bittersten Noth zu kämpfen, in welcher ihn nur Gebet und Gottvertrauen aufrecht hielt. Eine von ihm erfundene Pflugverbesserung verschaffte ihm für einige Zeit die nothdürftigsten Subsistenzmittel; auch nahm sich der wackere Küster an der katholischen Kirche zu Berlin des braven, armen Künstlers an und erwirkte ihm die Erlaubniß, seine Werkstätte in der Balgtreterkammer aufzuschlagen. Mehrere künstlerische Arbeiten, die vielen Beifall ernteten, darunter ein Crucifix in Lebensgröße für die katholische Kirche, verschafften Achtermann einen künstlerischen Auftrag von Seiten des jetzigen preußischen Cultministers v. Bethmann Hollweg und überdieß die Gelegenheit, das bestellte Werk in Italien auszuführen. Wie glücklich fühlte sich der strebsame Künstler, Italien, das Land der Kunst, zu sehen! Aber auch in Rom mußte ihm sein heiteres Gottvertrauen und die Liebe zur Kunst alles andere ersetzen, wessen sonst der Mensch und insbesondere der Künstler in fremdem Lande bedarf. Die ersten nöthigsten Vorlagen, um künstlerisch wirken zu können, verschaffte ihm der, jetzt in der Erzdiöcese Freiburg in der Seelsorge wirkende Canonicus

Thommes, welcher ihm nach und nach 1500 Franken zinslos vorstreckte. Allein die großen Auslagen des Künstlers für Modelle, Marmor und andere technische Requisite brachten Achtermann bald in neue Verlegenheiten. „So hatte ich denn, erzählt Achtermann in treuherziger Weise in seiner von Diöcesanconservator Zehe zu Münster veröffentlichten Biographie während der ersten Jahre in Rom all' mein Erspartes auf die Ausführung eines Crucifixes verwendet, und war nach und nach tief in Schulden gerathen, so daß ich jeden Augenblick fürchten mußte in den Schuldthurm geführt zu werden. Ich hatte mich in meinen Ausgaben immer mehr eingeschränkt, und es war eben der dritte Tag, daß ich nichts mehr gegessen hatte; ich saß trostlos in meiner offenen Werkstatt und starrte meinen Christus an, denn zum Arbeiten hatte ich keine Kraft mehr. Ich betete just leise vor mich hin, als ein Reiter des Wegs kam, sein Pferd anhielt und mein Crucifix lange schweigend betrachtete. Zuletzt stieg er ab und fragte mich, ob die Arbeit bestellt sei, und ritt fort, ohne weiter etwas zu sagen. An diesem Tag erhielt ich wieder drei Bajocchi (etwa fünf Kreuzer) von einem Freund geborgt, kaufte mir Brod damit und sah mit Unruhe dem Morgen entgegen. Er kam und mit ihm zwei Wagen voll Damen, der Herr, welcher der Fürst Aldobrandini war, seine Frau, eine geborne Herzogin von Aremberg, und noch mehrere Andere. Sie fragten mich allerhand aus, und freuten sich an meinem Christus. Ich hatte in dem elenden Stalle, wo ich arbeitete, nur zwei Stühle und wollte ihnen ein Brett darauf legen in meiner Verlegenheit damit sie alle sitzen könnten. Sie fragten mich nun, was ich für meine Arbeit verlange, und als ich ihnen antwortete, ich würde nehmen, was sie mir geben wollten, sie möchten es selber schätzen, so sagten sie dies zu, und fuhren fort. Am andern Morgen kamen sie wieder, aber nun hielten gar vier Wagen voll an meiner Werkstatt, so daß sie schier nicht alle Platz hatten zum Stehen in derselben. Sie lobten alle die Arbeit sehr und die Fürstin sagte endlich zum Bedienten, er solle aus dem Wagen holen, was sie für mich mitgebracht habe. Der brachte eine schwere Tasche und sie zählte mir daraus eine Rolle Gold nach der andern auf, bis ich endlich sagte: aber das ist ja zu viel, Frau Fürstin; sie aber meinte, es wäre schon recht, grüßte und fort war sie. — Ich aber war ordentlich bestürzt über mein Glück, meine Hände zitterten, als ich die schweren Goldrollen zusammen packte und sie nach Hause gehend unter dem alten zerrissenen Mantel zu verbergen suchte,

ich meinte Jedermann müßte es mir ansehen, was ich für einen Schatz mit mir schleppte. — Mit welch' leichtem Herzen ich indeß wieder aufwachte am Morgen, mit welchem Vergnügen ich seit langem wieder einmal Kaffee trank, sogar mit zwei Brödchen, das werdet ihr euch denken! Ich konnte nicht nur meine Schulden bezahlen, sondern auch gleich wieder eine große Arbeit anfangen, und es ging mir längere Zeit wieder recht gut." In diesen Mittheilungen des katholischen Künstlers liegt das characteristische Bild seines Wesens. Eine Frömmigkeit, die man naiv nennen könnte, bildet den Grundzug desselben; es gesellen sich dazu ein gesunder Verstand, ein in der Schule des Lebens geübter practischer Sinn und ein gewisses tactvolles Zurechtfinden in den verschiedensten Verhältnissen. Dem glücklichen Verein dieser Eigenschaften, in Verbindung mit einer eminenten künstlerischen Begabung, mag es auch zuzuschreiben sein, daß ein doch eigentlich nur autodidactisch gebildeter Mann, den manche geschulte Künstler kaum als ebenbürtig betrachten, mit großartiger Kühnheit Werke unternimmt und vollendet, welche jedenfalls zu den beachtenswerthesten Schöpfungen der religiösen bildenden Kunst aller Zeiten gehören, von denen jeder Beschauer, der Kenner wie der Laie, den tiefsten Eindruck mit hinwegnimmt.

Zur Zeit unseres Besuches war Achtermann mit der Ausarbeitung der für den Dom zu Münster bestimmten colossalen Gruppe der Kreuzabnahme beschäftigt. Die größte Gruppe der antiken Kunst — der farnesische Stier — hat nur vier Figuren, die zudem nicht aus einem Stück gearbeitet sind. Achtermann aber faßte den kühnen Gedanken die aus fünf Figuren bestehende Gruppe der Kreuzabnahme aus einem einzigen, achtzehnhundert Centner schweren Marmorblock zu fertigen. Mit der wunderbaren Kraft eines vom Glauben erfüllten Gemüthes, das sich bewußt ist, der Ehre Gottes seine Arbeiten zu widmen, setzte sich Achtermann über alle Schwierigkeiten hinweg, — und das Werk wurde mit dem schönsten Erfolg gekrönt. Der heilige Vater selbst beehrte den biedern Künstler mit einem Besuche, um dies Monument zu sehen, eine Ehre für den Künstler, die dieser in neuerer Zeit nur mit Thorwaldsen theilt. Auch italienische Künstler, wie Tenerani, haben dem deutschen Kunstgenossen die gerechte Anerkennung gezollt. Mag immerhin bezüglich der Technik eine etwas feinere Durchbildung der Formen zu wünschen sein, so ist doch die ganze Auffassung des Monumentes voll der tiefsten und zugleich kräftigsten Empfindung, fern von süßlicher Fröm-

melei, aber durchdrungen vom Geiste tiefernster, werkthätiger Frömmigkeit. Es überwiegt beim ersten Anblick die religiöse Empfindung die ästhetische Bewunderung, und so kommt es auch, daß das Volk so gern vor diesem Bild betet, als wenn es vor einem geweihten Altare knieete.

Die christliche Kunst stellt an ihre Jünger größere Anforderungen als die antik heidnische. Ganz richtig bemerkt einmal Vasari über Fiesole: Ein so hohes und seltenes Vermögen in der Kunst, als Giovanni da Fiesole besaß, konnte sich in Wahrheit nur bei einem Menschen von frommem Lebenswandel entfalten; denn wer geistliche und heilige Gegenstände darstellen will, muß geistlich und fromm gesinnt sein; werden dagegen solche Dinge von Menschen ausgeführt, welche wenig Glauben und Liebe zur Religion haben, so erwecken sie oft unziemliche Begierden und leichtfertige Neigungen und dadurch geschieht, daß solche Werke wegen Mangel an Sittsamkeit Tadel finden, während man sie als Kunstwerke rühmt... Fiesole selbst pflegte zu sagen: Wer die Werke Christi darstellen wolle, müsse immer bei Christo sein. Darum haben auch die Heiligen, die er malte, mehr das Ansehen und die Aehnlichkeit von Heiligen, als die irgend eines andern Meisters.

Von jener religiösen Begeisterung der älteren italienischen Schule, von der Innigkeit und Frömmigkeit eines Fiesole, von der erhabenen und ernsten Auffassung eines Cimabue, Giotto, von dem Geist eines Michael Angelo ist in der neuern Kunst wenig mehr zu finden. Hingegen ist die materielle Schönheit und Sinnlichkeit auf eine Weise vergöttert und vor Jedermanns Augen enthüllt, daß der Anstand davon zu sprechen verbietet und daß der öffentlichen Sittlichkeit geradezu in's Gesicht geschlagen wird. Selbst bei religiösen Darstellungen ist von Verkörperungen geistiger Ideen, von der Ausprägung sittlicher Schönheit von dem Wiederschein des Göttlichen im Irdischen meistens keine Spur zu finden. So sieht man oft Abbildungen der hl. Magdalena, welche nur zu klar zeigen, daß der Künstler mehr durch die Reize der Sünderin, als durch den Bußgeist der Heiligen erbaut worden; das Porträt eines sentimentalen Jünglings mit einem Mädchengesicht soll den hl. Johannes vorstellen, den gottbegeisterten Seher der Apocalypse; eine Jungfrau, welche vollständig einer Sirene gleich sieht und mit entblößtem Hals und Nacken gezeichnet ist, soll eine jener Heiligen bedeuten, welche alle Eitelkeiten der Welt für Christus hingaben und ein Weib, deren Angesicht von einer gewöhnlichen hübschen Kammerzofe entlehnt zu sein scheint und die noch dazu allen

Blicken ein völlig unbedecktes Kind zeigt, soll die heiligste der Jungfrauen, soll die erhabene Gottesmutter sein! Tragen doch selbst die Madonna-Bilder des großen Raphael das Gepräge einer rein sinnlichen Schönheit an sich. Ich weiß nicht, ob ich recht gesehen habe: aber es scheint mir in den Zügen der Madonna della Seggiola eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Gesicht der bekannten Farnesina zu liegen. Es war vielleicht kein Unglück für den Ruhm des großen Meisters, daß so frühzeitig der Tod den unsterblichen Pinsel der Hand des Künstlers entriß.

Die Vorwürfe, die man der neueren Kunst macht, sind größtentheils gerecht; anderseits aber thut man unrecht, wenn man geradezu das Verdammungsurtheil über sie ausspricht. Wie in der menschlichen Natur auch die sinnliche Seite ihre Berechtigung hat, so muß in der Kunst auch die Form berücksichtiget werden. Leider hat die ältere Schule dieselbe zu häufig vernachlässigt; man wird z. B. sehr häufig an Fiesoles Bildern verzeichnete Hände, Steifheit der Figuren u. dgl. finden. Hingegen hat es die moderne Richtung zu einer Vollendung der materiellen Form gebracht, die nichts zu wünschen übrig läßt; die Natürlichkeit der Stellungen, die ungezwungene Haltung, die Kraft der Muskeln, die Zartheit und die Fülle der Gestalten, die Frische des Colorits, der Schmelz der Schattirungen ist oft ganz untadelhaft. Allein auch abgesehen von allem Mißbrauch der Kunst als Reizmittel der Sinnlichkeit, genügt die Vollendung der äußeren Form nicht. Das Fleisch allein nützt nichts; der Geist ist es, der belebt. Soll daher die Kunst nicht zu einer bloßen Nachäfferei der Natur herabsinken, so muß sie sich von dem geistigen Element durchdringen lassen; sie muß geleitet sein von der Idee des wahrhaft Schönen, Guten und Heiligen. Das wird aber nur geschehen, wenn die, welche als die Priester des Tempels der Kunst berufen sind, selbst die Weihe der Religiosität und Sittlichkeit an sich tragen, was leider jetzt sehr häufig noch nicht eingetreten ist. Indessen haben Meister wie Overbeck, Cornelius, Schraudolf u. A. bereits einer bessern Richtung Bahn gebrochen.

Wir könnten nun den Leser in das Studio Hoffmanns führen, der eben ein Thonmodell „Christus als Weltenrichter“ ausarbeitete, das einmal auf Marmor übertragen seinen Eindruck gewiß nicht verfehlen wird; oder wir könnten die Kunstgebilde Tenerani's, des Nachfolgers Thorwaldsens aufzählen, oder auf einige Augenblicke in die Werkstätte des Berliner Professors Wolf eintreten. Doch es genüge an den beiden vorgenannten Repräsentanten christlicher Kunst. Der große Unter-

schied des christlichen Genius gegen die sclavische Nachahmung der heidnischen Kunst springt von selbst in die Augen, wenn man die einzelnen Ateliers auf Piazza Barberini durchwandert.

---

12. Die Propaganda.

Das bekannte Sprachenfest in dem Collegium der Propaganda zu Rom, dieser merkwürdigste und berühmteste Schulactus in der ganzen Welt, ist auch dieses Jahr wieder an dem Sonntage nach dem Dreikönigsfeste in herkömmlicher Weise abgehalten worden. In sieben und dreißig verschiedenen Sprachen und in einer großen Anzahl von Nationalitäten ließen die Schüler ihre Vorträge in Prosa und Versen hören. Besonders bemerkbar machten sich dabei und ernteten Beifall ein Afrikaner aus Sudan, ein junger Theologe, der eine besonders sonore Sprache hören ließ und lebhaften Ausdruck mit natürlicher Würde in seinen Geberden zeigte; dann zwei junge Australier, deren Sprache von einem ähnlichen einsilbigen Charakter wie die chinesische war.

Bei dem großen Interesse der katholischen Welt an dieser Anstalt, dürften folgende historische Notizen über die Entstehung und die Geschichte derselben, welche uns von befreundeter Hand aus der römischen Zeitschrift „Correspondance de Rome" mitgetheilt wurden, nicht unwillkommen sein.

Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war zu Rom ein spanischer Geschäftsträger Namens Vives, welcher einen Theatiner-Mönch Pater Ghisleri zum Beichtvater hatte. Durch diesen erhielt er Mittheilung von Briefen auswärtiger Missionäre aus diesem Orden, welche vielfach über Mangel an Mitarbeitern klagten. Da faßten beide Männer den Entschuß eine Anstalt zur Bildung von Missionären zu gründen. Gleichzeitig hatte Gregor XV. eine ständige Commission zur Ueberwachung und Beförderung der Missionen ernannt, die Congregatio de propaganda fide. Auch wollte er zu demselben Zwecke ein Seminarium gründen, starb jedoch ehe er zur Ausführung dieses Gedankens schritt. Darauf bot der genannte spanische Diplomat dem Nachfolger dieses Papstes, Urban VIII., einen ihm gehörigen Pallast auf dem spanischen Platz und sein ganzes Vermögen an zur Gründung einer solchen Anstalt. Papst Urban VIII. nahm das Anerbieten an mit der Zusage weiterer Unterstützung aus päpstlichen Mitteln, und gründete

ein Seminar zur Erziehung und Bildung künftiger Missionäre, das Collegium de propaganda fide, durch eine Bulle von 1627.

Ein Bruder des Papstes, der Cardinal Barberini, dem Kapuzinerorden angehörend, war einer der ersten und größten Wohlthäter der neuen Anstalt. Er stiftete in derselben zwölf Freiplätze (Bursen) für Zöglinge, welche bei der Aufnahme nicht unter fünfzehn Jahre und nicht über fünf und zwanzig Jahre alt sein sollten. Ein anderer Cardinal von S. Onophrio stifete kurz nachher dreizehn weitere Freiplätze, besonders für junge Leute aus Afrika. Von seinem Gründer erhielt die Anstalt später den Namen Collegium Urbanum.

Papst Innocenz X. verband eine zu Ravenna bestehende Anstalt zur Bildung von Priestern für die syrischen Katholiken, die Maroniten, mit dem Collegium Urbanum. Papst Alexander VII. machte sich um die Organisation und Erweiterung der Anstalt verdient. Alles dieses geschah noch im siebenzehnten Jahrhunderte. Die Anstalt gedieh sehr gut und erfüllte ihren Zweck auf das beste.

In den Revolutionsstürmen am Ende des vorigen Jahrhunderts ging die Anstalt zu Grunde. Im Jahr 1803 suchte man sie wieder in das Leben zurückzurufen; aber Napoleon hob das Collegium Romanum durch ein Decret von 1809 gänzlich auf. Im Jahre 1814 mit der Rückkehr des Papstes suchte man von dem Vermögen der Anstalt wieder zu gewinnen und zu retten, was noch möglich war, nud bald fanden sich auch wieder Zöglinge ein. Diese fanden einstweilen Aufnahme im Kloster der Lazaristen; daher noch jetzt in dankbarer Erinnerung die Zöglinge des Collegiums der Propaganda an gewissen Festtagen die Kirche der Lazaristen besuchen. Im Jahre 1817 wurde das Collegium Urbanum wieder geöffnet. Die Zöglinge besuchten für den Unterricht das Collegium Romanum (Gymnasium und Universität), und standen unter der Leitung von Weltgeistlichen. An der Spitze der Anstalt stand ein Rector. Einer der Rectoren aus dieser Periode der Anstalt war Graf Reisach, der später zu hohen Würden emporstieg als Erzbischof von München und als Cardinal.

Im Jahre 1836 übergab Gregor XVI. die Leitung der Anstalt den Jesuiten, welche dieselbe bis zu dem stürmischen Jahre 1848 behielten. Nachher erhielten wieder Weltgeistliche die Leitung des Collegium Urbanum. Die Congregation de propaganda fide setzte als Rector an dessen Spitze den berühmten irischen Theologen Cullen, jetzt Erzbischof von Dublin. Nach ihm erhielt der Priester Dr. Philipp Tancioni, ein sehr

gelehrter und würdiger Geistlicher, früher Vorsteher des griechischen Collegiums diese Stelle, die er noch inne hat.

Gegenwärtig sind in dem Convicte des Collegiums der Propaganda einhundert achtzehn Zöglinge. Ein und siebenzig derselben sind in ihren Studien so weit vorgerückt, daß sie das statutengemäße eidliche Versprechen abgelegt haben. Dieses besteht darin, daß sie versprechen, nach Vollendung ihrer Ausbildung in der Propaganda in ihre Heimat zu gehen und dort sich dem Dienst der Kirche zu widmen, daß sie in keinen geistlichen Orden ohne besondere Erlaubniß der Congregation der Propaganda treten; daß sie von ihren Missionsstationen aus innerhalb Europas jährlich einmal, in außereuropäischen Ländern alle zwei Jahre einen schriftlichen Bericht an die Congregation der Propaganda einsenden.

Der Unterricht von den obern Gymnasialclassen an, der philosophische Cursus und Theologie wird in dem Convicte der Propaganda selbst ertheilt von Lehrern, welche nicht in dem Hause wohnen, sondern nur ihre Unterrichtsstunden und Vorlesungen geben. Zur Leitung der ganzen Anstalt ist lediglich nur ein in dem Hause wohnender Rector und Vice-Rector genügend. Die Zöglinge sind in Gruppen oder kleine Genossenschaften von 12 — 15 getheilt, von denen jede selbst sich einen Obmann, einen Präfecten und einen Vicepräfecten wählt; diese letztern führen eine gewisse Aufsicht über die Andern und sind dem Rector für die Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich.

Nach dieser einfachen Organisation bewegt sich das Leben im Hause getheilt zwischen Uebung der Andacht, Studien und Unterhaltungen in der schönsten Ordnung. Jeden Morgen wohnt man einer hl. Messe bei, darauf Studium, Frühstück, Unterricht in den Schulclassen und Vorlesungen, Erholungszeit und Unterhaltungen in regelmäßiger Abwechslung. Außer dem Sonntag ist der Donnerstag einer jeden Woche ohne Unterrichtsstunden. Am Anfange eines jeden Schuljahres wird die Haus- und Tages-Ordnung zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung angeschlagen; darnach ist Alles streng geregelt. Die Zöglinge haben theils jeder ein besonderes Zimmer, theils wohnen einige in einem Zimmer beisammen. Aber jede der oben genannten Abtheilungen (von 12—15 Zöglingen) hat ein gemeinschaftliches Gesellschaftszimmer, wo sie die freie Zeit mit einander zubringen. Die Kleidung ist eine gemeinsame gleiche und recht geschmackvoll; schwarz mit einer scharlachrothen Binde.

Das Refectorium (der Speisesaal) vereinigt alle Mitglieder

der Anstalt, die Zöglinge und die beiden Rectoren zu den gemeinsamen täglichen Mahlzeiten. Alles ist dort sehr reinlich und anständig hergerichtet. Man trägt das Essen nicht in gemeinsamen Schüsseln auf, sondern jede Person erhält ihre Portion besonders servirt. Das Frühstück besteht aus Kaffee mit Milch; das Mittagessen: Suppe und drei Gerichte, mit Obst zum Nachtisch; Nachtessen: Suppe, zwei Gerichte und Obst. Wein trinkt jeder nach Discretion (ob man so Etwas in einer deutschen Anstalt versuchen könnte?) dabei ist es aber nicht Sitte seinem Nachbar zu trinken anzubieten. Während der Mahlzeit wird Etwas vorgelesen. Der Rector und Vice-Rector essen mit den Zöglingen an dem gemeinsamen Tische, nur wird ihnen zuerst servirt. Die monatliche Ausgabe zur Unterhaltung eines Zöglings für alle Lebensbedürfnisse und die Kosten des Unterrichtes berechnet sich auf 100 bis 140 Francs (20—25 Scudi).

Es ist ein interessanter und erfreulicher Anblick diese so verschieden gestalteten, an Nationalität, Temperament, Sprachen und Sitten ursprünglich so verschiedenen, aus allen Theilen der Erde herkommenden jungen Leute bei ihren ruhigen, ernsten Studien oder ihren harmlosen Unterhaltungen in friedlichem Verkehre und brüderlicher Vereinigung zu sehen. Die Propaganda kann als ein Beweis der Einheit des menschlichen Geschlechtes und der menschlichen Natur gelten, wie sie ein Bild der Einheit der katholischen Kirche ist.

13. Das Collegium Romanum.

Ein deutscher Student, der erst vor Kurzem in die Hallen des Universitätslebens eingetreten ist, gleicht einem Faß voll gährenden Mostes, so kocht's und braust's im Kopf von den gelehrten Redensarten die vom Katheder herabströmen. Wir hatten nun zwar von Freiburg bis nach Rom einen guten Theil unseres Schwindels verlaufen, allein dennoch hätten wir es fast für eine Todsünde gehalten, an den römischen Studienanstalten kalt vorüber zu gehen. Die Bekanntschaft mit einigen Zöglingen des Collegii Germanici führte uns mehrmals in die Jesuiten-Hochschule, in das s. g. Collegium Romanum. Hätten wir bei dieser Gelegenheit auch nur den weltberühmten Dogmatiker P. Perrone, seine geistreichen Collegen P. Passaglia, P. Gioja, P. Patrizi u. A. kennen lernen, unser Aufwand an

Zeit und Mühe wäre hinlänglich ersetzt gewesen; allein wir bekamen noch obendrein auch einen Begriff von dem auffallenden Unterschied zwischen der Lehrweise der Jesuiten und unserer deutschen Professoren. Schon die Präludien der Vorlesungen weichen ab von der deutschen Manier. Es war ein rührender Anblick, den bejahrten P. Peronne, ehe er die Lehrkanzel bestieg, auf der untersten Stufe derselben in andächtigem Gebet knieen zu sehen. In dem aufgeklärten Deutschland ist diese fromme Sitte, ähnlich wie das Tischgebet schon längst in Abgang decretirt worden. Die Vorträge selbst werden in lateinischer Sprache gehalten, theils im Interesse der theologischen Präcision, theils wegen der fremden Zuhörer aus fast allen Nationen. Bekanntlich umfaßt der Lehrkreis des römischen Collegiums außer der gesammten Theologie noch die Humaniora und die Philosophie, von den Grundregeln der lateinischen Grammatik bis hinauf zur Transcendentalmathematik; alle Fächer werden von den tüchtigsten Männern des Jesuitenordens gelehrt.

Eine Vergleichung des theologischen Studienplanes des römischen Collegiums mit dem theologischen Programm deutscher Universitäten wäre nicht ohne Interesse; für unsern Zweck mag es jedoch genügen, nur einige Andeutungen zu geben. Zunächst finden wir in dem römischen Studienplan eine größere Einfachheit, als in den deutschen Lehrplänen; minder wichtige Zweige des theolog. Studiums, wie Hermeneutik, Pastoralmedicin u. dgl. werden entweder gänzlich übergangen oder in Verbindung mit den theol. Hauptdisciplinen gelehrt. Selbst die Pastoral muß es sich gefallen lassen (freilich zum Nachtheil ihrer wissenschaftlichen Selbständigkeit) in Vereinigung mit der Moraltheologie behandelt zu werden. Durch eine mehr casuistische Behandlung der Moral mag dieser Ausfall einigermaßen gedeckt werden, doch würde er für die Seelsorge in Deutschland immerhin ein sehr fühlbarer Mangel bleiben. Für die meisten theol. Vorlesungen ist im römischen Colleg eine geringere Anzahl von Stunden festgesetzt als auf deutschen Universitäten. Es hat dieser Umstand einerseits in der längeren Dauer des theolog. Studiums seinen Grund, anderseits aber scheint man in Rom, wie auch in England mehr Rücksicht auf das Privatstudium der Zöglinge zu nehmen. Durch eine übergroße Anzahl von Vorlesestunden wird die geistige Frische der Studierenden, die für jedes Studium erforderlich ist, beeinträchtigt, abgesehen davon, daß die wenigsten Zuhörer im Stande sind vier oder fünf Stunden lang ohne Unterbrechung ihre volle Aufmerksamkeit auf

das Wort des Lehrers zu richten. Sehr anziehend für den angehenden Theologen ist auch die Einheit der theol. Studien, an welcher man in dem röm. Collegium strenge festhält, während in Deutschland freilich in einer, jetzt bereits überwundenen Zeit die größte Zersplitterung, um nicht zu sagen, vollständige Auflösung in dieser Beziehung herrschte. Diese rücksichtslose Willkühr war theils durch das Eindringen protestantischer Einflüsse auf das katholische Lehrwesen veranlaßt, theils hatte sie ihren Grund in dem Mangel eines Mittelpunctes, in welchem alle theol. Doctrinen wie in einem Centrum ihren Ausgang und Stützpunct haben. In dem Maße als mit dem Vorherrschen des protestant. Subjectivismus die dogmatische Wissenschaft an Ansehen verlor, vindicirten sich die übrigen theologischen Zweige eine fast souveräne Unabhängigkeit, namentlich gefiel sich die biblische Wissenschaft darin, ihren organischen Zusammenhang mit der kirchlichen Lehre zu lösen oder wenigstens möglichst zu lockern und lediglich als formell-philologisches Bibelstudium sich zu geriren. Dagegen sehen wir bei den Jesuiten, denen selbst ihre Feinde noch niemals tüchtige Wissenschaftlichkeit abgesprochen haben, eine großartige Harmonie der theologischen Doctrinen, eine ebenmäßige Vertheilung und Anordnung der Lehrgegenstände je nach ihrer Wichtigkeit und nach dem Verhältnisse, in welchem sie zu dem Hauptfach der theol. Wissenschaft, zu der Dogmatik stehen. Letztere wird daher auch im ganzen Umfang innerhalb vier Jahrescurse mit größter Gründlichkeit behandelt.

Wie gegen den Inhalt der kathol. Theologie, so hatte man auch vielfach gegen die ältere Lehrmethode einen gewaltigen Horror gefaßt und sie als einen leeren Formenkram verschrieen; jeder Sachverständige aber wird in diesem Widerwillen eine Hauptursache finden von der großen Verschwommenheit und Unklarheit im Gebiete der modernen Wissenschaft. Viele moderne Gelehrten wissen eben, daß sie in ihrem wissenschaftlichen Hochflug das Schicksal des Icarus zu fürchten hätten, wenn sie dem Licht einer tüchtigen Logik ausgesetzt würden, darum zieht man vor, in dem nebelhaften Gebiet unbestimmter, geistreicher Redensarten sich zu bewegen. Die Jesuiten, anerkannt tüchtige Schulmänner und Pädagogen, haben zum Theil die scholastische Lehrweise beibehalten und verdanken vorzugsweise ihr die große Klarheit und Bündigkeit ihres Wissens. Von dem großen Nutzen einer tüchtigen Vorbildung in der Logik und Dialektik überzeugten wir uns besonders durch die von den Zöglingen des Collegiums in Gegenwart ihrer Lehrer in syllo-

gistischer Form gehaltenen Disputationen. Es freute uns, daß wir in dem Sohn des bekannten Hofrathes und jetzigen österreichischen Reichshistoriographen Hurter, der die Rolle eines Opponenten übernommen hatte, einen sehr gewandten und geistreichen jungen Gelehrten kennen lernten. Kein aufgestellter Schluß schien fest genug, der nicht ein „proba minorem“ oder „proba majorem“ vor dieser dialectischen Inquisition zu bestehen gehabt hätte.

Peronne, der Koryphäe der neuern dogmatischen Wissenschaft, in dessen markirten Gesichtszügen sich das scharfe Denken des Mannes auszuprägen scheint, hat in seinem einfachen schwarzen Ordenskleid und in dem kantigen Biret fast das Aussehen eines der großen mittelalterlichen Theologen. Nach dem Besuch einiger Vorlesungen über Dogmatik und Moral wohnten wir noch einer von P. Patrizi gehaltenen hebräischen Exegese über die Psalmen bei. Der gelehrte Pater lieferte durch seine gründliche Kenntniß des Hebräischen den Beweis, daß Rom auch in den orientalischen Sprachstudien wohl mit jeder deutschen Universität sich messen kann.

Das berühmte Museum Kircherianum und die äußerst reiche Bibliothek des Collegiums sahen wir nicht. Das lebendige Wort der berühmten Lehrer fesselte uns mehr als die todte Sprache der Bücher und Antiquitäten-Sammlungen. Der hohe Ruf des Collegii Romani hat sich von seiner Gründung an bis auf den heutigen Tag erhalten. Viele der ausgezeichnetsten Männer und Gelehrten unserer Zeit haben hier ihre Bildung erhalten. Weniger bekannt ist vielleicht, daß einst der berühmte Jesuit J. Perpignan, dem wenige unserer heutigen Philologen an classischer Latinität gleichkommen, eine Zierde dieser Schule war.

14. Das unterirdische Rom.

Hättest du, Leser, auf unserem heutigen Gang uns erblickt, wir wären dir vorgekommen wie Schattenbilder, die im Reiche des Todes umherwandeln. Wir durchkreuzen ein weites unterirdisches Labyrinth, von geraden, schlängelnden, schrägen Wegen durchschlungen; unbekannte Tiefen öffnen sich zu beiden Seiten der engen, überwölbten Hohlgasse, auf der wir vordringen; schwüle Luft umhüllt uns und macht das Kerzenlicht, das wir in der Hand tragen noch schwächer und geisterhafter. Vor

uns her schreitet ruhig eine ehrwürdige Mönchsgestalt, uns immer tiefer und tiefer in die Geheimnisse des Todes hineinführend. Wir sind in dem urchristlichen Kirchhof, in den Katakomben von S. Sebastian.

Das unterirdische Rom, diese merkwürdige Todtenstadt, in welcher die heldenmüthigste Generation des Erdballs schlummert, ist für den christlichen Pilger und Alterthumsforscher nicht weniger interessant, als das Rom der Lebendigen. Je mehr indeß über die Katakomben geschrieben wurde, desto seltener macht man sich eine richtige Vorstellung von ihnen. Sie scheinen mir am besten mit den Gängen eines Bergwerkes verglichen zu werden, mit einem großen unterirdischen Netz schmaler Gassen, von denen die Umgebung Roms gleichsam unterminirt ist. Sehr geistreich bezeichnet Abbe Gerbet die Katakomben gleichsam als eine geheime Umschanzung, womit die ersten Christen das heidnische Rom eingeschlossen haben, um es von hier aus in den Zeiten der Verfolgung durch Gebet, durch religiöse Uebungsmittel und durch die Vorbereitung auf das Marthyrthum zu belagern.

Daß die Katakomben ein Werk der ersten Christen sind, wird durch die gründlichen Untersuchungen der ausgezeichnetsten christlichen Alterthumsforscher bis zur Evidenz erwiesen. Es mag sein, daß schon das alte Rom durch das Ausgraben von Pozzuolan-Erde den Christen Andeutungen für die Anlagen der Katakomben gegeben hatte. Abbe Gerbet bringt einen sehr einleuchtenden Grund für diese Ansicht. Er sagt: „Das Christenthum, welches seine Bekenner vornehmlich unter den armen Volksklassen hatte, zählte in den ersten Zeiten gewiß viele Jünger unter den Arbeitern, welche zu dem Ausgraben der Pozzuolan-Erde verwendet wurden. Sie ermangelten nicht den Christen zu sagen, wo die Eingänge zu diesen Grotten sind, und ihnen die Krümmungen und tiefen Nischen zu zeigen, in welche sie sich im Falle der Noth zurückziehen könnten.“ Wir wollen ferner nicht in Abrede stellen, daß einzelne antike Sandgruben in sofern zu den Katakomben in Beziehung stehen, als der Eingang der Katakomben in ersteren sich vorfindet. Dagegen wäre es ein großer Irrthum, wenn Jemand, wie es schon geschehen ist, die Katakomben selbst für solche Sandgruben hielte. Denn fürs erste findet sich in keinem heidnischen Schriftsteller eine Erwähnung eines so großartigen, viele Meilen langen Labyrinthes; sodann trifft man in den meisten Katakomben keine Spur von Pozzuolan-Erde; und endlich wäre es ein barer Unverstand gewesen, wenn man nach diesem Sand in einer

Weise, wie die Katakomben angelegt sind, und mit solcher Anstrengung hätte graben wollen. Eben so ist wohl anzunehmen, daß die verfolgten Christen, wären die Katakomben anfänglich schon ihren Verfolgern bekannt gewesen, sicherlich nicht hier einen Zufluchtsort gesucht hätten.

Noch mißlungener und widersinniger ist jene Hypothese, welche die Katakomben ohne Weiteres mit den Puticolis der Alten zusammenwirft und christliche und heidnische Gräber unter einander mischt. Wüßte man auch nichts von der großen Scheu der ersten Christen, ihre Todten nicht neben heidnischen Grabstätten beizusetzen, und von der großen Verehrung, welche sie gegen ihre Martyrer hegten, so wäre schon der Umstand beweisend, daß die meisten Inschriften, Malereien, Sculpturen, und sonstigen Embleme ein christliches Gepräge an sich tragen. Daß die Gefäße und Fläschchen, welche sich in unzähligen Katakombengräbern finden, keine antiken Thränenfläschchen, sondern Gefäße sind, in welchen das Blut der Martyrer beigesetzt wurde, ist von den christlichen Archäologen so oft und so schlagend nachgewiesen worden, daß es Zeitverlust wäre, hier deren Gründe zu wiederholen.

Nur die Katakomben von S. Sebastiano sind jetzt für den gewöhnlichen Besuch eröffnet. Sie zeigen leider nur leere Gräber. Durch mehrere Gänge gelangt man in einen freieren Raum, der offenbar einst als Kapelle benützt wurde. Die ehemaligen Leichenbehältnisse sind in horizontaler Lage über einander angebracht, ähnlich den Schlafstellen in den Schiffscajüten. Man möchte sie die Fächer einer Bibliothek nennen, wo der Tod seine Werke aufgestellt hat. Mancherlei tragische Vorfälle bei unvorsichtigem Vordringen in den endlosen Irrgängen dieser unterirdischen Todtengewölbe, sowie auch die noch unerhobenen Reliquienschätze waren die Ursache, daß der Besuch der übrigen Katakomben, wie z. B. jener zu S. Agnes u. a. strenge untersagt wurde. Das Sehenswürdigste was sich in ihnen vorfand, ist in das christliche Museum im Vatican gebracht worden.

Die in den Katakomben erhaltenen Bilder und Inschriften des christlichen Alterthums sind ein unschätzbarer Commentar des katholischen Glaubens, ein auf Stein geschriebener Katechismus der christlichen Dogmatik. Steigen wir, sagt der hochw. Bischof von Speier in einem seiner Hirtenbriefe, wie der Bergmann mit dem Grubenlichte, mit brennender Kerze hinab in diesen Schacht der christlichen Urzeit, welcher unermeßliche Schätze heiliger Alterthümer der Kirche birgt, deren bis jetzt noch die wenigsten an's Tageslicht gefördert worden, so werden wir nicht

genug schauen und staunen können. Hier spricht uns aus der Inschrift der marmornen Grabtafel die zarte Fürsorge für die Leiber der im Herrn Entschlafenen an, und wir erbauen uns an der so oft und innig erklärten Hoffnung der Auferstehung, des einstigen Wiedersehens. Daneben mahnt uns wieder die Fürbitte, welche auf der Gruft eingegraben ist, daß die ersten Christen es sich wohl bewußt waren, was die Schrift sagt, daß es ein heiliger und heilsamer Gedanke ist, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von den Sünden befreit werden (2. Macc. 12, 46.) und bestätigt so die Lehre vom Fegfeuer. Die geheimnißvolle Grundlage unsers Heiles, die gnadenvolle Wiedergeburt aus dem Wasser und dem hl. Geiste, sinnbildet sich in den bedeutungsvollsten Ereignissen des alten Testaments. Die Gemeinschaft der Heiligen, die im apostolischen Glaubensbekenntnisse so ausdrücklich enthalten ist, tritt in mannigfachen Darstellungen hervor. Besonders ist es tief ergreifend, das oft wiederkehrende Bild der Mutter Gottes zu sehen, welche betend für die Gläubigen die barmherzigen Mutterhände erhebt, so wie auch schon mit dem göttlichen Kinde dargestellt erscheint — zum Zeugnisse, daß auch die Verehrung der allerseligsten Jungfrau und die Zuflucht zu ihr in der Kirche bis zu ihrem Ursprunge hinaufsteigt. Als der Mittelpunct des ganzen christlichen Glaubens und Lebens erscheint uns überall der göttliche Heiland. Wie oft ist er abgebildet als der gute Hirt, der das verirrte Schaaf sucht und auf seinen Schultern zurückträgt; als Wunderthäter, der den Lazarus erweckt und den Gichtbrüchigen heilt. Sein blutiges Versöhnungsopfer am Kreuze ist dargestellt in den vorbildlichen Opfern des alten Bundes, das Opfer des neuen Bundes aber, das Fleisch und Blut unseres Herrn in dem allerheiligsten Sacramente, wird uns vergegenwärtigt in den Gaben des Brodes und Weines nach der Ordnung Melchisedechs, und uns dabei das anbetungswürdige Geheimniß der wunderbaren Wandlung in tiefsinnigen Bildern verkündigt. Was wir aber in diesen bildlichen Darstellungen am öftesten finden, ist die Abbildung des Heilandes und des heiligen Petrus, welchem unter den verschiedensten, häufig aus dem alten Testamente entnommenen Sinnbildern die oberste Leitung der Kirche anvertraut ist. So innig und lebendig war der Glaube der ersten Christen, daß sie, wenn sie ihn auch nicht ungehindert verkündigen und sich nicht im öffentlichen Leben durch Werke der hl. Kunst und sinnbildliche Zeichen daran erinnern, dadurch trösten konnten, demselben doch in ihrer von der Verfolgung nur selten berührten Todtenstadt

freudig und unerschöpflich Ausdruck und Sprache zu geben suchten, so wie sie auch bereit waren, wenn es galt, vor aller Welt ihn mit dem Blute des Martyrers zu besiegeln.

Nirgends tritt uns der Gedanke an den Heldenmuth und an die Glaubenstreue der ersten Christen so lebhaft wie in den Katakomben vor die Seele. „Die lange Reihe von Fackeln, welche die Besucher tragen, die in diesen engen Hallen Einer nach dem Andern wandeln, stellt sehr gut die Processionen vor, die hier die ersten Christen hielten, wenn sie da die Leichname der Martyrer beisetzten, oder irgend ein anderes Fest feierten, und die Jahrhunderte hl. Stillschweigens, welche unter diesen Gewölben vorüberschlichen, lassen fast jetzt noch die Schritte der heroischen Generationen vernehmen. Während dieser unbeweglichen Jahrhunderte hat kein Geräusch der Welt, mit Ausnahme der Einfälle einiger Horden Longobarden ein Echo in diesen Räumen erweckt, kein neuer Staub hat hier die Wege bedeckt, keine politische Revolution hat hier eine Spur hinterlassen von den Umtrieben der Menschen, an der wir einen Maßstab hätten. Die Zeit ist hier wie eine Wüste; die entfernten Epochen treten uns da nahe, gleich wie sich die Distanzen auf dem öden Ocean verkürzen, wo keine Gegenstände dazwischen liegen.*) Viele tausend andächtige Pilger könnten die Wahrheit jenes Wortes bezeugen, das die deutsche Prophetin Brigitta über die Katakomben gesprochen hat: „So wie der schwache Mensch sich kräftigt durch Nahrung und Wohlgerüche, so werden Alle, die mit reiner Seele hierher kommen geistig belebt.“ Schon der hl. Hieronymus schildert den ergreifenden Eindruck, den die Stille der Katakomben auf ihn machte, so oft er als Knabe während seiner Studien in Rom dieselben besuchte. Der hl. Philippus Neri aber hat, als er noch in der Blüthe des Alters stand, zehn Jahre lang die Nächte in den Martyrgrüften von S. Sebastiano in stillem Gebet hingebracht.

Man halte den religiösen Zauber, den auch wir in den Katakomben empfanden, nicht für eine Wirkung jugendlicher Reizbarkeit oder gar phantastischer Begeisterung: ich habe wohl auch mit einem winzigen Wachslicht in der Hand die uralten, dumpfen Königsgräber zu Jerusalem besucht, bin in die mit Hieroglyphen besäeten Grabkammern von Memphis hinabgestiegen und unter vielem Schweiß und mit halsbrechender Beschwerde in die viertausendjährige Stille der Cheopspyramide

*) Abbé Gerbet, Esquise de Rome chretienne.

hineingedrungen: allein ich bin bei all dem in keine besonders große Wallung der Gefühle gerathen: in den Katakomben aber zu Rom heimelte mich ein Gefühl an, das ich nicht zu beschreiben vermag. Mir schien fast, als ob jetzt noch etwas von dem himmlischen Frieden und süßen Troste hier weile, den die ersten Christen bei der Feier der hl. Geheimnisse am Grab ihrer verherrlichten Brüder und Schwestern empfanden. Die Stille der Katakomben redet zu dem christlichen Pilger eine eindringliche Sprache: kein Wunder, wenn der hl. Carl Borromäus, der hl. Philipp Neri und andere fromme Männer aus der einsamen Betrachtung derselben mehr lernten, als bei dem gelehrtesten Universitätsprofessor.

In engster Beziehung zu den Katakomben steht das christliche Museum im Vatican, das wir heute in Begleitung des hochw. Bischofes von Münster besuchten. Die Schätze dieser Sammlung bestehen in altchristlichen, theils römischen theils byzantinischen Antiquitäten. Gleich beim Eintritt in das Museum fällt der Blick auf die zwei sitzenden Statuen des heiligen Bischofs Hippolytus von Porto im Philosophengewand und des Aristides, eines heidnischen Gelehrten des zweiten Jahrhunderts. Merkwürdig ist auf dem Bischofsstuhl des heiligen Hippolytus die Inschrift über den 16 jährigen Ostercyclus.*) Einige aus den Katakomben erhobene Statuen, den guten Hirten vorstellend, geben einen Begriff von der altchristlichen Sculptur. Während das eine Bild ein mehr barbarisches Gepräge zeigt, läßt sich an dem anderen ein edlerer Styl nicht verkennen. Christus, mit Tunica, Hirtenmütze und Halbstiefeln angethan, trägt ein verirrtes Schaaf zur Heerde zurück, das freudig blöckend seinen Kopf zum Himmel erhebt. An den Wänden des Museums sind Sarkophagplatten mit Inschriften eingemauert, gleichsam versteinerte Blätter aus der Geschichte der ersten, christlichen Jahrhunderte. Die Wandschränke sind angefüllt mit Fragmenten von Glasgefässen; man sieht ferner da Kelche, theilweise mit Henkeln versehen; eucharistische Löffel, Lampen von gebrannter Erde oder von Metall, meist mit christlichen Symbolen (Kreuz, Palme, Tauben, Fische ꝛc.) geschmückt; Gemmen, Ringe, Diptychen, sehr alte Crucifixe, eine Metallscheibe mit dem Bilde des guten Hirten, ein enkaustisches Bildniß Christi u. a. m.

*) Seit kurzer Zeit ist dieses Monument in die neue Sammlung des Lateran versetzt worden.

Voll Bewunderung betrachteten wir namentlich die auf den azurblauen Boden eines Glasgefässes in Gold aufgetragene Zeichnung einer römischen Familie, wirklich ein Werk voll Natur und Leben.

Da es zu weit führen würde, wenn ich mich in eine detaillirte Beschreibung aller christlichen Antiquitäten des Vaticans einlassen wollte, wobei manche Fragen in Erörterung kommen müßten, über die man weitläufige Abhandlungen geschrieben hat, so erwähne ich nur noch die in den Katakomben gefundenen Marterwerkzeuge. Daß man in etrurischen Gräbern ähnliche Gegenstände gefunden hat, beweist gar nichts gegen die Ansicht der christlichen Archäologen über die Bedeutung dieser Geräthschaften. Denn abgesehen davon, daß diesen in anerkannt christlichen Grabstätten gefundenen Geräthschaften wohl schwerlich ein anderer Zweck sich beilegen läßt, können auch jene etrurischen Instrumente aus Christengräbern stammen. In einem Seitenzimmer des Museums wird jenes berühmte Gemälde aufbewahrt, das allen classischen Archäologen unter dem Namen der „Aldobrandinischen Hochzeit" bekannt ist. Manche Alterthumsfreunde haben von diesem Ueberbleibsel antiker Malerei viel Rühmens gemacht; eigentlichen Kunstwerth aber besitzt es nicht. Zum Schlusse muß ich noch eines Christuskopfes in Mosaik gedenken: es ist das älteste Bild von Christus, das man kennt, aus der Zeit Constantins. Christus ist als Jüngling gedacht mit schön gelocktem Hauptthaar und sanftem Angesicht, ein Bild voll Schönheit und Würde.

Wir nahmen unsern Rückweg durch die Vaticanische Bibliothek. Der Hauptsaal derselben, in welchem die kostbaren Manuscripte aufbewahrt werden, übertrifft an Pracht und Eleganz alle Zimmer, die ich je gesehen habe. Durch die gütige Verwendung des hochw. Herrn Bischofs wurden uns einige mit prachtvollen Miniaturen versehene Codices zum Anschauen vorgelegt.

---

14. Ein Blick vom Capitol auf das alte Rom.

Es war ein schöner Abend; die Sonne warf eben ihre scheidenden Blicke der ewigen Stadt zu und es weilten mit Wohlgefallen ihre goldene Strahlen nur noch auf dem hohen Gewölbe des S. Peterdoms. Da stiegen wir die capitolinische Anhöhe hinauf. Die Thüre zum Pallast des Senators stand

offen; wir traten ein und gelangten ohne Hinderniß auf das flache Dach des Hauses; wir hatten den rechten Ort und die günstigste Zeit zur Besichtigung des antiken Rom's gefunden. Auf den ebenen Boden hingestreckt schauten wir schweigend hinab auf die Trümmer einer untergegangenen Welt. Siehe da, um mit Jean Pauls Worten zu sprechen, welch eine öde, weite Ebene, hoch von Ruinen, Gärten, Tempeln umgeben, mit gestürzten Säulenhäuptern und mit aufrechten einsamen Säulen und mit Bäumen und einer stummen Wüste bedeckt! Der aufgewühlte Schutt aus dem ausgegossenen Aschenkrug der Zeit — und die Scherben einer großen Welt umhergeworfen! Es ist wahr, der Anblick des untergegangenen alten Roms stimmt sehr elegisch. Da lagen ehemals alle die Herrlichkeiten, von denen die jugendliche Phantasie Jahre lang geträumt: uns trug das Capitol, dieser denkwürdige Hügel, auf dem einst Romulus gewandelt, den Numa Pompilius und Cato und Cicero und alle großen Männer Roms so oft bestiegen haben, wohin so viele siegreiche Feldherrn mit Kriegesbeute im Triumphe geführt wurden. Dort wo jetzt die Kirche S. Maria in Ara Celi sich erhebt, schaute ehemals der prächtige Tempel des capitolinischen Jupiters über die gewaltige Stadt hin; am westlichen Ende des Hügels senkte sich der tarpeische Fels hinab. Vor uns lag das Forum Romanum mit seinen Tempelbruchstücken, der einstige Schauplatz so großer Ereignisse, wo der edle Ritter Curtius sich in den klaffenden Abgrund stürzte, wo Redner wie Hortensius und Cicero die versammelten Quiriten durch ihre Beredsamkeit fesselten, wo das Schicksal so vieler Völker entschieden wurde. Am Fuß des Capitols der mamertinische Kerker, in den der unglückliche König Jugurtha hinabgestoßen wurde, wo Sejan sein Leben aushauchte, wo der hl. Petrus gefangen saß; dort der Siegesbogen des Septimius Severus, der stumme Zeuge eines gräßlichen Brudermordes; weiterhin das merkwürdige dem Zerstörer Jerusalems geweihte Denkmal, der Titusbogen; in geringer Entfernung erblickt man den großen geborstenen Sarg des Heidenthums, das Colosseum; ihm zur Rechten des großen Kaisers Constantinus Ehrenbogen; darüber hinaus sieht man Caracalla's riesige Thermengewölbe. Doch rufen wir die allzuweit schweifenden Blicke zurück. Richten wir vielmehr unser Auge rechts auf den gegenüberliegenden Mons Palatinus, auf dem einst der arcadische Evander seine ländliche Hütte erbaute, wo die ersten römischen Könige ihre einfachen Wohnungen aufschlugen, wo später Nero mit niegesehener Pracht und Verschwendung sein goldenes Haus anlegte.

Dort wo ehemals die Kaiserpaläste standen, starren nur noch gewaltige Schutthaufen empor. Das Thal, durch welches sich der Circus Maximus hinzog, trennt die Anhöhe des Palatinus vom Mons Aventinus, der vor Zeiten mit einem prächtigen Dianentempel geschmückt war.

Welch eine Stadt muß dieses alte Rom gewesen sein, das jetzt noch so colossal in seinen Ruinen erscheint! jenes Rom, dessen enorme Ausdehnung nach der Aussage eines Augenzeugen der Blick nicht einmal überschauen konnte! Und was sind jetzt jene von Gold und Marmor strahlenden Tempel und Paläste und Säulen und Lustgärten? Der Finger Gottes hat sie bis auf wenige Trümmer hinweggetilgt; auf dem Forum, das nie leer wurde von dem Tritt der Menschenmenge, weideten im Mittelalter Stiere und noch jetzt wuchert Gras und Unkraut daselbst; von Nero's goldenem Haus und seinen dreitausend Marmorsäulen sind nur noch wenige elende Gewölbe zu sehen. Der größere Theil des alten heidnischen Roms liegt jetzt unbewohnt und verlassen; einzelne Pinien und Cypressen mildern die Oede dieses großen Kirchhofes; langsam, wie in Nachdenken versunken, windet die gelbe Riesenschlange, die Tiber, sich an der Stadt vorbei und nur in hellen Nächten verbindet das zauberhafte Licht des Mondes das zerrissene Gemäuer, die zerknickten Prachtsäulen, die leeren Heldengräber und finstern Cyclopentrümmer zu einem wundervollen Bilde.

Wenn jetzt einer der alten Römer auferstände aus dem Schutt und Moder und von der Höhe des Capitols hinabschauen würde auf die Siebenhügelstadt, wie müßte er staunen über die Veränderungen, die mit ihr vorgegangen sind! Das Zeichen, welches vom heidnischen Rom tödtlich gehaßt mit Strömen Blutes von der Erde hinweggetilgt werden sollte, siehe, es prangt auf allen Thürmen und Kuppeln der Stadt; wo ehemals der freie Raum des Campus Martius sich ausdehnte, hat sich der belebteste Theil der Stadt gelagert; keine ruhmgekrönten Feldherrn ziehen mehr auf der hl. Strasse über das verlassene Forum den capitolinischen Hügel herauf; dagegen wallen Schaaren von Gläubigen aus allen Theilen der Erde zu dem Wunderbau jenseits der Tiber, wo ehemals der grausame Nero blutige Spiele feierte.

Ueber die Ebene, aus welcher sonst die Donnermonate der Erde aufstiegen, über das Forum schreitet jetzt der Fuß des Wanderers hinweg, wie über eine ausgebrannte Sonne, welche finstere todte Erde umhängen. Der Marmorboden, die Säulenhallen und die Heidentempel liegen fast dreißig Spannen tief

unter dem Schutt. Aus dem Grab der Versunkenheit schauen noch wenige Marmorsäulen herauf, riesige Denksteine einer untergegangenen Welt. Nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil des alten Forums ist bis jetzt aufgedeckt; römische Arbeiter waren zur Zeit unseres Besuches beschäftigt noch mehr zu enthüllen. Gleich sieben kräftigen Grenadieren, übriggeblieben auf dem Schlachtfeld der Zeit steht hier eine noch verbundene Säulenreihe ohne ihren Tempel, colossale Ausrufungszeichen in dem Buch der altrömischen Geschichte und das schmale, gedehnte Forum bildet dazu den gewaltigen Gedankenstrich. Noch sieht man am Fuß des Capitols die cyclopenmäßigen Substructionen; der daraufgesetzte moderne Palast des Senators scheint auf dieselben so viel Gewicht auszuüben als ein Pfund Federn auf einen Eichenklotz. Der breite Ehrenbogen des Septimius Severus ist noch ziemlich erhalten; er steht zur Hälfte in der aufgedeckten Tiefe; wenn man die daneben stehenden Tempelruinen ansieht, so glaubt man fast, das Schicksal habe in seiner Erhaltung eine Ironie auf die altkaiserliche Herrlichkeit ausüben wollen. Eine einsame Säule, die aus einer umzäunten Vertiefung emporragt, nicht gar weit vom Bogen des Severus, ist dem Andenken des griechischen Kaisers Phokas gewidmet.

Wir lassen unsern Blick in der Richtung der sacra via weiter wandeln. Eine tief in den Bodensatz der Zeit getauchte Säulenreihe, jetzt die Vorhalle einer christlichen Kirche, gehörte ehemals laut der antiken Inschrift zum Tempel des Antonin und der Faustina. Eine andere kleine, dem Andenken der hh. Cosmas und Damianus geweihte Kirche besteht aus den Ueberresten eines dem Romulus und Remus oder den Penaten dedicirten Tempels. Die großen Gewölbe der constantinischen Basilika und die geborstenen Nischen des Romatempels hielten uns nur kurze Zeit auf: in unmittelbarer Nähe winkte uns ja das merkwürdige Denkmal jenes römischen Kaisers, den der Herr zum Vollstrecker des Strafgerichtes über Jerusalem ersehen, — der Titusbogen.

Nicht ohne den Rathschluß der Vorsehung ist dieser Triumphbogen eines der besterhaltenen Monumente des alten Roms. Die Inschrift über demselben auf der östlichen Seite lautet: „Der Senat und das römische Volk (setzen dieses Denkmal) dem göttlichen Titus, dem Sohne des göttlichen Vespasianus, Vespasianus Augustus.“ Die dem Capitol zugewandte Inschrift ist von Barbarenhänden herabgeschlagen worden: man fand sie später im Circus Maximus, allein in einem Zustand, der ihre Wiedereinsetzung nicht erlaubte. Deutlicher als Worte sprechen

die Basreliefs innerhalb des Bogengewölbes zum Herzen des christlichen Wanderers. Titus auf dem Siegeswagen, bekränzt von der über ihm schwebenden Victoria, wird von der Göttin Roma, welche das Viergespann lenkt, zum Capitol geführt. Am obern Theil des Bogens trägt ein Adler die Seele des noch bei seinen Lebzeiten vergötterten Kaisers in den Olymp hinauf. Auf der andern Seite des Gewölbes erblickt man den siebenarmigen Leuchter, dessen Licht von dem römischen Kriegsschwert für immer ausgelöscht wurde, die Bundeslade (oder der Tisch der Schaubrode?) und die zum Tempeldienst gebrauchten Trompeten. Das ganze Denkmal, in penthelischem Marmor ausgeführt, ist den Christen ein Beweis der göttlichen Gerechtigkeit, für die Juden ein Gegenstand des Unwillens und des tiefsten Schmerzes. Noch jetzt, so sagt man, geht kein Jude durch diesen Bogen hindurch.

Außerhalb des Titusbogen betritt man das antike Pflaster der heiligen Straße. Wir schritten über dieselben Steine hinweg, auf welchen höchst wahrscheinlich vor Zeiten auch Horaz einherschlenderte, und näherten uns dem Ehrenbogen Constantins. Ein sonderbares Gemisch von Kunst und halbbarbarischem Geschmack! Säulen von kostbarem Marmor, Statuen von ausgezeichneter Schönheit, meisterhafte Basreliefs wechseln mit plumpen Gestalten und mit Figuren, die nur eine schon verfallene Kunst erzeugen konnte. Die werthvollen Ornamente dieses Denkmals sind bekanntlich von älteren Monumenten aus der Zeit Trajans und Mark Aurels genommen. Merkwürdiger Weise findet man auf dem Triumphbogen keine Spur vom Kreuz, dessen wundervolle Kraft doch die Errichtung dieses Siegesmales veranlaßt hatte; ein deutlicher Beweis, daß der römische Senat, der das Werk errichten ließ, noch stark genug an den alten Göttern hing. Immerhin verdient der Bogen Constantins eine sorgfältigere Betrachtung, als sie ihm von den meisten, nur „altrömische Ruinen fressenden“ Reisenden erwiesen wird.

In Rom ist die Weltgeschichte nicht auf vergilbtes Papier geschrieben: sie steht lebendig vor den Augen da, und wer zu kurzsichtig ist, den Gang der allwaltenden Vorsehung in diesem offenen Buch zu lesen, der kann ihn mit Händen betasten. Dort das geborstene Colosseum, ein Sinnbild des untergegangenen Heidenthums, weiterhin der Titusbogen, der Denkstein des gezüchtigten und in alle Welt zerstreuten Judenvolkes, hier das Siegesmal Constantins, das Thor

des einziehenden Christenthums, lauter hervortretende Orientirungspunkte in dem scheinbaren Gewirr der Weltbegebenheiten. O wer jeden Abend sich auf die Höhen des Capitols setzen könnte, auf diese tragischen, gleichsam ins Meer der Ewigkeit hineinhängenden Klippen, um da einige Zeilen zu lesen aus diesem großen, aufgeschlagenen Buch, das selbst der Ungelehrteste versteht! Grabesgedanken und Auferstehungsgefühle, Träume der Vergangenheit und Hoffnungsstrahlen der Zukunft, Zeit und Ewigkeit treten da vor die Seele und verdollmetschen die untrüglichen Wahrheiten der Offenbarung. Ich kenne nur eine einzige Stätte, die mich ernster gestimmt hat als der Blick vom capitolinischen Hügel auf das alte Rom; eine Stätte, die aber zu der Siebenhügelstadt in enger Beziehung steht: es ist Jerusalem, es ist Golgotha, der ewig denkwürdige Mittelpunct der ganzen Welt- und Menschengeschichte. — Sehr treffend bemerkt einmal Jean Paul, so nahe am römischen Forum, gebe es keinen Scherz und jedes Wort müsse groß sein in Rom. Ja Roma, die Königin der Stätte, die wie Rebekka zwei entgegengesetzte Welten in ihrem Schoos trägt, ist majestätisch und ehrwürdig. Wer es in seiner ganzen Bedeutung erfassen könnte was Rom für den Erdkreis war und immer sein wird! Aber wie der unbändige Hannibal dereinst die ewige Stadt nicht bezwingen konnte, so vermag auch unser Geist nicht Meister zu werden über die gewaltigen Eindrücke, die von allen Seiten auf uns einstürmen. Wir stehen da wie Kinder und staunen.

---

16. Das Colosseum.

In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Schiller.

Unheimlich, wie der Verderben drohende Krater eines schlummernden Vulkans starren die Riesenmauern des Colosseums über die Trümmer des heidnischen Roms zum Himmel empor, gleichsam als wäre es ihnen, wie Ahasverus, versagt in das Grab zu steigen, bevor sie allen Geschlechtern Zeugniß gegeben von dem unergründlichen Rathschluß der Vorsehung. Fast achtzehn Jahrhunderte sind über diesen gewaltigen Steinmassen

hinweggezogen; Sturm und Wetter und Barbarenhände haben vergebens an den unverwüstlichen Mauern gerüttelt. Wohl hat man während des Mittelalters ganze Paläste, z. B. den venetianischen und farnesischen, aus den abgetragenen Blöcken aufgethürmt; aber immer noch sind die furchtbaren Ruinen großartig genug um allen fremden Besuchern Staunen einzuflößen. O wer alle die Thränen und Schweißtropfen gezählt hätte, welche aus den Augen und von der Stirne so vieler tausend gefangenen Juden flossen, von welchen diese Travertinfelsen und die gewaltigen Gewölbe und Bogen aufeinander geschichtet wurden!

Die trübe Stimmung, in welche der Anblick dieses colossalen Amphitheaters uns versetzte, steigerte sich noch beim Eintritt in das Innere. Düsterer Schatten hat sich in den höhlenartigen Gewölben gelagert, Unkraut wuchert auf dem zerbröckelten Gemäuer und in den finstern Ritzen und Spalten hausen einsame Eulen. Und wenn der Mond durch die öden Fensterhöhlen sein zauberisches Licht wirft und die klaffenden Risse und die zackigen Galerien damit umkleidet, so erwachen im Busen des nächtlichen Wanderers alle die tausend Erinnerungen, welche an diese großmächtige Todtenkammer sich knüpfen. Die zerbrochenen Stufen scheinen sich mit Menschen anzufüllen, welche an der Qual unschuldiger Opfer ihre teuflische Schaulust sättigen wollen. Hörst du nicht, wie das Volk mit den wilden Thieren wetteifernd brüllt und voll Ungeduld den Anfang des blutigen Schauspieles kaum erwarten kann? „Die Christen vor die wilden Thiere!“ wiederhallt es von einer Terrasse zur andern, daß die Lüfte erbeben. Siehe wie dort blaß aber vertrauensvoll einige Schlachtopfer den Blick gen Himmel gewendet ihr nahes Ende erwarten. Da öffnet sich ein Pförtchen. Schnaubend stürzt ein gewaltiger Stier herein, unter dessen Sprüngen der Staub der Arena in die Höhe fliegt. Schon hat er unter lautem Gebrüll seine Beute erfaßt, die man in ein Netz geschlossen hat; mit der ungebändigten Kraft seines Nackens schleudert der wilde Stier die gefundene Last in die Luft und fängt sie mit den spitzigen Hörnern wieder auf, bis er dieses Spieles müde den entseelten Körper über den blutbefleckten Sand hinschleift. Aber noch ist die Schaulust des entmenschten Volkes nicht gestillt. „Ad leones, vor die Löwen“, ruft und schreit es wild durch einander. Ein Löwe wird in die Arena losgelassen. Im Gefühl seiner Freiheit erhebt der Löwe ein lautes Gebrüll; seine Augen sind zwei funkelnden Kohlen vergleichbar, mit geöffnetem Rachen zeigt er die mörderischen Zähne.

In wilden Sätzen durchkreist er die Arena, mit dem gewaltigen Schweif den Boden peitschend. Jetzt hat er seine Beute ersehen: ein Schrei — und es ist um das Leben eines Christen geschehen. Aber noch ist eines der unglücklichen Opfer übrig: ein gereizter Panther springt aus seinem emporgeschnellten Käfig hervor. Begierig leckt er zuerst von dem am Boden fließenden Blut: seine Gier ist dadurch noch mehr gestachelt: mit einem dumpfen Knurren springt er gegen den wehrlosen Christen: aus den zerrissenen Halsarterien brechen Ströme Blutes hervor. Ein Beifallklatschen erschallt auf allen Stufen des weiten Amphitheaters.

In der nämlichen Arena stand einst ein hochbejahrter Greis. Auf seiner hohen Stirne thronte Ruhe und Heiterkeit; das Toben und Stampfen der Menge rührte ihn nicht. „Vor die Löwen," schreit der zügellose Pöbel von allen Seiten. Der greise Bischof Ignatius von Antiochien läßt sich auf seine Kniee nieder und dankt Gott freudigen Herzens, daß er würdig erfunden als Waizenkorn von den Zähnen der wilden Thiere zermahlen zu werden. Zwei Löwen stürzen hervor und zerreißen den heil. Ignatius augenblicklich. Warum stürztet ihr Mauern nicht ein bei solchen Gräuelscenen? Warum öffnetest du nicht, blutgetränkte Erde, deinen Mund und verschlangest diese Ungeheuer?...

Schweige, Menschenverstand, und klügle nicht an den unerforschlichen Wegen der göttlichen Vorsehung! Mußte nicht mit dem Blut der Martyrer die junge Saat des Christenthums begossen werden? Kann die reine Braut Christi anders als durch Leiden in die Glorie ihres Herrn und Meisters eingehen? Darum versetze dich im Geiste, lieber Leser, der du vielleicht schon mißmuthig wirst und murrest, wenn du deines Glaubens wegen einige Gulden Strafe oder 24 Stunden Arrest erstehen mußt, in das Colosseum zu Rom und lerne, was es heißen wolle, um des Namens Jesu willen Schmach und Verfolgung zu leiden. Man rühmt große Schlachtenmeister, weil sie von Ehrgeiz oder Eroberungssucht getrieben viele Tausende in den Tod geführt haben und ihre eigene Brust einer ungewissen Kugel aussetzten: was ist das Großes im Vergleich zu dem Muth und der Freudigkeit mit welcher schüchterne Kinder, zarte Jungfrauen und schwache Greise in den Zeiten der Christenverfolgung dem Tod in hundert schrecklichen Gestalten ins Angesicht sahen und unter den schauerlichsten Qualen ihr Leben aushauchten? „Hier ächzt die Folter, dort krachen die Räder, hier brüllen die wilden Thiere, dort knallen die Peitschen; an

einem Orte blitzt das Richtschwert, an einem andern droht das Henkerbeil, hier brennt langsames Feuer, dort füllen große Scheiterhaufen die Luft mit dem schwarzen unerträglichen Qualm verbrannter Menschen. Ich sehe die Schlachtopfer, die Verurtheilten vor mir, aber ich muß bekennen, daß ich niemals so entschlossene Herzen, so unerschrockene Gestalten sah.“ Das ist die Macht des unerschütterlichen Christusglaubens.

Auf der andern Seite betrachte man aber auch, in welch furchtbaren Abgrund der Mensch versinken kann, wenn er von der göttlichen Gnade verlassen, den Gelüsten seines verdorbenen Herzens sich hingibt. Es ist großer Irrthum und gefährlicher Aberglaube, wenn man meint, der Mensch könne auch ohne Christus, so er nur auf seine Vernunft und auf eine bequeme Moralphilosophie hört, seines Heiles gar nicht verlustig gehen. Die philosophisch gebildeten alten Römer sind in vielen Beziehungen noch jetzt unsere Lehrer, und doch standen sie an Grausamkeit und moralischer Verkommenheit oft tief unter den unvernünftigen Thieren; und Satan selbst, ein sehr intelligenter Geist, ist ungeachtet seines hohen Verstandes ein Teufel geworden.

Siehe, dort kommt eben eine feierliche Procession andächtiger Mönche, welche alle Freitage über das Forum durch den Triumphbogen des Titus heraus zum Colosseum wallfahren. Das Innere dieses Amphitheaters, wo so viele Christen geblutet, ist jetzt mit Stationen und einem großen Crucifix von Stein geschmückt. Sollte es unrecht sein nach dem Vorgang der ältesten Kirche unsere siegegekrönten Brüder und Schwestern um ihre Fürbitte anzurufen, und uns durch ihr herrliches Beispiel zur Liebe Gottes und Christi begeistern zu lassen? „Wahrhaftig, wenn wir jemals so undankbar werden könnten, diejenigen zu vergessen, die für Christus so mannhaft gestritten haben, wir wären würdig, selbst auch vergessen zu werden von Christus dem Erlöser:“ mit diesen energischen Worten hat der große Theolog Möhler seine academischen Vorträge über die allgemeine Geschichte der ersten Christenverfolgungen geschlossen und tief bewegt in seinem Innern, mit sichtbarer Rührung das schöne Selbstbekenntniß hinzugesetzt: „Bei der Betrachtung der Martyrer und ihrer Geschichte habe ich wenigstens gelernt, die Heiligen anzurufen. Ich bin oft weinend vor ihren Acten gesessen, mitfühlend ihre Leiden, bewundernd ihre Thaten, ergriffen von ihrer Größe. Ich glaube, daß es wohl den Meisten so ergehen werde, die sich die Mühe nicht reuen lassen, diese herrlichen Denkmale der christlichen Zeit

gleichfalls zu lesen." Wer die Verehrung und Anrufung der Heiligen für unzulässig hält, gibt dadurch zugleich zu erkennen, daß er kalt und gleichgültig ist gegen die schönsten Blüthen des Christenthums. Darum stimme ich lieber mit ein in die heil. Hymnen und Litaneien, welche jeden Freitag im Colosseum zum Himmel emporsteigen und Gott danken, der in seinen Heiligen so wunderbar sich verherrlicht hat.

17. Der tarpeische Fels und das mamertinische Gefängniß.

Den tarpeischen Felsen denkt man sich nach dem Bericht der alten Schriftsteller als eine schroffe, zackige Felswand, welche die Grundlage und die natürliche Schutzwehr der Westseite der capitolinischen Burg bildete. Man hat ehemals die Verbrecher von diesem Präcipiz herabgestürzt und schon aus diesem Umstand läßt sich schließen, daß die Höhe ziemlich beträchtlich sein mußte. Wenn der alterthumssüchtige Fremde so glücklich ist heut zu Tag ohne Führer diesen Schreckensort hinter dem Pallast Cafarelli zu finden, so kann er sich von seinem Staunen nicht genug erholen, sobald er den berüchtigten Fels zu Gesicht bekommt. Ohne Gefahr eines Beinbruches könnte man jetzt von oben herabspringen, höchstens hätten ein paar Hohlziegel der an den Felsen angelehnten Häuser einige Quetschungen zu leiden. Zu nicht geringem Gelächter gereichte es mir, während wir zur Seite des tarpeischen Felsen einen ziemlich abschüssigen Pfad herabgingen, als mein Gefährte unwillkürlich ausglitschte, und in einer sphärischen Bewegung bei mir unten anlangte. Ein Bad in der Tiber ist bei einem solchen Experiment längstens nicht mehr zu riskiren, da der Fluß eine andere Richtung genommen hat.

In einem capitolinischen Kaffeehaus, dessen Inhaber ein Deutscher ist, restaurirten wir unsere Kräfte und pilgerten dann über das s. g. Intermontium, das unverletzliche Asyl der alten Römer, den Clivus sacer hinab nach Santo Pietro in Carcere, eine Kapelle, welche über dem mamertinschen Gefängniß erbaut ist. Ein Custode geleitete uns mit einer Fakel auf fünf und zwanzig Stufen hinab in den ersten Kerker. Ehemals wurden die Verurtheilten durch eine runde Oeffnung an der Decke des Gewölbes herabgelassen. Schauerlich ist das Aussehen dieser finstern, schwarzen Grabeskammer. Man sieht da wohl ein, daß auch der unglücklichste Arme nicht nach einem

solchen Gefängniß sich sehnte, in der Hoffnung auf bessere Nahrung und Wohnung, wie das bei den humanen Strafanstalten unserer Zeit manchmal der Fall ist. Der obere Kerker ist ziemlich geräumig; er hat wohl 20 Fuß in die Länge und fast eben so viele in die Breite. Kleiner aber noch schreckhafter und feuchter ist das untere Gewölbe, das s. g. Robur Tullianum (man glaubt nämlich, es sei von Servius Tullius angelegt, während man den Ursprung des obern Gefängnisses auf Ancus Martius zurückführt.) Wenn man in diesen entsetzlichen, alles Lichtes beraubten Kerker hinabgestiegen ist, begreift man wie der numidische König Jugurtha, nackt in diese Höhle hinabgestoßen, in der Verzweiflung ausrufen konnte: „Beim Hercules, ihr Götter, wie kalt ist euer Bad!" Nach sechs qualvollen Tagen starb er hier eines langsamen Hungertodes. Wie oft prallte von diesen Travertinwänden Klaggestöhn, Raserei, dumpfes Röcheln der Erdrosselten zurück! Wer zählt alle die Opfer, die in dieser Mördergrube von der Hand des Henkers hingewürgt wurden! Ueber die Gemonien schleiften die Confectores vermittelst langer Haken die Leiche hinab in den Fluß. Der Gedanke an diese Gräuelscenen wäre fast unerträglich, leuchtete nicht in diese Grabesnacht der milde Schimmer einer christlichen Erinnerung. „Wanderer, fürchte dich nicht," ruft sie uns zu, dieser trostlose Kerker hat auch den Apostelfürsten, den hl. Petrus beherbergt, ehe der grausame Nero ihn zum Martyrtod führen ließ. Noch küßt der andächtige Pilger die Säule, an welche der Gefangene gebunden war, und trinkt aus der Quelle, die auf das Gebet des hl. Petrus soll entsprungen sein, damit er seine bekehrten Gefangenwärter taufen konnte. Thörichter Einfall der römischen Kaiser, das Licht des Christenthums in Kerkernacht zu verschließen! Die Natur des Lichtes ist zu leuchten, und selbst in der Finsterniß verbreitet es hellen Glanz um sich.

---

18. Das Pantheon.

Mit dem römischen Straßennetz etwas bekannter geworden können wir ohne den Ariadnefaden des rothen Handbuches von unserer Düsseldorfer-Margarethaburg aus an der Engelbrücke unsere Irrfahrten antreten. Den ersten Gedenkknoten schlingen wir an der deutschen Kirche dell' Anima; von da sind wir mit einem Satze auf der großen Piazza Navona, dem Hauptmarkt-

platz Roms, wo wir nur kurze Zeit verweilen um die wunderschöne Kuppel der Agnesekirche wieder und wieder anzuschauen. Der große Brunnenobelisk mit den Riesenstandbildern der vier Weltströme dient uns als Wegweiser. Vor den Körben der Obsthändler und dem Geschrei der Gemüsekrämer, zwischen denen in behaglicher Ruhe ein verstaubter Büchertrödler sitzt, denkt man kaum daran, daß dieser Platz ein altrömischer Circus oder ein Stadium war. Noch einige enge Gäßchen seitwärts und siehe, da liegt er schon, Agrippa's altersgrauer Göttertempel mit den Berninischen Eselsohren. Wohl mag der Anblick des Pantheons ehemals prächtig gewesen sein, allein jetzt möchte ich ihm bei seiner tiefen, versteckten Lage, seinem schwarzen Aussehen und nach so vielen Mißhandlungen, die es erlitten, dieses Prädicat kaum mehr beilegen. Man muß rasend in das Alterthum verliebt sein, wenn man dieses Gebäude, — allerdings eines der am besten erhaltenen Monumente des alten Roms, — sogar der Peterskirche vorzieht, wie es einige schon gethan haben.

Wir treten durch die hohe Giebelhalle, zwischen den grauen Granitsäulen corinthischer Ordnung in das Innere des jetzt christlichen Tempels. Da sieht man die gelben Marmorstämme mit ihren corinthischen Häuptern und die geräumigen Nischen, ehemals von Götterbildern bewohnt. Jetzt ist die Rotunda der allerseligsten Jungfrau und allen Heiligen geweiht. Den prachtvollen Broncemantel der Decke und die ehernen, vergoldeten Platten, womit die Kuppel gedeckt war, und all das werthvolle Metall und die eherne Statue des Giebeldaches sind schon längst hinweggenommen und anderwärts verwendet worden. Die Kuppel ist seit dem achten Jahrhundert mit Blei gedeckt. Aber noch schaut, wie zu Agrippa's Zeit durch das große, cirkelrunde Cyclopenauge des Gewölbes der blaue Himmel herein auf den schöngeglätteten Marmorboden der freilich nicht selten auch vom Regen getränkt wird, weßhalb man hie und da genöthigt ist, unter dem aufgespannten Regenschirm Messe zu hören.

Das Pantheon hat, wie fast jedes römische Kunstwerk seine Geschichte und es gäbe da viel zu erzählen von den Schicksalen die es durchgemacht hat von den Zeiten weiland Agrippa's, dessen Namen es noch auf der Stirne trägt, bis auf unsere holdseligen Tage. Häufig hat man auch schon die musterhafte Kuppel anderswo nachgebildet; aber die mißlungenste Nachahmung von allen scheint mir die katholische Kirche zu Karlsruhe zu sein.

In dem heidnischen Rom mag das Pantheon der größte Göttertempel gewesen sein, und doch hat es für mein Gefühl etwas Gedrücktes; es geht mir eben nichts über den himmelanstrebenden gothischen Styl. Wenn in einem großartigen gothischen Dom, wo das rosige Licht durch die gemalten Fensterscheiben hereinblitzt und die gewaltigen Säulenbündel gleich Titanen das hohe Deckgewölbe tragen, wenn da die Stimme des Priesters zum Donner wird und der tausendstimmige Volkshymnus wie ein Meersturm braust und die Orgel durch die ehrwürdigen Gewölbe ihre Tonfluthen wälzt: wer kann da stehen ohne von Ehrfurcht durchdrungen zu sein, ohne die Hände zu falten, ohne die Nähe der Gottheit zu fühlen? Die heidnischen Tempel waren meistens keine gemeinschaftliche Versammlungsorte, daher war ihr innerer Raum größtentheils sehr beschränkt. Man sieht das an vielen römischen Ruinen, wie auch an dem s. g. Theseustempel zu Athen, der noch fast ganz erhalten ist. Was mich betrifft, so gäbe ich den Freiburger Münster nicht einmal für alle Herrlichkeiten des weithinstrahlenden Parthenon. — Daß Raphael im Pantheon begraben liegt, ist kaum zu sagen nöthig. Wer kennt nicht seine schöne, vom Cardinal Bembo verfaßte Grabschrift:

«**Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci**
Rerum magna parens, et moriente mori.»

---

19. Altrömische Grabmonumente.

Das größte unter allen noch erhaltenen Grabmälern ist der massenhafte Rundbau der Engelsburg, bekanntlich vom Kaiser Hadrian als Ruhestätte für sich und seine Nachfolger errichtet, im Mittelalter aber und jetzt noch als Castell benützt. Ehemals war das ganze Mausoleum von außen mit weißem parischen Marmor überkleidet und mit prächtigen Statuen eingefaßt; der vielen Belagerungen wegen ist jedoch keine Spur davon übrig geblieben. Die schönsten Standbilder dienten als Wurfsteine gegen die anstürmenden Gothen. Wunderlich über einander gethürmte Gebäude sitzen auf der massiven Grabrotunde, die über die untern Befestigungswerke emporragt, und zuoberst steht der bronzene Engel mit ausgebreiteten Flügeln, im Begriff das gezogene Schwert in die Scheide zu stecken; — eine Erinnerung an die von Papst Gregor d. G. wunderbar gestillte Pest.

Wer das Mausoleum des Kaisers Augustus aufsuchen will, der gehe von da über die musterhaft gebaute Engelsbrücke auf das linke Tiberufer und die Via Ripetta hinauf, und es gelingt ihm vielleicht die Ueberreste des Kaisergrabes hinter Häusern versteckt und überbaut aufzufinden. Aber von seiner ehemaligen Schönheit, von der ehernen Riesenstatue seines Gründers, von den grünen Baumgängen, die den Grabhügel umschatteten, ist nichts mehr zu entdecken. Unten befindet sich jetzt ein Kohlenmagazin und darüber ist ein modernes Amphitheater angelegt. Noch jetzt geht über seinem Grab der der Wunsch des sterbenden Augustus „plaudite“ in Erfüllung: aber das Händeklatschen gilt nicht dem großen Kaiser und seinen Thaten, sondern den rührenden Räubergeschichten und ergötzlichen Rittertragödien, welche da bisweilen aufgeführt werden.

Das Grabgewölb der biedern, tapfern Scipionen hat man im vorigen Jahrhundert vor der Porta Capena links von der Via Appia in einer Vigna entdeckt. Durch die manchfachen Veränderungen, welche mit demselben nothgedrungen vorgenommen werden mußten, hat es viel von seinem ursprünglichen Aussehen eingebüßt. Die aus Peperinstein gehauenen Sarcophage, — die scipionische Familie hatte die alte, etrurische Sitte der Beerdigung beibehalten, — wurden in die Kunstsammlungen gebracht. Leider hat man die Heldengebeine in unwürdiger Weise herausgeworfen: ein Venetianer sammelte sie, und errichtete ihnen auf seiner Villa bei Padua ein Denkmal.

Höchst eigenthümliche altrömische Beisetzungsorte sind die s. g. Columbarien, Taubenhäuser, wie man diese unterirdischen Grabkammern offenbar wegen der vielen halbzirkelichen Nischen, in denen die Aschenurnen der Bestatteten aufbewahrt sind, benannt hat.

Da wir einmal so weit gekommen sind, gehen wir auf der Appischen Straße weiter bis zum s. g. Capo di Bove, Grabmal der Cäcilia Metella. Das Verdienst dieser Frau und ihr Anspruch auf diese Auszeichnung besteht haupsächlich darin, daß sie die Gemahlin des grundreichen Crassus gewesen war. Crassus, der Rothschild der damaligen römischen Republik, konnte den Räuberhorden des Mittelalters keinen angenehmeren Dienst erweisen, als durch die Erbauung dieses felsenfesten runden Quaderthurms ihnen einen Zufluchtsort zu verschaffen, hinter dessen massiven Mauern sie vor jedem Angriff geborgen waren. Die verschüttete Grabkammer der stolzen Römerin ist neuer-

dings wieder aufgeräumt worden; ihr prächtiger Sarcophag mußte als Zierde in den Palast Farnese wandern. Mit all ihrem Reichthum konnte sie sich nicht einmal ein ruhiges Plätzchen für ihre Asche erkaufen. Wie ruhig schliefen dagegen drunten in den Katakomben die verfolgten Christen so viele Jahrhunderte lang den sanften Todesschlummer!

Die Grabpyramide des Cajus Cestius liegt zwar ein gut Stück Wegs von da entfernt: allein da wir bei einem Gedankenexcurs der Füße nicht bedürfen, so sind wir gleich in ihrer Nähe, vor dem Thor von Ostia. Wer war Cajus Cestius, den dieses mit dicken Marmorplatten überzogene Denkmal verewigt? Die Geschichte schweigt. Das scheinen auch die Erben des Verstorbenen, die ihm dieses Monument gesetzt haben, voraus gefürchtet zu haben; darum sagen sie in einer Inschrift, daß Cajus Cestius Prätor, Volkstribun und Mitglied des Priestercollegiums der Epulonen gewesen, welche die s. g. Lectisternia oder Göttermahlzeiten zu veranstalten hatten. Das waren alle seine Verdienste.

Die Pyramide ist übrigens ein herrliches Werk, laut Aussage der Reisebücher 113 Fuß hoch. Wenn die aufgehende Sonne in dem geschliffenen, weißen Marmor sich spiegelt, versetzt ihr Anblick immerhin den Beschauer in einen angenehmen Zauber und ihre Höhe imponirt im Vergleich zu der anstoßenden Stadtmauer. Nur denke man sich nicht die pyramidalen, künstlichen Steinberge Aegyptens ihr zur Seite. Bei Anlegung eines solchen Maßstabes schrumpft die römische Pyramide zusammen zu einem vierkantigen Zuckerhut. Freilich haben auch keine hunderttausend Menschen zwanzig Jahre lang ihren Schweiß bei dieser kleineren Arbeit vergossen. Wie die Inschrift besagt, war die Pyramide des Cajus Cestius in der unglaublich kurzen Zeit von 33 Tagen vollendet. In ihrer Nähe liegt der protestantische Kirchhof.

---

20. Die Thermen.

Jedem, der die altrömischen Ruinen besucht, müssen die colossalen Ueberbleibsel der antiken Badanstalten, die s. g. Thermen auffallen. Die Geschichte derselben liefert ein gräuliches Bild der Entartung und Verweichlichung unter den versunkenen Nachkommen der Gracchen und Scipionen. Man staunt über die Pracht mancher moderner Bäder: ich glaube, ein alter

Römer würde sie kaum des Anblickes für würdig erachten: denn die Verfeinerung und die Weichlichkeit Roms in der späteren Kaiserzeit übersteigt alle Begriffe. Man traut seinen Augen kaum, wenn man von der enormen Ausdehnung und der prachtvollen Ausstattung dieser Belustigungsorte liest; aber man findet die Angaben der alten Schriftsteller glaublich, sobald man auf den riesigen Gewölben umherklettert oder die zum Theil noch erhaltenen Reste der Mosaikbilder betrachtet. So sollen die Thermen Diocletians, welche alle andern an Pracht und Größe weit überboten, an 3000 Badezimmer und gegen 1200 Marmorstühle enthalten haben. Der gewölbte Hauptsaal dieser Thermen wurde unter Sixtus V. in eine große Kirche umgewandelt, S. Maria der Engel genannt. Die große Rotunda der Bernhardinerkirche gehörte gleichfalls zu Diocletians Thermen. Aber woher nahmen die römischen Kaiser zur Aufführung solcher Riesenbauten die erforderlichen Arbeiter? Die Geschichte giebt Aufschluß über diese Frage: sie sagt, daß der grausame Diocletian 40000 gefangene Christen zu diesen Zwangsarbeiten verurtheilt habe.

Am besten läßt sich der immense Umfang römischer Thermen an den Bädern des Caracalla erkennen. Nicht ohne Schwindel stiegen wir auf das Gewölbe des großen Saales hinauf, dessen Construction den Architekten unserer Zeit ein Räthsel bleibt. Es ist ein halsbrechendes Wagstück auf den dünnen, oft nur durch schmale Streifen zusammenhängenden Decke umherzuklettern; wir mußten uns selber wundern, als wir wieder hinabgestiegen waren, daß dieses steinerne Spinnennetz nicht unter unsern Füßen zusammengebrochen. Es sind noch bedeutende Ueberreste der alten Mosaikböden vorhanden, aus denen wir mühsam einige Steinchen herausbrachen.

Die Thermen waren nicht blos mit allen möglichen Bequemlichkeiten für die Badenden versehen, sondern zugleich durch seltene Kunstwerke der Sculptur und Malerei ausgezeichnet. Bekanntlich wurde die Statue des farnesischen Hercules, der farnesische Stier, die Flora, der Torso in den Bädern des Caracalla gefunden. In den untern Gewölben der Thermen des Titus entdeckte man Spuren antiker Malerei. Aus einem Bericht des Vopiscus erhellt, daß Diocletian die berühmte ulpianische Bibliothek vom Forum Trajans in seine Bäder bringen ließ. Auch eine Gemäldesammlung soll er daselbst angelegt haben.

So waren die Thermen bei den alten Römern nicht blos Badanstalten, sondern zugleich auch Museen und Conversations-

gebäude. Deßhalb waren sie auch täglich von müßigen Gästen bevölkert, wie unsere modernen Museen, nur mit dem Unterschied, daß bei den alten Römern dem hohen und niederen Publicum der Zutritt erlaubt war, während bei uns nur ein Theil das dolce far niente als ausschließliches Privilegium sich zuerkennt.

---

21. Ein Gang durch die römischen Antikensammlungen.

Der Vatican, die päpstliche Winterresidenz, ist nicht ein ein einzelner Pallast, sondern besteht aus einer Reihe von Gebäuden, die durch Galerieen mit einander verbunden, eine kleine Stadt bilden. Man sagt der Raum, welchen der Vatican mit den päpstlichen Gärten, den Kunstsammlungen, den zwei und zwanzig Höfen rc. rc. einnimmt, sei so groß, als ganz Dresden oder die Stadt Turin. Ob dieses großartige Labyrinth 11000 Zimmer, wie behauptet wird, enthalte, will ich gerade nicht beschwören. Doch für diesmal solle nur von der vaticanischen Antiken-Sammlung die Rede sein.

Der geneigte Leser gewärtige indeß nicht, daß ich an ihm das Amt eines Cicerone ausübe oder ihm einen Katalog der alten Kunstschätze vorführe; mir würde darüber das Papier, dem Leser aber die Geduld ausgehen: zum andern hoffe oder fürchte man auch nicht von ästhetischen Gefühlen übergossen zu werden; ein so großer Verehrer des Alterthums der Autor ist, so hat er sich doch nie an jenem ästhetischen Fusel ergötzt, von dem sich der größte Theil italienischer Reisender voll getrunken hat. Darum gehen wir ganz nüchtern zur Sache.

Beim Eintritt in die vaticanischen Sammlungen eröffnet sich eine imposante Galerie. Man nennt sie Galeria lapidaria oder Corridor des Belvedere. In mehr als dreitausend Inschriften spricht hier das heidnische und das altchristliche Rom zum Beschauer. Sarkophag reiht sich an Sarkophag; heidnische Altäre stehen da ohne Opfer und daneben zerbrochene und erhaltene Götterbilder; Patrizier und Plebejer, Consuln Volkstribune, Imperatoren und Freigelassene, Eltern und Kinder, — sie alle erzählen uns noch in kurzen Worten auf ihren Grabschriften von den Tugenden und den Verdiensten, von den Würden und Thaten der Dahingeschiedenen und rufen ihnen ein schmerzliches Lebewohl zu. Die eingegrabenen Sinnbilder erinnern den Wande-

rer an die Hoffnungen der Heidenwelt jenseits des Grabes. Tröstlicher blicken uns auf der Wand gegenüber die aus der Tiefe der Katakomben hierher versetzten Grabschriften an, der Erinnerung an die im Frieden und in seliger Zuversicht entschlafenen Christen geweiht. Die, welche ihren verewigten Glaubensbrüdern diese schmucklosen Denksteine gesetzt haben, ahnten nicht, daß noch nach fünfzehn und mehr Jahrhunderten ihre Schriftzüge als Verzierung des prachtvollen Palastes von St. Petri Nachfolgern von Christen aller Länder mit Theilnahme würden betrachtet und gelesen werden.

Wir gehen weiter und betreten das Museo Chiaramonti, das in dreißig Abtheilungen eine Unzahl von antiken Statuen, Grabsteinen, Büsten, Reliefs ꝛc. ꝛc. in sich faßt. Wären diese antiken Ueberreste irgend einer deutschen Stadt zu Theil geworden, sie dürfte sich eines großen Zulaufes der Philologen zu erfreuen haben; hier im Vatican verlieren sie an Wichtigkeit, weil man das Schönste der alten Kunst vor Augen hat.

Der angebaute neue Flügel dieses Museums, ein ungeheurer Saal, der sein Licht von oben erhält, übertrifft an Glanz und Pracht alle andern Säle. Der Fußboden ist mit Marmor und Nachahmung alter Mosaiken ausgelegt. Bewunderungswürdige Standbilder sind in acht und zwanzig Nischen vertheilt. Eines der vorzüglichsten Denkmäler der alten Kunst scheint mir die Gruppe des Nil zu sein. Der colossale Flußgott, in patriarchalischer Behaglichkeit hingestreckt, stützt sich mit dem einen Arm auf eine Sphinx, in der Linken hält er ein Füllhorn, in der rechten einen Aehrenkranz, Zeichen der Fruchtbarkeit. Die scherzenden Kinder, welche theils auf dem Flußgott herumklettern, theils mit einem Krokodil und einem Ichneumon spielen, geben der ganzen Scene einen anmuthigen, naiven Charakter. Nach der Meinung der Gelehrten soll in ihrer Zahl das höchste Höhenmaß der Ueberschwemmungen, nach Ellen gerechnet, symbolisirt sein. — Der Silen, der auf seinen Armen den kleinen Bachus hält, verdient gleichfalls Beachtung. Im Weitergehen kann man nicht umhin, einen Blick in den Garten della Pigna zu thun; man sieht dort den elf Fuß hohen, bronzenen Pinienzapfen vom Mausoleum Hadrians, (nach einer andern unwahrscheinlichen Behauptung stand er auf dem Gewölbe des Pantheon.) Wir wenden uns von da zur Betrachtung des ägyptischen Museums; in der Torre di Borgia überraschen die vier Colossalstatuen; zwei sind von rothem Granit, — man sagt es sei Ptolemäus Philadelphus und seine Gemahlin, — echt ägyptische Bildwerke; in dem s. g.

Thurm der Winde sind in acht Schränken verschiedene altägyptische Idole, Scarabäen u. dgl. aufbewahrt. Wenn man aufmerksam die bisherigen Galerien, Säle und Gemächer durchgangen hat, glaubt man bereits mit der vaticanischen Antiken-Sammlung zu Ende zu sein, und doch steht man erst an der Schwelle des eigentlichen Heiligthums, des Museo Pio = Clementino.

Noch Niemand ist es eingefallen, diesem Conservatorium den Ruhm der ersten Antiken-Sammlung der Welt streitig zu machen. Jedermann weiß, daß in diesem Theil des Belvedere die vier Wunder der alten Kunst gezeigt werden, nämlich der der berühmte Torso, (Fragment einer Herculesstatue,) der s. g. Antinous, der belvederische Apollo und die herrliche Gruppe des Laocoon. Es hieße Wasser in das Meer tragen, wenn ich mich in eine Beschreibung dieser Kunstwerke einlassen wollte. Würde man all das, was in Prosa und Versen bis zum Eckel über sie schon geschrieben worden, zusammenstellen, ich glaube, man könnte einen Winter lang einen Ofen damit heizen. Man hat Gipsabgüsse von diesen Standbildern wie Apostel zu Heiden und Türken geschickt, und noch jetzt ziehen alljährlich ganze Schaaren nordischer Kunstpostillone mit Papier und Bleistift bewaffnet nach Rom und beschreiben diese heidnische Reliquien von der kleinen Zehe bis zum Scheitel, und das neuheidnische Publicum vernimmt mit Entzücken die erlogene Begeisterung dieser Inventarienschreiber. Andere wallfahrten Nachts zu ihren antiken Lieblingen und sind im Stande aus Verehrung den kalten Marmorstein zu küssen. Sonderbar, wie man den Katholiken die Heiligenverehrung vorwerfen mag, und zugleich in den ärgsten Fetischismus verfallen kann. Doch lassen wir das, um nicht als Kunstverächter verschrieen zu werden.

Ich besitze keine so hitzige Phantasie, daß ich vermittelst derselben unter dem Herculesrumpf mir ein Weltwunder vorstellen könnte. Vielleicht ist es vielen Andern ebenso ergangen, die nicht so ehrlich waren, es einzugestehen. Das Vorrecht der Bewunderung muß, glaube ich, beim Torso dem Künstler von Profession überlassen bleiben. Ebenso scheint mir das berühmte Standbild des Meleager unter seinem ausgezeichneten Ruf zu stehen. Der Sarkophag des Luc. Corn. Scipio Barbatus verdient mehr seines hohen Alters, als seiner Eleganz wegen, Bewunderung. Er reicht fast 300 Jahre vor Christi Geburt hinauf. Ueber ein Fragment, das sich in der Nähe befindet und die Hälfte einer Biremis darstellt, haben die Gelehrten lange gestritten, ob es das Schiffsvordertheil oder

das Hintertheil sei; so viel ich weiß, ist der antiquarische Streit noch nicht entschieden. Könnte sich einer durch die Lösung dieses Knotens wichtige Verdienste um die Menschheit erwerben. Ob in einem der folgenden Säle die gepriesene Statue des Antinonus wirklich diesen Liebling Hadrians verewige, oder ob sie einen Meleager oder einen Merkur vorstelle, ist dem Leser vielleicht ganz gleichgültig. Wahr ist aber, daß der tadellos gearbeitete Kopf, die freie schöngewölbte Brust, die jugendlich frische heroische Haltung des Helden leicht die Mängel der etwas zu dicken Füße übersehen läßt und dem Werke einen der ersten Plätze unter den antiken Bildwerken sichert.

Die hochgefeierte Schönheit des Apollo di Belvedere ließ mich kalt. Obgleich ich den olympischen Gott von allen Seiten betrachtete, stellte sich bei mir doch nicht jene sanfte Rührung ein, die gleich einem Thauwetter zartfühlige Aesthetiker bei seinem Anblick ergreift: ein warnendes Exempel, wie tief der Mensch in der Verstockung sinken kann, wenn er nicht schon von Kindesbeinen an seinen Kunstgeschmack hat erziehen lassen. Wie dem auch sei, eher könnte ich mir einen affectirten Bühnehelden, als einen erhabenen Olympier unter diesem Bilde vorstellen: wenigstens von der rechten Seite gesehen, sieht er einem Seiltänzer nicht so ganz unähnlich. Die Kunstverständigen sagen, der Gott sei dargestellt, wie er eben seinen tödtlichen Pfeil abgesendet habe und noch zürne, eine Behauptung, die sich so wenig mit Gewißheit nachweisen läßt, daß Andere in dem nemlichen Bilde den besänftigenden Apollo Alexikakos, den Abwender des Uebels erkennen wollten. Andere gingen noch weiter und spürten in den Gesichtszügen sogar etwas Neronisches oder eine Aehnlichkeit mit sonst einem römischen Kaiserprinzen auf. Man mag übrigens das eine oder das andere glauben, für ein vollkommenes Kunstwerk kann ich den angebeteten Apollo einmal nicht halten. Und hätte man auch allen Grund die materielle Schönheit dieses antiken Kunstgebildes zu bewundern, so fehlt dem Gegenstand doch die höhere Idee. Apollo zürnt: man weiß nicht einmal worüber er ärgerlich ist. Vielleicht brachte er an dem Platz, für den er ursprünglich bestimmt war, eine größere Wirkung hervor. Mehr Idee liegt in der Gruppe des Laocoon, man mag nun das Leiden des unglücklichen Vaters als wohlverdiente Strafe der Götter ansehen oder in ihr nur eine tragische Scene und den Ausdruck des größten Schmerzes finden. Allein beim Licht betrachtet ist das Ganze trotz allen Aufwandes von Meisterschaft doch nur eine rhetorische Phrase, ein gemaltes Feuer, das

nicht erwärmt. Die vornehme Welt, die sonst so schwer an Wunder glaubt, sieht aber nicht ein, daß eine solche Gruppe wie der Laocoon, ein Vater mit seinen zwei Söhnen von Schlangen umwunden, in der Wirklichkeit wahrlich ein großes Wunder wäre. Von einem wahrhaft versittlichenden Motiv ist gar keine Rede: ich wollte wetten, manche Cultur-Dame, die über die erdichtete Qual des Laocoon eine Perlenschnur Thränen geweint hat, verwundet zu Haus ihr armes Dienstbot durch bißige Rede und grobe Behandlung mehr, als eine der Laocoonsschlangen welche ihren scharfen giftigen Zahn einsetzt gerade in das junge Herz des geänstigten Söhnleins; und mancher vornehme Herr in elegantem Frack und geschmackvollen Lorgnett, dessen sympathetische Gefühle über die herzergreifende Schönheit Laocoons vor Wallung nicht mehr zur Ruhe kommen wollen, geht bald darauf an dem Bilde des Gekreuzigten vorüber, wie der kalte Herr Pharisäer oder die ausgetrocknete Levitenseele an dem zerschlagenen Unglücklichen auf der Straße nach Jericho.

Der geneigte Leser, falls er nicht entrüstet über diesen Verstoß gegen das altherkömmliche Staunen das Büchlein zornig aus der Hand wirft, folge mir nun weiter in den Saal der Thiere, wie man ihn heißt, der vielen marmornen Thiergestalten wegen, die da zu sehen sind. Wir wandern ohne Aufenthalt durch dieses steinerne Thierreich hindurch in das Museum der Statuen. Wir zerbrechen uns nicht lange den Kopf darüber, ob der schöne ernste Jüngling hier, von dem leider nur Kopf und Rumpf erhalten ist, wirklich den Amor vaticanus oder eine andere Persönlichkeit vorstelle, — die Gelehrten haben schon genug darüber disputirt, — wohl aber verdienen hier der behaglich in seinem antiken Lehnsessel ruhende griechische Komödien-Dichter Menander, dort die ernste züchtig gekleidete Pudicitia voll Anstand und Schönheit, und jene colossale Nymphe in faltenreichem Gewande, unter dem Namen der Kleopatra bekannt, eine Zeile in unserem Tagebuch.

In der vaticanischen Kunst-Sammlung geht es einem fast wie dem Hercules mit der lernäischen Schlange, wenn man einen Saal abgethan hat, starren schon wieder drei frische entgegen. Es ist da nicht zum fertig werden. Wir müssen jetzt durch die drei Zimmer der Büsten hindurch, — wollen die Augen halb niederschlagen, um nicht wider Willen zu lang aufgehalten zu werden — und betreten dann die offene Loge, von wo der Blick hinaufeilt über die vaticanischen Gärten hinweg auf den cypressengekrönten Monte Mario. Wie wohl

thut hier diese freie Aussicht dem von so vieler Pracht geblendeten Auge!

Noch ein Blick in das Cabinet der Masken und wir treten unsern Rückzug an durch die Galerie der Statuen und die Vorhalle des Thiersaales, um in den herrlichen von einer prächtig gemalten Kuppel überwölbten Musentempel einzutreten. Da stehen und sitzen sie, die holden Töchter Mnemosyne's, schön geordnet, mit den Insignien ihrer Würde, und unter ihnen Apoll, der Musenführer. Als Gesellschafter hat man ihnen die Brustbilder berühmter Dichter und griechischer Weisen beigegeben und unter sie vertheilt. Doch die Zeit drängt, wir müssen vorwärts eilen.

Schon sind wir in der großen Rotunda, die von Marmorpilastern getragen in acht Nischen ihre Kunstschätze birgt. Und erst diese ungeheuere Porphyrschale, ein umgekehrtes Steingewölb auf vergoldetem Gestell! Am Eingang rechts der wirklich schöne Kopf des olympischen Zeus, hier Augustus im Opferkleid, dort Juno Sospita, dort — es ist zu viel, wir gehen; denn schon sehen wir durch die nächste offene Thüre in neue von Statuen bevölkerte Räume. Ein Saal in griechischer Kreuzform gebaut, dehnt sich vor uns aus. Wir schreiten stumm vorüber an den Statuen, bis zwei merkwürdige Porphyr-Sarkophage unsere Aufmerksamkeit fesselten; in dem einen ruhten die Gebeine der großen Kaiserin Helena, der andere umfaßte die irdischen Ueberreste von Constantins Tochter, Constantia. Jetzt erheben sich vor uns die Stufen eines dreifachen, prächtigen Treppenhauses; wir wählen die Stiege rechts, sie führt uns in den runden Saal des Zweigespannes. Links entfaltet das ägyptische und zur selben Hand einen Stock höher das etrurische Museum seine Reichthümer. Was einige der Figuren in der Sala della Biga auszeichnet, ist der vorzügliche Faltenwurf ihrer Gewänder. Denkt man sich neben diese schöne antike Togafigur einen Pariser Modestutzer im modernen Frack und in Vatermördern, er würde sich gerade ausnehmen wie eine leichtfertige Heuschrecke. Wenn nach einem Jahrtausend die Aesthetiker einmal unsere Tracht zu Gesicht bekommen, werden sie sich nicht enthalten können laut aufzulachen vor einer so schneidermäßigen Geschmacklosigkeit.

Noch wäre jetzt die Galerie der Candelaber in sechs Abtheilungen und die gemalten Wandkarten des geographischen Corridors zur Betrachtung übrig: allein die Glocke hat zum Abzug geschlagen. Die dreistündige Wanderschaft in den zaubervollen vaticanischen Museen dünkt uns ein angenehmer

Sommernachtstraum von drei Minuten Dauer gewesen zu sein. Man hat schon berechnet, der Vatican mit seinen Kunstschätzen sei mehr werth als das ganze Königreich Würtemberg. Jedenfalls mag man das, was Würtemberg bietet, auch anderwärts finden können, einen zweiten Vatican aber gibt es auf der ganzen Erde nicht.

Heute steigen wir von der Nordseite her die breite, flache Treppe des modernen Campidoglio hinauf, deren Schwelle von zwei ägyptischen, wasserspeienden Basaltlöwen gehütet wird. Oben von der Balustrade sehen uns schon die hohen Statuen der Dioskuren mit den gebändigten Rossen entgegen; außerdem dienen die Bildsäulen Constantins und seines Sohnes, die Trophäen des Marius und zwei Meilenzeiger (der eine antik) der Einfassung als Verschönerung. Inmitten des großen, viereckigen Platzes des alten Intermontium — reitet frisch und lebenskräftig Mark Aurel auf ehernem Pferd, das noch Spuren ehemaliger Vergoldung an sich trägt; auf erhabenen Postament gegen uns. Der eine Arm des philosophischen Fürsten ist ausgestreckt, als wolle er seinem Volke Frieden verkündigen. Gerade vor uns liegt der Palast des Senators mit seinem hohen Thurm, auf dem Roma, hoch das Kreuz emporhaltend, über das Weichbild der Stadt hinschaut; im Thurme hängt die Glocke, die den Carneval ein- und dem gestorbenen Papst ausläutet; rechts den Palast der Conservatoren, links das capitolinische Museum, lauter Baudenkmäler Michael Angelo's. Die höchste Stelle des Capitols, die östliche Spitze, da wo vordem der hochberühmte Jupitertempel mit seinen Marmorsäulen in die Ferne glänzte, ist von der uralten Franciskanerkirche Ara Celi besetzt. Der Kaiser Augustus soll nämlich, durch eine himmlische Erscheinung von der Geburt des Weltheilandes in Kenntniß gesetzt, dort oben einen einfachen Altar mit der Inschrift ara primogeniti Dei errichtet haben. Darum freut sich noch alljährlich an Weihnachten die römische Kinderwelt besonders in dieser alten Kirche an der Krippe des sacro bambino, des lieben Christkindleins.

Wir dringen zunächst in den Palast der Conservatoren. Der Fremde betrachtet hier vor Allem das Standbild Cäsars, von colossaler Größe; man sagt, es sei dies das einzige, anerkannte Porträt des großen Mannes. Auch des staatsklugen Augustus Bild steht hier in Marmor vor uns. Was mich

aber am meisten überraschte, sind einige Fragmente in riesigem Maßstab. Wenn man den ungeheuern Umfang nur der kleinen Zehe betrachtet, kommt die Phantasie fast in Verlegenheit die übrigen Körpertheile in entsprechendem Verhältniß sich hinzuzudenken. Man muß steinerne Riesen von wenigstens 60 Fuß Höhe sich vorstellen. Unter den Inschriften, welche man in den Wänden eingemauert sieht, beschäftigten mich besonders die berühmten Fasti Capitolini, und eine dem Cajus Duilius gesetzte Ehreninschrift. Das eherne Denkmal der Wölfin aus den Zeiten der Republik sahen wir aus strafbarer Gleichgültigkeit nicht. In der capitolinischen Gemäldesammlung ließen mich die meisten Stücke kalt; darum enthielt ich mich auch jener Bewunderung, zu welcher sehr viele Touristen sich gedrungen fühlen.

Mehr als der Conservatorenpalast nimmt das Museum capitolinum die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch, weil es nach dem Vatican die reichste Antikensammlung in sich faßt. Selbst der weniger von classischer Begeisterung Entflammte findet hier zur Betrachtung reichen Stoff. Ich will nur wie im Vorübergehen auf einige dieser Monumente deuten.

Gleich beim Eintritt muß der colossale Flußgott, der sich fast mit Polyphem an Größe messen könnte, die Augen auf sich ziehen; behaglich liegt er unter einer Grotte hingestreckt. In der Vorhalle gebietet vor Allem jene imposante Kriegerstatue Halt; ob Pyrrhus oder Mars ist uns gleichviel, wohl aber ertrotzt sich diese kräftige Gestalt, diese wirklich martialische Haltung von Jedermann Achtung und Bewunderung. Das erste Zimmer des Erdgeschosses ist gleichsam eine versteinerte Umschreibung des Satzes: „pulvis et umbra sumus.“ Aschenkrüge, antike Vasen und andere derartige Gefässe sind hier in Menge aufgehäuft. Darunter ein Altar des Hercules, dessen pentelischer Marmor die Thaten des ziemlich ungeschlachten Halbgottes erzählt. Aus der Stanza lapidaria kann ich mich nur noch eines wunderschönen Sarcophoges entsinnen, worauf des Achilles Schicksale abgebildet sind. Dieses fast unversehrt erhaltene Monument von milchweißem Marmor hat mich ungemein angesprochen.

Für die Topographie des alten Roms haben die Fragmente eines antiken Stadtplanes auf der Treppe zum zweiten Stock die größte Bedeutung. Die obere Galerie enthält unter vielem anderm Werthvollen einen schönen Sarkophag mit der Geschichte des Endymion, eine dreigestaltete Hecate, die berühmten capitolinischen Tauben und eine interessante Mosaik aus der tibur-

tinischen Villa Hadriani. In dem Zimmer der Kaiser hielt mich am längsten die Statue der Agrippina zurück, der Gemahlin des Drusus Germanicus, die unter die ausgezeichnetsten altrömischen Frauen gerechnet werden muß. Ihr Muth, ihre Entschlossenheit, die weibliche Würde und Hoheit, die sie in den härtesten Prüfungen nicht verlor, sind meisterhaft in dem Marmorbild wiedergegeben und entsprechen ganz der trefflichen Schilderung bei Tacitus.

Die genaue Ansicht aller Büsten in den folgenden Sälen (darunter die des Virgil, des Socrates, des Diogenes, des Alcibiades, des Homer, des Sophocles, des Euripides, des Cicero u. a. m.) würde die Zeit eines vollen Tages erfordern. Läßt sich die Aechtheit aller jener Brustbilder auch nicht geradezu beschwören, so stammen sie doch größtentheils aus einer Zeit, welche jenen Männern verhältnißmäßig noch nahe stand. Unter den Kaiserbüsten findet man auch die des verruchten Nero. Man würde sehr irren, wenn man in den Zügen dieses Bösewichtes seine Grausamkeit lesen zu können vermeinte. Seine Larve trägt fast einen schönen und gutmüthigen Character. Dagegen haben der Kopf Cicero's, jener des Sophocles u. a. ganz meiner Vorstellung und Erwartung entsprochen.

Die eigentliche Aristokratie der capitolinischen Museumsbevölkerung ist in einem besondern Zimmer untergebracht, seit sie aus der Gefangenschaft von Paris zurückgekehrt ist. Es sind lauter Kunstdenkmäler ersten Ranges. Ich nenne nur ein einziges, von dem der Saal den Namen trägt: den sterbenden Fechter (il gladiatore moribondo). Der Unglückliche liegt halb niedergesunken auf seinem Schilde: man glaubt erkennen zu können, wie die letzte Lebenskraft aus der tödtlichen Wunde entweicht. Mehr als die in dem Bilde ausgeprägte Kunst ehrt den Meister die Menschlichkeit und das Gefühl des Mitleidens, das er in seinem Werke beurkundet. Die capitolinische Venus hat aus Schicklichkeitsrücksichten ein von den übrigen Sälen abgeschlossenes Appartement erhalten.

Im Ganzen trägt das moderne Capitol mit seinen drei eleganten Palästen ein heiteres Aussehen an sich; der Ernst seines Namens existirt nur noch in der Erinnerung.

---

22. Ein Streifzug an das römische Gebirg.

Mich hat weder das kräftige Sparta
Noch Larissa's üppige Flur so höchlich entzücket
Als Albunea's tönende Grotte
Und des Anio Fall und der Hain des Tiburn und die Gärten
Durch geschlängelte Bäche befeuchtet.
Horaz Od. VII., lib. I.

Der erstmalige Aufenthalt in Rom ist für den Fremden sehr anstrengend. Alle körperlichen und geistigen Kräfte werden durch die fortwährende Beanspruchung und durch die Masse der von allen Seiten her stürmenden Eindrücke zuletzt ganz abgespannt. Es war uns deßhalb fast zur Nothwendigkeit geworden einige Tage lang auf dem Lande frische Luft zu schöpfen. Wir wählten zu diesem Zweck einen Ausflug in das etwa 6 Stunden (18 Miglien) von Rom entfernte, am Fuß des Sabiner-Gebirgs gelegene Tivoli (das ehemalige Tibur). Um diese classische Wallfahrt recht con amore zu genießen, suchten wir eines Exemplars der horazischen Gedichte habhaft zu werden. Die deutschen geistlichen Herrn im Hospiz dell' Anima, an die wir uns mit unserm Gesuche wandten, waren jedoch der Ansicht, daß es schwierig sei, Jemand zu leihen was man selbst nicht besitze, und legten dadurch hinlänglich an den Tag, daß sie keine sonderlichen Verehrer dieses großen Heiligen der deutschen Philologen waren. Noch in früher Morgenstunde pilgerten wir durch die Porta St. Lorenzo hinaus, und überschritten, nachdem wir vier Miglien zurückgelegt, die Teverone, den berühmten Anio der Alten, bei dem Ponte Mammolo, bis wohin der gefürchtete Hannibal im Jahre 211 v. Chr. vorgedrungen sein soll. (Hannibal ante portas!) Fast hätten wir uns in jene kriegerische Zeit zurückversetzt geglaubt, als eine Schaar päpstlicher Reiter auf ihrem Morgenritt in wildem Galopp gegen uns herangesprengt kam und uns zu einem schnellen Seitensprung nöthigte.

Der Weg durch die unangebaute Campagna di Roma bot dem Auge nicht viel Anziehendes, und die rauhe, unebene Straße beurkundete sattsam, daß sie noch nie unter der Pflege eines großherzoglich badischen Straßeninspectors gestanden. Auch weigerte sie sich hartnäckig uns in ein Dorf oder an einem Wirthshaus vorüber zu führen, bevor wir Tivoli erreichten, sondern einsam nach Art eines melancholischen Maikäfers, verfolgte sie ihre Bahn durch die öde Ebene hin. Ich weiß nicht

war es Zufall oder Absicht, daß wir zwei Wanderer in eine lebhafte Disputation über einen philosophischen Gegenstand uns verwickelten, der dem Spruch des Dichters zufolge: „Mußt in's Breite dich entfalten, soll sich dir die Welt gestalten," sich immer mehr in's Breite entfaltete, ohne daß jedoch sich für uns die Einigung gestaltete. Fast wäre es in der Hitze des Streites dahin gekommen, daß wir aus einander gewichen und gleich zwei eigensinnigen Kometsternen jeder seine besondere Straße gewandelt wären. Darum fanden wir es für rathsam, um unsere gegenseitige Indignation nicht auf die Spitze zu treiben, unsere scharfen philosophischen Conversatorien einzustellen und unsere müden Lungen in Ruhestand zu versetzen. Die warme italienische Sonne hatte ihre Freude daran, uns in noch größere Hitze zu bringen und uns zwei nordischen Bärenhäutern die Pelze aus Leibeskräften zu versengen. Daß es ihr auch gelungen ist, ihr boshaftes Vorhaben auszuführen, bewies nach der Rückkehr meine Nase, welcher ihre spitzigen Strahlen am meisten beikommen konnten, so daß sich stückweis die Haut davon ablöste.

Mein Gefährte sprach, als es gegen Mittag ging, mir die scharfsinnige Vermuthung aus, daß wir uns in die Nähe eines todten Esels oder eines andern in die Ursubstanz zurückkehrenden Leichnams verirrt haben müßten, so unlieblich kam uns ein starker Duft entgegen. Ich war schon geneigt, die Hypothese meines Genossen zu adoptiren, als wir zu einem Flüßchen kamen, dessen schwefelgrünes Wasser uns sehr verdächtig schien. Unser Reisebuch brachte uns nun vollends zur Ueberzeugung, daß wir zu voreilig gegen die Eselszunft uns schwerer Injurien schuldig gemacht. Es war nämlich der Solfatarabach, ehemals aqua albula genannt, der aus dem Lago de Tartari hervorströmt und sich schon in der Ferne durch seine sulphurischen Ausdünstungen ankündigt.

Immer näher rückten wir vor gegen das Sabinergebirg und gegen Tivoli, das schon von weitem sichtbar ist. Anmuthig und kühn schauen von einzelnen ziemlich steilen Bergkegeln sabinische Städtchen herab, fast wie Leuchtthürme für das öde Steppenmeer der römischen Campagna. Doch sind diese Berge häufig kahl und von der heißen Sonne ausgebrannt. Noch scheinen kraterförmige Gebirgszacken auf ehemalige vulcanische Thätigkeit hinzuweisen und die in der Ebene befindlichen Schwefelseen sind deutliche Belege hiefür. — Vor Ponte Lucano, nach dem Erbauer Plautius Lucanus so genannt, sieht man an der Stelle, wo die Straße zum zweitenmal den Anio

überschreitet, zur linken Seite einen dicken runden Thurm, das Erbbegräbniß der Familie Plautia, ein Denkmal, das noch ziemlich gut erhalten ist. Die alten Römer legten gern ihre Grabmäler an den lebhaftesten Straßen an, nicht als wollten sie dadurch den Reisenden scheue Gedanken verursachen (die Alten waren in diesem Punkte nicht so sentimental als unsere gebildete Welt) sondern um dadurch die Verstorbenen zu ehren und ihr Andenken bei Allen lebendig zu erhalten. Abgesehen davon war es auch schon durch das Zwölftafelgesetz vorgeschrieben, die Todten außerhalb der Stadt zu beerdigen. So war die alte Via Appia fast drei Stunden weit mit den prachtvollsten Grabdenkmälern eingefaßt. Ein am Weg ausruhender Italiener muß uns für reisende Inglesi angesehen haben, indem er uns eine mit einem beinernen Griff versehene Brille zum Kauf anbot und mit der größten Bescheidenheit dafür einen enormen Preis forderte. Ebenso reflectirte ein auf einem Esel an uns vorbeitrabender Junge auf unsern Geldbeutel und außerordentlichen Wohlthätigkeitsinn, indem er uns gleichsam instinktmäßig von seinem Thier herab, ohne nur anzuhalten die Hand um ein Almosen entgegenstreckte. Wahrscheinlich dachte sich der jugendliche Cavalier, wir würden ihm nacheilen und ihn inständig ersuchen doch gefälligst eine Gabe von uns anzunehmen.

Mittags ein Uhr stiegen wir die Anhöhe hinauf, auf welcher Tibur erbaut ist, jetzt eine schmutzige, winkelige Stadt, die etwa 6000 Einwohner beherbergt. Die engen Straßen verweigern den Sonnenstrahlen den Zutritt und erzeugen namentlich im Frühjahr eine empfindliche Kühle. Die Tiburtiner saßen gruppenweise vor ihren Wohnungen (es war gerade Feiertag) und betrachteten neugierig uns fremdländische Ankömmlinge. Unser erster Gang war nach dem Vesta- und Sibyllentempel, nicht deßwegen, als ob das die größte Merkwürdigkeit wäre zu Tivoli, sondern weil ich vor vielen Jahren schon eine Abbildung davon zu Gesicht bekommen hatte, wobei ich mir nicht einmal hätte träumen lassen, daß ich je in der Wirklichkeit diese Gegend zu Gesicht bekäme. Ich wollte mich darum jetzt augenscheinlich von der Richtigkeit des im Bilde Gesehenen überzeugen. Wie oftmals anderwärts, so fand ich auch damals, daß meine Phantasie eine Vergrößerungsbrille aufgesetzt hatte. Der Sibyllentempel, ein kleines Oblongum mit vier jonischen Säulen ist jetzt in eine Kirche des hl. Georg umgewandelt. Der Vestatempel, der blos 21 Fuß im Durchmesser hat, ist rund und von 10 cannelirten korinthischen Säulen umgeben.

Wahrhaft romantisch dagegen ist der tiefe Abgrund, in den sich die Teverone schäumend hinabstürzt.

Als wir pflichtgemäß das altclassische Gemäuer betrachtet hatten, stiegen wir in den zweiten Stock einer Wirthschaft und ließen uns eine Flasche dunkelrothen Wein vorsetzen, nicht so fast um unsern Durst zu stillen, als vielmehr um hier im Angesicht der schönsten Natur eine Stunde zu verschwärmen und uns im Geiste die romantischen Jugenderinnerungen zurückzurufen, die sich an Horaz und das von ihm gepriesene Tibur knüpfen. Darum darf man sich nicht wundern, daß wir bald in einem gelinden Tumult ausbrachen, indem wir vor übersprudelnder Lebensfülle unsere Stimmen einmischten in das donnerartige Getöse des Teveronefalles und unsere mit dem dunkeln Blut der italischen Reben gefüllten Gläser schwingend ein lautes Hoch ausbrachten all unsern Freunden und Jugendgenossen jenseits der Alpen!

Um die allzugroße Begeisterung der Reisenden in Schranken zu erhalten, haben die Tiburtiner schon ein Mittel ersonnen. Nirgends vielleicht ist nämlich die Bettelei so arg, als in Tivoli. Wenigstens zehn Kinder folgten uns beständig auf dem Fuß und suchten auf alle mögliche Arten unser Mitleid zu rühren. Wir arbeiteten uns durch diese liebenswürdige Schaar hindurch, und als wir einigen derselben begreiflich gemacht hatten, wir seien Pilger aus fernem Lande, wehrten diese selbst den übrigen und zeigten uns dienstfertig auf unser Anfragen das Kloster der Benfratelli (Ordensbrüder des hl. Johannes von Gott) an deren Prior, einen Deutschen von Geburt, wir von unserer Donna Margaretha zu Rom Aufträge auszurichten hatten.

Wir wurden von ihm auf das freundlichste empfangen und dem Grafen Sp...., der im Kloster wohnte, im Garten vorgestellt. Dieser edle, liebevolle Mann führte uns, bis das Mahl hergerichtet war, auf sein Zimmer und langte eine Flasche vortrefflichen Orvieto aus dem Schrank hervor. Nach Tisch begleitete uns der Graf, um die berühmten Cascadelle und Grotten von Tivoli zu besichtigen. Beim Vestatempel stiegen wir auf einem schmalen Pfad die tiefe, romantische Felsenschlucht hinab in die malerische Grotte des Neptun; durch mehrere zusammenhängende Grotten kamen wir zur Grotta delle Sirene, welche die tosenden Strömungen des Anio aufnimmt und in schauriger Tiefe den Eingang zur Unterwelt zu bilden scheint. Wir schauten lange hinab in die schwarzen Felsgebilde, die gespensterhaft ihre Arme ausstrecken, gleichsam als

wollten sie den kühnen Wanderer hinabziehen in das Schattenreich. Als wir auf der andern Seite wieder hinaufstiegen und durch den von der Abendsonne beschienenen Olivenhain wandelten, kam es uns fast vor, als seien wir aus dem Thal des Todes in das selige Elysium gelangt.

An der s. g. Villa des Horaz vorbei, gingen wir weiter bis wir zu der Stelle gelangten, wo wir die drei Wasserfälle bequem übersehen konnten. Welche Pracht! Mit einer ungeheueren Gewalt stürzt die Wassermasse bei der großen Cascade wohl 300 Fuß hoch den Felsen hinab, an dessen Fuß dichte Wolken von Wasserdampf aufsteigen. Siehe diesen Hügel, um mit Jean Pauls poetischen Worten zu reden, und das Grün des blitzenden Thales, wo überall der Strom wie ein verwundeter Adler mit dem Flügel an die Erde schlägt! Heiter und fest glänzt in der Sonne oben die Stadt über dem Wasserkrater dahin — stolz schauet Vesta's zerrissener Tempel, mit Mandelblüthe bekränzt, von seinem Felsen auf die Strudel nieder, die an ihm graben — und ihm gegenüber spielet der strudelnde Anio Alles auf einmal vor, was Himmel und Erde Großes hat, den Regenbogen, ewigen Blitz und Donner, Regen Nebel und Erdbeben.

In der Bergschlucht tiefe Gründe
Schüttet in des Sturzes Wuth
In der Grotten schwarze Schlünde
Anio die jähe Fluth.

Iris schillert sanft gewoben
In des Sturzes Silberschaum,
Und voll Grazie lacht oben
Vesta's Haus vom Felsensaum.

J. Th. Vischer.

Die beiden andern minder hohen Cascadelle werden gleichfalls vom Anio gebildet, dem man unterirdisch durch Tivoli hindurch ein Bett angewiesen hat. Aus den Fenstern der ehemaligen Ville des Mäcenas, die jetzt in eine Fabrik (!) umgewandelt ist, fällt das Wasser etwa 100 Fuß hoch in die Tiefe hinunter. In nicht sehr großer Entfernung zeigt man noch Trümmer einer Villa des unglücklichen augusteischen Generals Quintilius Varus. Eine in der Nähe stehende Kirche heißt jetzt noch St. Maria di Quintilio.

Wie gerne denke ich jetzt noch zurück an das blüthenreiche Tivoli, an seine schäumenden Cascadelle und an die im Strahl der Abendsonne erglühenden olivenbekränzten Höhen! Und wie gerne möchte ich dem Leser das Bild vorführen, das damals mein Auge gefesselt hat. Aber was sind einige schwache Feder=

striche gegen das frische Gemälde der Natur? Was anders als ein blasses Nebelgebilde in unbestimmten Umrissen im Vergleich zu einem sonnigen, italischen Frühlingstag! Eine Stunde zu Tivoli ist mir lieber als jahrelanges Gesalbader über philologische Schönheit des Venusinischen Sängers. Gewiß, hätte Horaz gewußt, welches qualvolle Alter seine Gedichte erleben sollten, er würde sie eher in die Fluthen des Anio versenkt haben, als daß er sie dem Secirmesser gelehrter Schulmeister preisgegeben hätte, um damit ihre geängstigten Tironen in Schweiß zu versetzen. Die Schönheit und Anmuth der horazischen Lieder kann hinter den verstaubten Schulbänken so wenig begriffen und gefühlt werden, als der Zauber eines Gemäldes von Tizian oder Raphael in einer Gerümpelkammer.

Unter den modernen Gartenanlagen zu Tivoli zeichnet sich besonders die Villa d'Este aus, durch ihre uralten Cypressen, Pinien und Lorbeerbäume. Uebrigens kann man in Anbetracht der allseitigen Vernachläßigung des Palastes sowie der Anlagen selbst, diese Villa mit einem zwar talentvollen, aber verwahrlosten Jüngling vergleichen.

In der angenehmen Kühle des Abends kehrten wir mit dem Grafen durch eine lange Kastanienallee von unserem Spaziergang ins Kloster zurück. Zur Zeit des Nachtessens holte uns der Prior ab, ein junger freundlicher Mann in Wien gebürtig, in das Refectorium, wo die übrigen, nicht sehr zahlreichen Brüder schon zum einfachen Mahle versammelt waren. Nach Klostersitte bestieg einer der Ordensmänner den Ambon, und las, damit auch der Geist eine Beschäftigung habe, aus einer Erbauungsschrift vor.

Die Thätigkeit dieser Brüder der christlichen Liebe, die in dem Portugiesen Johannes von Gott ihren Stifter verehren, erstreckt sich unter Beobachtung der drei Klostergelübde hauptsächlich auf die Krankenpflege, weßhalb mit jedem Kloster zugleich ein Krankenhospital verbunden ist. Der edelmüthige und opferwillige Sinn dieses meist aus Laien bestehenden Ordens hat überall um so größere Anerkennung gefunden, als er auch den Nichtkatholiken seinen hülfreichen Beistand angedeihen läßt. Und was die wahrhaft christliche Liebe an leiblicher und geistiger Pflege, an Trost und Beruhigung, an Barmherzigkeit und Theilnahme selbst bis zur Hingabe des eigenen Lebens aufzubieten vermag, wer könnte das um alles Geld der Welt sich erkaufen?

Am folgenden Morgen, an welchem wir unsere kleine Reise fortzusetzen gedachten, wohnten wir vorerst der hl. Messe bei, welche Graf Sp. in der kleinen Klosterkapelle las. Der Leser wird aus dieser Andeutung leicht errathen können, daß besagter Herr dem katholischen Clerus angehörte; wir wußten dieses schon vorher aus der Kleidung desselben, an welcher man in Italien einen Geistlichen auf etliche hundert Schritte erkennt. Wir nahmen vom Wiener Prior warmen Abschied; Graf Sp. aber ließ es sich nicht ausreden, uns bis in die eine Stunde weit entfernte Villa Hadriani das Geleit zu geben und uns dort Eintritt zu verschaffen. Schon stand der Conventscavall gesattelt vor der Thüre und Sp. ruhte nicht eher, bis sich einer von uns hinaufgeschwungen hatte.

Der Weg führte uns immer bergab durch einen schattigen Olivenwald. Ein munterer Troß Bettelkinder setzten alle Hebel ihrer Beredsamkeit in Bewegung; mit einer Grazie und mit einer flehenden Miene, die selbst ein Schauspieler nicht hätte erreichen können, trugen sie ihr Bittgesuch um einen mezzo bajocco vor. Nach einer Viertelstunde ließen sich einige derselben durch die negierenden Versicherungen des Grafen zur Umkehr bringen; drei oder vier aber machten so wenig Anstalt, das Beispiel ihrer Commilitonen nachzuahmen, als einst die anhängliche Ruth durch die Vorstellung ihrer Schwiegermutter ihr Vorhaben änderte. So setzten wir denn ihrem beharrlichen Entschluß in rhetorischen Figuren und Exclamationen, wie z. B. per carità, per la morte di Dio! Jo morio di fame,*) sich zu üben, kein weiteres Hinderniß in den Weg. Zur Abwechslung stellte der Graf ein theologisches Examen mit ihnen an. Wir wunderten uns nicht wenig über die schlagfertigen Antworten dieser Kinder, die vielleicht manchen deutschen Gymnasiumsjüngling zu Schanden gemacht hätten. Als sie uns erfolglos eine Stunde weit das Ehrengeleit gegeben, verzichteten sie freiwillig auf ihre Petition und kehrten in ihre Vaterstadt zurück.

Die ehemals so prachtvolle und viele Miglien umfassende Villa jenes großen römischen Imperators liegt jetzt einsam und und verlassen da, wie eine große Stadt nach einem gewaltigen

---

*) Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine von einem Freund mitgetheilte Anecdote bei. Von zwei italienischen Bettelknaben sprach ihn der eine mit der Formel, er sterbe vor Hunger, um ein Almosen an. „Und ich bin den ganzen Winter hindurch vor Hunger gestorben!" fügte schnell der andere mit Anwendung eines Klimax bei.

Erdbeben. Von den Thermen und Prachtgebäuden jeder Art sind nur noch riesige Trümmer zu sehen. Das Amphitheater, die Bäder, die hundert Zellen für die kaiserliche Leibwache, der Waffenplatz lassen sich jetzt noch ohne große Mühe auffinden und sind zum Theil noch erhalten. Wir wandelten etwa eine Stunde lang in diesem weiten, durch die Kunst wenig verschönerten antiken Kirchhof umher, bis uns die immer höher steigende Mittagssonne zum Aufbruch mahnte. Nun kam die Reihe an mich, den Sattel des Maulthieres zu besteigen. Wie ein zweiter Don Quixote trabte ich einher auf meinem Cavallo, dessen Haarfrisur mit der eines gewissen deutschen Professorhutes große Verwandtschaft zu haben schien, als plötzlich an einem Scheideweg ein gewaltiges Heimweh mein Leibroß anwandelte. Da mir zur Ausübung des Directoriums die Sporen fehlten, wie umgekehrt mancher sporentragende deutsche Cavalier in Ermangelung eines Pferdes, an dem er seine Reitkunst zeige, zu Fuß einhergeht; so wäre ich unfehlbar wieder vor dem Kloster zu Tivoli angelangt, wenn nicht ein vorübergehender Italiener das Thier eine Strecke weit geführt und ihm bessere Gedanken beigebracht hätte. Graf Sp. begleitete uns noch eine halbe Stunde weit bis nach Ponte Lucano, wo wir in einer Osteria ein kleines Abschiedsmahl hielten. Nur sehr ungern trennten wir uns von dem lieben Mann, der sich so väterlich und liebevoll gegen uns gezeigt hatte.

Unser vier Stunden langer heißer Weg durch die trockene Campagna wurde uns nur versüßt durch das Gespräch mit einem schlichten italienischen Landmann. Wir lernten in unserem Reisegefährten bald einen jener genügsamen, zufriedenen und mäßigen Landbewohner kennen, wie sie uns Horaz in der Person des Ofella geschildert hat. Schade, daß uns die Sprache in der Austauschung unserer Gedanken nicht besser zu statten kam.

Obgleich wir Frascati stets vor unsern Augen daliegen sahen, so glaubten wir doch die Erreichung desselben kaum erleben zu können. Manchmal, wenn uns der Weg ausging oder überflüssig weite Bögen beschrieb, bewegten wir uns nach unserer eigenen Phantasie über das ungebahnte Feld. Wie eine grüne Oase in der dürren Sahara, so winkt freundlich die mit weißen Dörfern und zierlich aus Gebüsch hervorragenden Landhäusern besäete Hügelkette von Frascati dem aus der Campagna kommenden Wanderer entgegen; der vorausgeeilte Blick

ruht schon mit Vergnügen auf den reizenden Punkten, während der müde Fuß noch Miglien weit davon entfernt ist.

Nach unserer Ankunft in dem freundlichen Frascati stiegen wir vollends die Anhöhe hinauf, auf welcher das Kloster der Camaldulenser erbaut ist, dessen anmuthige Lage und edle Gastfreundschaft Graf Sp. uns gerühmt hatte. Daß in diesem Kloster, wie überhaupt bei den Camaldulensern eine strenge Sittenzucht geübt wird, beurkundete uns, noch ehe wir die geweihte Stätte selbst betreten hatten, eine Warnungstafel, welche allen Frauenspersonen bei Strafe der Excommunication untersagte über die bezeichnete Stelle hinaus sich dem Kloster zu nähern. Gregor XVI. bekanntlich selbst aus diesem Orden, dessen strenge Lebensweise er auch als Papst noch beibehielt, hat denselben in seiner ganzen Reinheit wieder hergestellt. Das Innere des Klosters sieht einem kleinen Dorfe ähnlich, da jeder Mönch seine eigene Zelle, abgesondert von den übrigen, bewohnt. Der Abt, ein ehrwürdiger Mann mit langem schwarzem Bart, empfing uns freundlich und bedauerte, daß wir nicht einen Tag früher gekommen waren, da man im Kloster ein Fest gefeiert hatte. Mit sichtbarem Vergnügen hörten die schwarzbärtigen Brüder von unserer weiten Reise und entließen uns am folgenden Morgen unter Glückwünschen.

Durch ein Waldgeheg hindurch erstiegen wir den Scheitel des Berges und setzten uns dort auf die Felstrümmer des alten Tusculum. Statt eines mangelhaften Versuches eine eigene Beschreibung von der prachtvollen Aussicht zu liefern, welche die über 2000 Fuß hoch ansteigenden Felsen der Burg von Tusculum bieten, lasse ich einen andern Augenzeugen *) sprechen, der von der Höhe des Monte cavo die weiten Fluren Latiums überschaut hat.

„Das Rundgemälde, welches sich auf diesen Anhöhen unserem Blick darbietet, liefert ein Schauspiel von wunderbarer, unerklärlicher Wirkung. Die Größe der Natur und des Menschen und in beiden die Herrlichkeit Gottes, das ist es, was den Beschauer erfüllt. Kein Theil Italiens kann sich an erhabenem Ernst mit Latium messen. An Reichthum und Ueppigkeit der Natur übertrifft es der Süden unzweifelhaft, an Großartigkeit der Formen, an Feierlichkeit und Würde des Charakters steht er

*) Einleitung zur römischen Geschichte von Gerlach und Bachofen.

ihm eben so entschieden nach. Es gibt eine Natur, deren schwelgerische Ueppigkeit die Sinnlichkeit reizt und dadurch zuletzt den Menschen dem edlern Streben entfremdet; es gibt aber daneben eine andere, die durch die Harmonie ihrer Erscheinung, durch die Einfalt und Strenge ihrer Linien den Geist an Zucht gewöhnt und die sinnliche Kraft eines Volkes, ohne sie in ihrer Entwicklung zu hemmen, doch zugleich einem höheren, geistigen Gesetze unterordnet. Solcher Art ist das Land um Rom und solcher Art war auch sein altes Volk, Körper voll kräftiger Sinnlichkeit, Geister voll Zucht, in Allem Fülle und in Allem Maß, die schönste Harmonie des Lebens."

"Wer es inmitten der römischen Campagna unternimmt, den Zauber des ihn umgebenden Schauspiels zu ergründen, der wird jener leichten Grazie, womit die vulcanische Thätigkeit ihre Schöpfungen zu bekleiden weiß, nicht ohne Grund das meiste Verdienst einräumen. Die Linien, welche das Albanergebirg in seiner allmähligen Abdachung nach der Ebene hin beschreibt, verwirklichen in der leblosen Natur die Gesetze der vollendeten Schönheit. Gehoben wird die Pracht des Bildes durch den tiefblauen Hintergrund, in welchem sich die kühneren Linien und schrofferen Abfälle des Apennins mit den zarten Formen des Albanerberges zu einem lieblichen Gegensatz vereinigen. Dazu im Vordergrunde, wie ein Teppich vor dem Altar ausgebreitet, die lautlose weite Ebene, mit ihren Wassern, ihren Thälern, ihren schwellenden Hügeln, ihrem wunderbar zarten Farbenschmelz, Alles übergossen von dem röthlichen Duft eines südlichen Himmelstrichs — das sind die Theile, welche der Schöpfer zu jenem Zauberbild verbunden hat. Wenn dann die sinkende Sonne mit den langgezogenen Schattenbildern der tausend Hügel und ihrer Ruinen die Thäler bemalt, so gewinnen alle Linien an Ausdehnung, alle Umrisse an Bestimmtheit, alle Farben an Glanz und Wärme, bis nach wenigen Augenblicken, ohne die Zwischenstufen der Dämmerung, plötzliche Nacht das Ganze in Dunkelheit versenkt."

„Mit den Wundern der Natur verbinden sich die Schicksale des Menschengeschlechts zu Einem Bilde. So nahe treten sich hier Vergangenheit und Gegenwart. Alle Zwischenräume schwinden. Das Alterthum wird uns klar und vertraut wie die Geschichte von Zeitgenossen. In dem gleichen Gedanken verbindet sich die Größe und die Nichtigkeit des Augenblicks. Der Mensch nicht mehr an Tage gefesselt nimmt Theil an dem Rechte der unsterblichen Götter. Tausend Jahre werden vor ihm wie ein Tag. Er sieht Saccumum in den Schoos der

Erde sinken, sieht Veji fallen, und die Herrlichkeit des kaiserlichen Roms im Staube liegen. Das ist der Zauber, den Mittel-Italien auf jedes empfängliche Gemüth ausüben muß. Die Natur allein vermag nicht Alles. In unseren Alpen und an den Gestaden der Nordsee thront Gottes Herrlichkeit nicht minder als am Fuße des Apennins. Aber die Einsamkeit der Tiber-Ebene vermag allein jene tausend Bilder hervorzurufen, in welchen der Mensch seine Zeit und ihre Schicksale wieder erkennt." —

Aus der wundervollen Aussicht, die man vom alten Tusculum herab genießt, sowie aus der reizenden gesunden Lage der ganzen umgebenden Landschaft läßt sich leicht schließen, daß Herr Cicero keinen üblen Geschmack zeigte, wenn er sich besonders gern auf seinem Tusculanum aufhielt. Noch jetzt trägt ein kleines, daselbst aufgegrabenes Amphitheater seinen Namen. Die vom Berg hinabführende, schmale mit Quadersteinen belegte Straße ist offenbar antiken Ursprungs. Mehr als diese altrömischen Steine erfreuten uns die schattigen Laubgänge einer Villa, durch welche wir von der Höhe in das freundliche Frascati hinabstiegen. Wie fächelte mild die Luft um unsere Wangen und Stirnen, wie lieblich schallte der muntere Sang der Vögel aus duftenden Büschen, wie rieselten krystallhelle Bächlein und Quellen aus dem von Thauperlen glänzenden Grün hervor und stürzten sich muthwillig mit lautem Plätschern über sanfte Abhänge hinab! Ueber das belaubte Gebüsch und über die Oliven, Pomeranzen, Citeronen und Feigen-Bäume raget hinaus die breite Pinie, die schlanke Ulme und die dunkelgrüne, majestätische Cypresse; kräftig schlingt sich die Rebe, am glatten Ulmbaum empor. Da und dort schimmert ein weißes Landhaus hervor oder lacht von den umliegenden Hügeln ein heiteres Dörflein herab. Wie sollte in dieser schönen Natur nicht auch der Mensch gedeihen! Wie sollte in dieser ewig jugendlichen Stätte nicht auch er seine edle Einfalt und Einfachheit, seinen kräftigen und unverdorbenen Sinn, sein kindliches und argloses Herz bewahren! Wie Diana in dem stillen See von Nemi sich spiegelte, so strahlt aus dem ruhigen dunkeln Auge und aus dem kräftig schönen Angesicht der glücklichen Bewohner des Albanergebirges der Friede und die Zufriedenheit der leidenschaftslosen Seele hervor. Ueberall zeigen sich die Spuren der Ordnung, der Reinlichkeit und des Wohlstandes, die man in andern vielleicht üppigeren Gegenden Italiens so häufig vermißt.

Frascati, der Sitz eines Bischofs, liegt etwa eine halbe Stunde unterhalb des alten Tusculum gegen die römische Ebene hin. Nach Merkwürdigkeiten haben wir nicht gefragt; die Cathedrale, die wir auf einige Augenblicke betraten, bietet nichts Besonderes dar. Auf unserer Weiterreise nach dem 2 Stunden entfernten Albano bogen wir rechts von der Straße ab, um Grotta ferrata zu sehen, eine uralte Abtei griechischer Mönche vom Orden des hl. Basilius, von Sanct Nilus gestiftet. Das Kloster ist rings von einem Wall umgeben und zeigt noch deutliche Merkmale seiner mittelalterlichen Befestigung. Sehenswerth ist die Kapelle des heiligen Stifters, geschmückt mit Fresken aus seiner Geschichte von Domenichino. Unser Reisehandbuch machte uns besonders auf ein Gemälde aufmerksam, das des Heiligen Zusammenkunft mit Kaiser Otto III. darstellt, wobei man sogar die verschiedenen Töne der einzelnen, abkonterfeiten Trompeter unterscheiden zu können glaube. Obgleich ich früher ein Jahr lang ein solches musikalisches Instrument gequält und demselben herzzerreißende Laute entlockt habe, so muß ich doch zu meiner Beschämung gestehen, daß es mir nicht gelingen wollte diese feinen Nüancen und scharfsinnigen Distinctionen der Kunstverständigen in besagtem, allerdings schönen Wandbild wahrzunehmen. Neben ihrem religiösen Amt bekleiden einige der Mönche daselbst auch noch den Rang von Schulhaltern und Pädagogen.

An der Mündung der Vallis Albana, durch welche die latinische Straße führte, liegt auf einer steilen Anhöhe Marino, Castrimonium, berühmt durch die benachbarte, ferentinische Quelle. Die heutigen Italiener wählen wie ihre Vorfahren und wie im Mittelalter namentlich der Orden der Benedictiner gerne hochgelegene Orte zu ihren Niederlassungen. Abgesehen von der schönen Umsicht und von der reinen frischen Luft, die man da oben genießt, scheint mir diese Gewohnheit auch auf ein gesundes geistiges und sittliches Leben nicht ohne Einfluß zu sein. Beispielshalber erinnerere ich nur an den Unterschied der Gemüthsstimmung in einem niedern gedrückten Gemach und in einem hohen hellen Zimmer. Wir zarte Deutsche hingegen ziehen uns aus Furcht vor Rheumatismen in die tiefgelegenen Thäler zurück.

Die Straße, die von Marino nach Albano führt, läuft zuerst steil hinab in das Thal und zieht sich dann sachte durch einen Eichenwald hinan. Wenn man die flache Höhe erstiegen hat, wird das Auge angenehm überrascht durch den dunkelblauen Wasserspiegel des Albanersee's, der zwischen seiner grauen

schroffen Randeinfassung in feierlicher Stille daliegt, wie eine einsame Flur am Sonntagsmorgen. Regungslos ruht das Gewässer; keinem heftigen Wind wird von der schützenden Felsumgebung der Zutritt in dieses ruhige Heiligthum gestattet. Malerisch thront über dem steilen Südwestrand, wohl 400 Fuß hoch über der Meeresfläche die Kuppel des päpstlichen Castells Gandolfo und beherrscht in stillem Ernst den zwei Stunden im Umkreis messenden See von Alba longa. Der Sitz dieser mächtigen Nebenbuhlerin Roms, die sich allein mit Erfolg für die Unabhängigkeit Latiums erhob, ist wahrscheinlich in der Richtung des nordwestlichen Ufers zu suchen, wo man im Gebüsch noch einige Spuren entdeckt haben will. Verschwunden ist das Königsgeschlecht des Ascanius; vertilgt von der Erde seine Tempel und Burgen; nur liebliche Veilchen sprossen im Frühling an den einsamen Ufern des blauen Albanersees.

Vom Castell Gandolfo führt einer der schönsten und lieblichsten Spaziergänge in das nur eine Miglie entfernte Albano hinab. Da wir zu Rom erfahren hatten, daß in dieser Stadt in der Congregation zum kostbaren Blut unser Landsmann Th. theologischen Studien obliege, so versäumten wir nicht, ihn zu besuchen. Das Staunen, in das er bei unserm Anblick verfiel, bedarf keines Commentars. Nach einer freundlichen Bewirthung zeigte uns Th. im Klostergarten die Ueberreste eines zerfallenen Amphitheaters des grausamen Domitian. Wir fanden wenig Freude an dem verödeten eingestürzten Gemäuer, in welchem noch der wilde Geist jenes Wütherichs zu hausen scheint. In einer Nische sind Haufen von mürben Menschenschädeln und Todtengebein aufgeschichtet. Ein altes Gewölbe wird jetzt als Viehstall benützt. Ich erwähne dieses deßhalb, weil wir dort eine bedeutende Anomalie eines Kalbs zu Gesicht bekamen. Das Thier hatte nämlich außer seinen vier Füßen noch einen fünften auf dem Rücken, mit dem es eben so gut agiren konnte, als mit seinen übrigen Gliedmassen. Dabei gebärdete es sich so ungeheuer wild, als wenn Domitians unsanfter Geist in es gefahren wäre, und hätte fast unserm Landmann Th., der dasselbe fangen wollte, um es uns in der Nähe zu zeigen, mit seinem abnormen Rückenfuß eine derbe Ohrfeige verabreicht.

In unbedeutender Entfernung von der Stadt ist das s. g. Grabmal der bekannten Drillingskämpfer, der Horatier und Curiatier zu sehen, ein sonderbares Monument, das nach oben in drei abgestumpfte Kegel endet. Für Bauleute dürfte insbesondere die moderne prachtvolle Brücke, die man in der Nähe sieht, von Interesse sein.

Als die Sonne sich schon bedeutend dem Westen zusenkte traten wir unsern dreistündigen Rückweg auf der alten Via Appia nach Rom an. Diese antike Straße, durchaus mit Quadersteinen belegt, ist rechts und links mit attrömischen Grabmälern besetzt, wovon viele noch ziemlich erhalten sind, so daß man durch einen drei Stunden langen Kirchhof zu wandeln glaubt. Die Promenade zwischen diesen Todtenmonumenten war ganz geeignet, unsere überströmende Munterkeit wieder ins rechte Gleichgewicht zu bringen. Die Heiterkeit wich und machte einem fast wehmüthigen Ernste Platz. Einsam und verlassen liegt jetzt die ehemals so belebte Via Appia, nur zuweilen von einem fremden Wanderer betreten, der gedankenvoll die Marmortrümmer und die zerfallenen Grabmäler betrachtet und die eingegrabenen Namen liest. Wie im Leben so haben auch im Tode noch manche reiche und vornehme Familien mit den übrigen keine Gemeinschaft gemacht, indem sie oft 20—30 Schritte von der Straße abseits ihre Todtenbehausung anlegten. Und was bedeuten jene hohen oft viele Miglien langen Bogengänge, die von verschiedenen Richtungen her nach der ewigen Stadt hinziehen? Das sind die kunstvollen Wasserleitungen oder Aquäducte, welche Bäche frischen Wassers über Thäler und durch Hügel nach Rom leiteten; ein Werk, das nach des Plinius Ansicht, die größte Bewunderung unter allen Bauten auf der ganzen Welt verdiente.*)

Noch war die unabsehbare Bogenreihe von den letzten Strahlen der Abendsonne geröthet. Aber immer länger wurden die Schatten der röthlichen Gewölbe über die einsame Campagna hin und ehe wir es uns versahen, hatte sich der schwarze Schleier der Nacht über ganz Latium ausgebreitet. Die harten cyclopischen Lavaquadern, mit denen der alte Censor Appius Claudius seine Straße belegt hat, scheinen nicht für nächtliche Spaziergänger berechnet worden zu sein. Nacht, Hunger und Müdigkeit stiegen in gleicher Proportion. Wie zwei unholde Gespenster säuselten wir zwischen den tausendjährigen Gräbern und ihren zerfallenen Sarcophagen und leeren Aschenurnen dahin; nur von Zeit zu Zeit, wenn unsere Fußspitzen von den diamantfesten, vulcanischen Pflastersteinen einen sehr unsanften Kuß empfingen, entfuhr ein unwilliger Laut unsern Lippen; einzelne von ihrem Tagesgeschäft in die entfernte Hütte zurückkehrende Arbeiter warfen uns scheu ein buona notte zu und, verdoppelten ihre Schritte.

*) Einige dieser Aquäducte erstreckten sich auf 15—20 Stunden Weges.

Die Nacht war schon ziemlich vorgerückt, als wir das Grabmal der Cäcilia Metella passirten und uns der Porta S. Sebastiano näherten. Wir hatten von da noch mehrere Miglien bis an unsere Wohnung zurückzulegen. Wäre unterwegs nicht ein Kaffehaus unserer erloschenen Kraft zu Hülfe gekommen, wir hätten sicherlich nicht vor Mitternacht unser Quartier erreicht. So aber trugen uns unsere Füße in beschleunigtem Marsche durch die verworrenen Straßen Roms in unsere freundliche Herberge.

---

23. Allerlei.

Durch das rastlose Umherstolpern auf dem ungeschlachten römischen Straßenpflaster hatten meine Stiefelsohlen unvermerkt die Schwindsucht sich zugezogen. An einem schönen Morgen stellte sich für mich die unabweisbare Nothwendigkeit heraus das Zimmer zu hüten, weil besagte Patienten bei einem benachbarten Schuster in Behandlung gegeben werden mußten. Unterdessen erlaube ich mir den Leser mit unserer Hausherrin, der Frau Margaretha aus Düsseldorf etwas näher bekannt zu machen. Diese rechtschaffene Donna gehört, falls sie seither nicht gestorben ist, oder sich verheirathet hat, der Zunft der alten Jungfern an. Schade, daß sie nicht als Knäbchen auf die Welt gekommen; denn offenbar ist an ihr ein commandirender General oder wenigstens ein Landtagsdeputirter verloren gegangen, so muthig und beherzt führt sie das zweischneidige Schwert der Rede. Ihre Autobiographie, die sie uns in freien Stunden vortrug, ist keine Alltagsgeschichte insbesondere hob sie mit Nachdruck hervor, daß es ihr beinahe in ihrer Jugend gelungen wäre barmherzige Schwester zu werden, hätten nicht mancherlei widerwärtige Ereignisse ihr einen Strich durch die Rechnung gemacht. Seit vierzehn Jahren lebt sie nun zurückgezogen in Rom den Werken der Gottseligkeit und verschafft sich durch Handarbeit ihren Unterhalt. Den weiten Weg vom Niederrhein bis nach Rom hat sie schon zweimal größtentheils zu Fuß gemacht. Darum schalt sie uns eines Tages, als wir ermüdet auf dem grünledernen Sopha eine Siesta hielten „fromme Faullenzer“, und hielt uns über diesen Text eine derbe Strafpredigt. Zu ihrem Ruhm sei es übrigens gesagt, daß wir in ihrem Hause eine billige und sehr reinliche Wohnung gefunden haben.

Rom ist ein wahrer Proteus: von jeder Seite her ändert sich sein Anblick. Wir sind heute auf der Terrasse von St. Pietro in Montorio gestanden und haben dort die ewige Stadt überschaut. Wohl ist von den Höhen des Pincius aus die Ansicht imposanter; denn das Auge ruht dort hauptsächlich auf dem neuen Rom, gegenüber liegt der vaticanische Palast und das Wunder der christlichen Baukunst, die St. Peterskirche. Anders ist es auf dem Janiculo. Man hat da zwar das größte Panorama der Stadt; aber der Blick sucht und findet das alte Rom, das sich in melancholischer Schönheit vor uns ausbreitet. St. Peter tritt links in den Hintergrund; schauen wir gerade aus, so irrt das Auge auf dem Häusermeer umher bis es einen bekannten Punct findet, auf dem es verweilen und sich orientiren kann. Prachtpaläste und armselige Hütten mit ausgehängter Wäsche halten einträchtige Nachbarschaft. Unter uns am Fuß des Janiculo hat sich Trastevere gelagert, dessen Bewohner sich rühmen noch ächte Abkömmlinge der alten Römer zu sein. Man sieht wirklich in Trastevere kräftigere Menschengestalten als in andern Stadtvierteln Roms. Wie kleine Hügel ragen schöngeformte Kuppeln über die flache Häusermasse und geben dem Bild den Ausdruck des Feierlichen und Erhabenen: dort Trinita dei Pellegrini, weiterhin Andrea della Valle, Sanct Agnese auf Piazza Navona; fast inmitten der Stadt das flache Gewölbe des Pantheon; darüber hinaus unterscheidet man die Antonins- und Trajanssäule; ganz hinten St. Maria Maggiore und in südlicher Richtung von ihr hat sich der einsame Lateran gelagert. Wendet sich der Blick wieder tiberwärts, so rollt sich vor ihm das Colosseum auf; über den Aventin und Palatin hinweg eilt er unaufhaltsam auf die Zinnen des Capitols.

Wir standen noch in Anschauen versunken, als uns ein Kanonenschuß von der Engelsburg aufweckte, — das Signal für die Glocken zum mittägigen englischen Gruß. Wie flutheten jetzt auf einmal die Tonwellen von allen Glockenthürmen über die Stadt hin!

Ich habe von jeher einen Widerwillen gegen das Speisen an der Table d'hôte. Darum suchten wir auch in Rom am liebsten uns eine einfache Trattoria auf, wo wir uns in aller Bequemlichkeit vom Cameriere Francesco bewirthen ließen. Wir hatten dabei den Vortheil, daß nicht nur der Hunger gestillt wurde, sondern daß auch der Geruch eine vortreffliche Weide fand: sintemal in sehr vielen italienischen Trattorien und Osterien Refectorium und Küche identisch sind. Zu-

gleich verstand Signor Francesco die Kunst, uns den Speisezettel auf die populärste Weise zu interpretiren. Er führte uns jeweils am Arm zum Heerde und ließ uns dort nach eigenem Gutdünken wählen. Die Suppe war stets mit vorzüglichem Parmesankäs gewürzt. Eine Suppe ohne Käs ist für den Italiener dasselbe, was für den Engländer ein Stück Rindfleisch ohne Senf. Einige Bajocchi als Geschenk machten Francesco seelenvergnügt. Der Fremde, der in Italien bei Tisch prompt bedient sein will, darf nicht versäumen, dem Cameriere von Zeit zu Zeit ein Trinkgeld zu geben, da der Gehalt des Kellners sehr häufig auf diese freiwillige Gabe angewiesen ist.

Abends waren die zwei Ostfranken oft in einem Kaffehaus bei Trinita dei Monti zu finden, wo sie entweder dem Studium der allgemeinen Zeitung oblagen, oder über die Schnurren und Schwänke einiger jungen, deutschen Künstler aus Leibeskräften lachten oder endlich dem Violinspiel eines Italieners lauschten, der sein Instrument nicht nach der gewöhnlichen Sitte an die Kehle drückte, sondern in der elegantesten Haltung auf den Knieen ruhen ließ. Die trefflichen Productionen, die man in Italien hier und da in Kaffehäusern zu hören bekommt machen manches deutsche Stadtconcert zu Schanden. So wahr diese Behauptung ist, so falsch ist anderseits die Meinung vieler sentimentaler Seelen, als sitze im schönen Hesperien hinter jeder Hecke ein Lautenschläger oder ein Guittarspieler. Wie arg wird man enttäuscht, wenn man solche vorgefaßten Ansichten am Lichte der Wirklichkeit prüft.

Wir haben an einem Marmortische in genanntem Kaffehaus kaum Platz gegriffen und mit deutscher Bescheidenheit unsere Bestellungen dem Cameriere mitgetheilt, als dieser mit einer Stentorstimme, welche die Schwellen des Hauses beben macht, unsere Aufträge bis in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers telegraphirt, und eine Minute später hören wir von dem Echo der Depesche das Küchengewölb erdröhnen. Der Süd- und Morgenländer trinkt den Kaffee meistens schwarz; daher bedurften unsere Bestellungen immer das Anhängsel „col latte“; und doch sollte einem der Appetit nach Milch gründlich vergehen, wenn man der Milchbereitung zusieht, wie sie an den vor den römischen Kaffehäusern gelagerten Ziegenheerden vollzogen wird.

Eines Abends gingen wir in Begleitung des jungen, deutschen Künstlers K. eine Straße hinauf gegen Piazza Barberini. Da hörten wir in unserer Nähe ein so durchdringendes dum-

pfes Knurren, daß es uns fast unheimlich dabei zu Muth wurde. Es kam von einem Löwen, den man hinter einem starken Verschlag gefangen hielt, um ihn für Geld sehen zu lassen. Fürwahr, es muß keine Kleinigkeit sein, einer solchen Bestie zur Speise vorgeworfen zu werden, wie das in den Zeiten der Christenverfolgung viele hundertmal der Fall war. Das nenne ich einen Glauben aus Ueberzeugung, der mit ruhiger Besonnenheit einem so schreckenvollen Tod getrost entgegen sieht. Da kann man mit Wahrheit fragen: „Tod, wo ist dein Sieg? Hölle, wo ist dein Stachel?"

Daß ein gläubiges, gottseliges Leben den Tod nicht fürchtet, lehrte uns bald darauf auch ein Besuch im Kloster der Kapuziner. Ein alter Pater führte uns nach unserem Wunsch in die Todtengruft des Convents hinab. Der erstmalige Besucher muß sich in Acht nehmen, daß er über dem Anblick dieser ungewöhnlichen Begräbnißstätte nicht erschrecke. Bei der Ausschmückung der Grabgewölbe hat der Tod selber als Handlanger mitgeholfen. Wie man anderwärts bisweilen manche Gewölbe zur Verschönerung mit Muscheln überzogen hat, so sind hier alle Wände mit Menschenknochen eingefaßt und ausgekleidet; sogar die von oben herabhängenden Leuchter sind aus demselben Material geformt. Der natürliche Boden der Grüfte ist in ein elegantes Todtengärtchen umgeschaffen, unter dessen Beeten die in neuerer Zeit gestorbenen Patres ruhen. Ringsum in künstlich geformten Gebeinnischen erblickt man Mönche, die zum Theil noch unverwesen sind, in betender oder ruhender Stellung. Man nenne diese sonderbare Verzierung der Werkstätte des Todes nicht ein profanes Spiel: sie ist nichts anderes als ein Beweis, wie vertraut mit dem Sterben die armen Söhne dieses Klosters sich gemacht haben.

Niemand kann den Fußstapfen des Todes nachgehen, ohne nur bei geringem Nachdenken ernster gestimmt zu werden. Gesammelter als gewöhnlich wohnten wir daher am Schlusse dieses Tages einer Abendandacht bei in der Kirche Trinita dei Monti. Mit wunderlieblicher Anmuth sangen die französischen Stiftsdamen del sagro Cuore die Litanei der allerseligsten Jungfrau. Der harmonische Wechselgesang zu Ehren der Himmelskönigin, der andächtige Vortrag des Liedes, der zarte Schmelz der Stimmen, die weiche gebundene Orgelbegleitung, Alles das rief mir jene Worte in das Gedächtniß, die ein andächtiger Verehrer Maria's gesungen:

„Ave Maria! Erd und Himmel ruh'n
Von allen Thürmen weht der Glockenton,
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn.
Der Engel Schaaren selber knieen nun
Mit Lilien vor des ew'gen Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken weh'n die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder."

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittich schwingt!
In milde Thränen löst sich da der Schmerz
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt —
Ave Maria! Erd und Himmel scheinen
Bei diesem Gruß sich liebend zu vereinen.

Als die Töne verklungen waren und wir aus der Kirche hinaustraten auf die Terrasse, stand vor uns wie ein colossaler zum Himmel empordeutender Zeigefinger der alte ägyptische Obelisk und zur Via Condotti hinab ergoß sich lautlos wie ein versteinerter Wasserfall die breite Berninische Treppe.

---

24. Ueber den römischen Volkscharacter.

„Je näher bei Rom, desto schlimmer die Leut'," sagt ein Sprüchwort, und wirklich, wenn man gewisse Schilderungen der römischen Zustände liest, sollte man glauben, daß noch jetzt von Rom gelte, was weiland Tacitus von der alten Kaiserstadt sagte*). Manche Touristen gefallen sich darin, das italienische und namentlich das römische Leben recht abentheuerlich zu beschreiben, als gebe es jenseits der Alpen nur geistliche Vampyre und bigotte Fanatiker, die sich vor einem deutschen Protestanten bekreuzen, dabei aber Raub und Mord als erlaubte Vergnügen behandeln. Solche erlogene Romanzen werden von einem Theil des protestantischen Publicums mit großer Rührung verspeist; worauf man sich in Reflexionen folgender Art zu ergehen pflegt: Wie tief muß doch in diesem unglücklichen Italien christliches Leben und christliche Sitte gesunken sein! Da sieht man die schönen Früchte des Papstthums und der mönchischen Weltanschauung! — Schon vor meinem Eintritt in Italien sind in mir über eine solche oder ähnliche liebevolle Abfertigung der katholischen Ultamon-

*) Roma, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt. Annal. 15, 44.

tanen gegründete Zweifel wach geworden. Seit ich mich persönlich einigemal jenseits der Alpen etwas näher umgesehen habe, bin ich in der Ansicht, daß jene absprechenden Urtheile zumeist aus Abneigung gegen die katholische Religion stammen, noch mehr bestätigt worden. Ich bin weit entfernt, die italienischen Zustände in einem rosigen Lichte zu betrachten, ich wünsche denselben von Herzen in vielen Beziehungen eine durchgreifende und heilsame Besserung; ich glaube aber auch, daß schon die natürliche Billigkeit und die Wahrheitsliebe fordern, daß man wirkliche und erdichtete Gebrechen nicht untereinander menge, daß man thatsächliche Zustände nicht mit einem falschen Maßstab messe, daß man einzelne Erscheinungen nicht auf die Gesammtheit übertrage und den italienischen Character nicht mit einer specifisch protestantischen Brille anschaue und beurtheile.

Das italienische und insbesondere das römische Volk ist in seiner Mehrheit religiös und der katholischen Religion aufrichtig ergeben. Es wäre nichts irriger als die Meinung, daß das widerkirchliche Gebahren der cavourischen Zeitungen der Ausdruck der religiösen Volksstimmung sei und daß der katholische Süden keinen sehnlicheren Wunsch hege, als dem englischen oder deutschen Protestantismus in die Arme zu fallen. So lange der Glaube an das katholische Dogma der Eucharistie in dem Herzen eines Volkes lebt und die Verehrung der jungfäulichen Gottesmutter mit den religiösen Gefühlen desselben auf das innigste verwoben ist, fehlt allen widerkatholischen Bestrebungen und Versuchungen zur Apostasie der Boden. Trotz mancher Verirrungen auf dem politischen und socialen Gebiet, hält das italienische Volk fest an seinem Glauben und an seiner Liebe zur katholischen Kirche; eher mag der europäische Norden zum Islam übertreten als die katholischen Italiener dem kalten Protestantismus huldigen. Es ist lächerlich, meinen, wenn nur einige Exemplare der anglicanischen oder lutherischen Bibel Eingang in Italien gefunden, stehe der Sturz Roms unfehlbar bevor. Seit einem halben Jahrhundert sind Malta und die jonischen Inseln mit protestantischen Bibeln beglückt, und doch hat sich dort keine einzige protestantische Gemeinde italienischer oder griechischer Zunge gebildet. Wie überall so trifft man allerdings auch in Rom selbst, zumal unter denen, welche viel mit protestantischen Fremden umgehen, manche characterlose Schmeichler, welche dem Ausländer einen Gefallen zu erweisen glauben, wenn sie über die katholische Religion einen schlechten Witz

machen oder zu verstehen geben, daß eine englische Guinee in ihren Augen mehr gelte als ein geistlicher Zuspruch; auch mag Broderwerb und Heirathslust einzelne römische junge Leute veranlassen protestantische Sympathieen an den Tag zu legen: allein wollte man daraus allgemeine Schlüsse ziehen, so wäre das eben so ungerecht, als wenn Jemand nach den Wirthen, Alpenführern und Kellnerinnen von Interlaken die ganze Schweiz beurtheilen wollte. Man weiß recht gut, sagte kürzlich der protestantische Hofprediger Thiele in Braunschweig, dem als mehrjährigem Beobachter an Ort und Stelle (er versah in Rom den Posten eines preußischen Gesandtschaftspredigers) wohl ein Urtheil hierüber zusteht, man weiß recht gut, daß es auch in Rom nicht wenige Leute gibt, die nicht gerne beichten mögen. Aber diese stehen um deßwillen dem protestantischen Glauben, der in der preußischen Gesandtschaftscapelle auf dem Capitol gepredigt wird, oder dem anglicanischen Gottesdienst, der vor Porta del Popolo in dem obern Stock eines Kornspeichers gehalten wird, noch um keinen Schritt näher als die übrigen. Aus der lichtfreundlichen Stadt Mailand schrieb voriges Jahr ein Agent der britischen Bibelgesellschaft, daß in der großmächtigen Lombardenstadt nur drei bekehrte Einheimische seien, „die aber in Turin zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind.“ Die protestantische gottesdienstliche Versammlung zu Bologna, eine Stadt, die nahezu hunderttausend Einwohner zählt, bestand, wie derselbe „Evangelist“ meldet, im Ganzen aus zwölf Personen. Die angebliche Evangelisation oder Protestantisirung Italiens wird sonach dem Papstthum wenig Abtrag thun.

Bei aller Anhänglichkeit an seinen Glauben ist das katholische römische Volk duldsam gegen Andersgläubige. Man wird in Wahrheit kein einziges Beispiel vorbringen können, daß ein nichtkatholischer Fremder zu Rom oder anderwärts in Italien wegen seines Glaubens belästigt worden sei. Selbst grobe Verletzungen des katholischen Gefühls läßt der Römer meistens ungestraft hingehen. Als vor einigen Jahren bei einer Procession zu Nemi einige fremde Protestanten sich nicht scheuten, bedeckten Hauptes, die Pfeife im Munde, das katholische Volk in seiner Andacht absichtlich zu stören, und sich deßhalb unter den katholischen Gläubigen ein lebhafter Unwille kund gab, genügte die Aeußerung eines Theilnehmers zur Beschwichtigung der öffentlichen Entrüstung: „Lasset sie gehen, es sind Juden!“ Was würde man wohl zu Basel oder London thun, wenn ein

katholischer Fremde es sich beifallen ließe, in so grober Weise den protestantischen Gottesdienst zu stören?

Der heilige Vater selbst geht in der Duldsamkeit gegen Andersgläubige seinen Unterthanen mit dem schönsten Beispiel voran, wie ich bereits oben erwähnt habe. Sehr interessant ist in dieser Beziehung der Bericht über eine Unterhaltung, welche die schwedische Schriftstellerin Friderike Bremer, protest. Confession, mit dem hl. Vater gehabt hat. Auf ihre Betheuerung, daß sie aus Grund ihrer Seele Gott liebe, an die Gottheit Christi und an die Wirksamkeit seiner Erlösung glaube, erwiderte der hl. Vater: „Mögen Sie nicht glauben, daß der Papst Alle, die die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche nicht erkennen, zur Hölle verdamme. Nein, ich denke, daß manche außer der Kirche lebende Personen werden selig werden, wenn sie nach den Grundsätzen, die sie als wahr ansehen, leben. Ja, ich glaube es gewiß. Beten Sie zu Gott, fügte der hl. Vater bei, beten Sie, damit er Ihnen das Licht, die Gnade zur Erkenntniß der Wahrheit verlehien möge: dies ist das einzige Mittel, dahin zu gelangen. Die Controverse befördert nichts. Bei der Controverse ist Hoffart und Eigenliebe. Ein Jeder will da sein Wissen, seine Belesenheit zur Schau tragen, und zu guter Letzt bleibt ein Jeder, was er zuvor war. Das Gebet ist das große Heilmittel. Beten Sie Morgens und Abends, und ich hoffe, daß Ihnen von Oben herab Licht und Gnade werden gegeben werden. Denn Gott will, daß wir demüthig seien, und seine Gnade ertheilt er denen, die von Herzen demüthig sind. Und jetzt möge Gott Sie segnen und unter seinen hl. Schutz nehmen für Zeit und Ewigkeit.“ Diese ganze Anrede, sagt die schwedische Protestantin, wurde in einem so väterlichen und liebreichen Ton gesprochen, daß sie mir das Herz durchdrang. Ich dankte Sr. Heiligkeit aus vollem Herzen und verabschiedete mich, zufriedener mit ihm, als mit mir selbst. Ich war mit meinem ganz protestantischen Hochmuthe zu ihm gekommen; er hatte mich mit Geduld angehört, mit Güte mir geantwortet und endlich mich in ganz väterlichem Tone, nicht mit „päpstlichem Trotze,“ sondern mit apostolischer Sanftmuth ermahnt. Ich verließ ihn mit Gefühlen von Demuth im Herzen, die mir früher unbekannt waren.

Der Unterschied zwischen der römischen Duldsamkeit und der in manchen protestantischen oder paritätischen Staaten gebräuchlichen Toleranz besteht darin, daß man in Rom Duldsamkeit gegen Nichtkatholiken übt ohne viel davon zu sprechen, während man anderwärts das Wort Toleranz immer im Munde

führt, in der Regel aber gegen die Katholiken nichts weniger als duldsam ist. In Rom, woselbst, die Fremden abgerechnet, nur wenige Protestanten wohnen, erweist das Volk, wenn irgendwo ein protestantischer Leichenzug vorüber zieht, demselben die gleiche Ehre wie einem katholischen; in einer süddeutschen Residenzstadt, die über zehntausend Katholiken zählt, darf keine öffentliche Frohnleichnamsprocession gehalten werden und bei Leichenbegängnissen muß der katholische Geistliche in bürgerlicher Kleidung sich auf den Kirchhof begeben und darf erst dort die kirchlichen Gewänder anlegen, damit die protestantischen Augen nicht beleidigt werden. Die römische Geistlichkeit, weitentfernt von einem zudringlichen Bekehrungseifer, pflegt Nichtkatholiken gegenüber mit der tactvollsten Urbanität sich zu benehmen; in einem süddeutschen Lande, das zwei Dritttheile Katholiken zählt, entblödete sich eine Conferenz protestantischer Geistlicher nicht den Beschluß zu fassen, es sollten jene Protestanten von kirchlichen Aemtern ausgeschlossen sein, „welche eine entehrende Strafe erstanden oder ihre Kinder katholisch erziehen lassen." Als Rom einem getauften Judenknaben eine christliche Erziehung geben ließ, ertönte durch ganz Europa ein protestantisch-jüdischer Schmerzensschrei über solche Unthat; als aber in einem badischen Städtchen vier katholische Bürger ihre Kinder in die protestantische Schule zu schicken für gut fanden, wurden diese Ehrenmänner in allen liberalen Zeitungen gefeiert und der wackere katholische Geistliche, der pflichtgemäß diese Handlung öffentlich in der Kirche rügte, als ein ultramontaner Finsterling angefeindet. Ich könnte noch eine Menge ähnlicher Parallelen aufzählen, wenn es nicht schon längst bekannt wäre, wo wahre Duldsamkeit geübt wird, und wo man häufig nur den Namen im Munde führt. Dem römischen Volkscharacter liegt schon deßhalb die Unduldsamkeit ferne, weil man gegen Jedermann Milde und Wohlthätigkeit zu beweisen gewohnt ist.

Den Unterschied zwischen einer ächt christlichen Nächstenliebe und einem kalten Philanthropismus fühlt man am besten in den zahllosen Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenhäusern und milden Stiftungen der apostolischen Hauptstadt. Mehr als hundert Vereine haben sich aus allen Ständen der Bevölkerung gebildet, um in christlicher Demuth und Barmherzigkeit den Unglücklichen und Leidenden jeder Art Hülfe und Beistand zu leisten. Diese wohlthätigen Brüderschaften, welche Fürsten und Cardinäle unter ihren Mitgliedern zählen, geben nicht etwa einen monatlichen Beitrag von einigen Kreuzern; auch warten sie nicht bis Jemand kommt und sie um ein Almosen an-

spricht: nein, sie gehen selbst in die baufälligen Hütten und in die dumpfen Kammern der Armen und Elenden, um die Thränen des Schmerzes und der Noth zu stillen; sie lassen sich nicht durch Eckel oder Furcht vor Ansteckung abhalten in die Spitäler zu gehen und mit eigenen Händen alle Dienste brüderlicher Liebe den Kranken zuzuwenden. Die vornehmsten Männer und Frauen schämen sich nicht an das Krankenlager der ärmsten Personen zu sitzen, ihnen Trost zuzusprechen, vorzubeten und noch in der Todesangst beizustehen.

Doch nicht allein auf Kranke und Leidende haben die Römer ihren Wohlthätigkeitssinn beschränkt: Hülfsbedürftige jeder Art finden in der heiligen Stadt Schutz und Beistand. Kommen arme Pilger nach Rom um die hl. Stätten zu besuchen, so werden sie in die Fremdenhospitäler aufgenommen und mehrere Tage lang unentgeltlich bewirthet. Altersschwache, Wittwen und Waisen finden Unterhalt und Verpflegung; verwahrloste Kinder werden zu christlichen, brauchbaren Menschen herangezogen; unzählige Schulen und Anstalten sorgen für den Unterricht und für die Ausbildung unbemittelter Knaben und Mädchen; Obdachlosen ist Schutz und Aufnahme angeboten; leichtsinnige Frauenspersonen werden zu wahrer Reue und Besserung angeleitet. Kurz, es gibt keine unglückliche Lage des Lebens, welche in Rom nicht Theilnahme und Linderung fände.

Viele Reisende, die nach der alten Weltstadt ziehen, haben keinen Sinn für die schönsten Erscheinungen des christlichen Lebens; während sie auf den heidnischen Ruinen umherklettern und mit Schiller seufzend klagen: „Kehre wieder, holdes Blüthenalter der Natur!" gehen sie kalt vorüber an den herrlichsten Früchten eines lebendigen Christenthums. Gesetzt aber auch, sie bringen nicht wie die meisten nordischen Wanderer schon zum voraus Vorurtheil, Haß und Verachtung gegen das Papstthum und den Katholicismus mit nach Rom; so lassen sie sich nicht selten durch den ersten äußern Eindruck blenden und zu falschen Urtheilen verleiten. Jeder unparteiische Berichterstatter wird zugestehen müssen, daß sich der Geist der christlichen Liebe in keiner andern Stadt der Erde mehr Bahn gebrochen hat, als in Rom.

Diese großartige Opferwilligkeit gewinnt die zu ihrer Bethätigung erforderlichen Mittel durch die Tugenden der Mäßigkeit und Genügsamkeit und durch eine weise Beschränkung unnöthiger Ausgaben, Tugenden, in welchen sich das italienische und vorzüglich das römische Volk von jeher auszeichnet. Der Italiener begnügt sich mit einer sehr einfachen Nahrung; viele

römische Familien halten nicht einmal eine Küche; zur Mittagszeit geht der Hausvater aus, kauft für einige Bajocchi Brod, Obst und geröstete Fische, welche in den offenen Garküchen auf jeder Straße zu haben sind, und verzehrt dann mit den Seinigen das frugale Mahl. Selbst bemittelte Römer erachten es nicht unter ihrer Würde die nöthigen Einkäufe auf dem Gemüsemarkt zu machen. Daß man in Rom auf dem Marktplatz das Holz beim Verkauf auf einer ziemlich unbedeutenden Wage abwog, kam uns Ostfranken fast wunderlich vor. Einfachheit und Sparsamkeit spielt überhaupt in dem römischen Haushalt eine große Rolle. Nicht wenige römische Fürsten bewohnen in ihrem Palaste ein paar schmucklose Zimmer, während sie ihre Prachtsäle den ganzen Tag von neugierigen Fremden belagern lassen. Freilich artet diese Sparsamkeit manchesmal auch in Kargheit aus, und nicht ganz mit Unrecht wird der italienische Character bisweilen des Geizes beschuldigt.

Wer übrigens in Italien ein kaltes egoistisches Leben voraussetzt, oder meint, daß der Schmerzensschrei eines mißhandelten und geknechteten Volkes von den Alpen bis nach Bruttium ertöne und nur Seufzer nach Freiheit wie weiland bei dem Volk Gottes in Aegypten vernommen werden, ist sehr im Irrthum. Selbst in Rom herrscht, trotz seines ernsten Characters, ein sehr frohes buntes Volksleben; ein so vergnügtes Volk macht nicht den Eindruck einer geknechteten Nation. Das ist eine Augenweide, zu sehen, wie in den volkreichsten Straßen aus grünbelaubten Garküchen lustig die Flammen emporschlagen, wie das muntere Volk sich drückt und drängt, und wie dazwischen hinein Körbe voll saftiger Früchte angeboten werden und Maccaronidampf die Luft erfüllt. Heiterkeit und zwanglose Aeußerung aller Seelenstimmungen ist ein Lebensbedürfniß der Südländer. Oft wenn ich eine Gruppe Männer beisammenstehen sah und in argem Streit begriffen wähnte, trieben sie nichts anderes als ein gemüthliches Spiel. Ein wortkarger, polizeilich disciplinirter Deutscher, der urplötzlich in eine südländische Hafenstadt entrückt würde, glaubte sich unfehlbar unter lauter Mordbrenner versetzt. Daß die italienische Ungenirtheit allerdings in manchen Stücken zu weit geht, wird jeder Reisende bejahen; selbst Handwerker treiben wo möglich ihr Gewerbe auf offener Straße.

Ein derartiges öffentliches Leben setzt aber Gemeinsinn und gegenseitiges Vertrauen, sowie ein gewecktes Ehrgefühl voraus. Betrug und Diebstahl sind in den Augen des römischen Volkes Verbrechen der gemeinsten Art; eher würde sich, glaub'

ich, ein ehrlicher Römer einen Mörder heißen lassen, als er die Schmach ertrüge ein Dieb genannt zu werden. Dem entsprechend kommen in ruhigen Zeiten in Rom verhältnißmäßig nur wenige Diebstähle vor, obgleich sowohl in Kirchen als Privathäusern keine großen Sicherheitsmaßregeln getroffen sind und die werthvollsten öffentlichen Kunstsammlungen, zahlreiche Villen und Paläste für Jedermann offen stehen. Daß in einer Weltstadt wie Rom auch einzelne Betrügereien, Uebervortheilungen und dergleichen Unehrlichkeiten vorfallen, wird Jedermann begreiflich finden; die Zunahme solcher Vergehen in neuerer Zeit erklärt sich aus der Ermuthigung des revolutionären Gesindels durch die politischen Wirren. Wenn die großen Diebe ungestraft annexiren, warum sollten nicht auch die kleinen Industrieritter zugreifen?

Die sittlichen Zustände Roms stehen immer noch viel höher, als jene zu Paris, London, Berlin und in andern europäischen Hauptstädten, wenn schon die Revolutionspropaganda seit Decennien eifrig an der Corruption derselben arbeitet. Scenen, wie auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin sind bis jetzt in Rom nicht vorgekommen. Auch ist Rom die einzige Hauptstadt Europa's, welche zur Ehre des Christenthums und der öffentlichen Sittlichkeit kein Haus der Sünde duldet. Behaupten wollen, es gebe in Rom lauter Heilige, wäre eben so einfältig als unwahr; aber man bleibe wenigstens bei der Wahrheit und glaube nicht unbedingt den lügenhaften Berichten gewisser Voyageurs und den heuchlerischen Schilderungen verkommener Taugenichtse. Jene Neapolitanerin, welche dem König Ehrenmann auf offener Straße eine derbe Maulschelle verabreichte, lieferte einen schlagenden Beweis, daß das katholische Volk Italiens noch Sinn für Anstand und Ehrgefühl besitzt.

So weit ich Italien kennen gelernt habe, kann ich dem Urtheil der historisch-politischen Blätter vollkommen beistimmen welche hierüber sagen: Die Unsittlichkeit ist, obschon sie auch in Italien zugenommen hat, keineswegs so verbreitet als bei uns im Norden*); die zahlreichen Nonnenklöster bieten hilflosen weiblichen Personen eine Zuflucht und wenn man einige verführerische Seestädte ausnimmt, so zeigt sich im übrigen Italien eine heilsame Familienzucht und ein sittliches Ehrgefühl, das dem Laster einen festen Damm zu setzen weiß.

Ebenso richtig ist das Urtheil genannter Blätter bezüglich der

*) Die historisch-politischen Blätter berichten hierüber schauderhafte Thatsachen.

den italienischen Character befleckenden Rachsucht und Mordlust. Diese durch politische Motive gesteigerte Leidenschaft findet zwar nicht ihre Entschuldigung, wohl aber ihren Erklärungsgrund einmal in dem heißeren südländischen Blut, noch mehr aber in den von den geheimen Gesellschaften ausgestreuten Doctrinen. Daß ein schwacher Theil des italienischen Volkes die von Außen erhaltenen Irrlehren über politische Verbrechen und Tyrannenmord nicht blos sich angeeignet, sondern mit südlichem Feuer ergriffen und in's Leben umzusetzen sucht, daß unvorsichtige Jünglinge, die in die Klauen der Mazzinistischen Secte und der Revolutionspropaganda gefallen und in ihr mit dem Vollzug eines Blutbefehls beauftragt, in die Alternative sich versetzt sehen, entweder wegen „Ungehorsam und Felonie" von einem Mitwissenden erdolcht zu werden oder in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen, und bei der Sicherheit des ersteren Uebels die bloße Gefahr des letzteren vorziehen, daß flüchtige Verbrecher und schlechtes Gesindel in Gebirgen und Engpässen sich Schlupfwinkel aufsuchen und bald von Hunger genöthigt, bald handwerksmäßig dem Raube sich ergeben, bis es den Sicherheitsbehörden gelingt, auf einem meist sehr schwierigen Terrain ihrer habhaft zu werden, — das kann noch nicht berechtigen, eine ganze Nation ein Volk von Mördern und Banditen zu heißen, während die immense Mehrzahl solche Thaten tief beklagt und verabscheut, und die Criminalstatistik zeigt, daß die Anzahl der Verbrecher, bis auf die neueste Zeit, nicht größer als in andern Ländern ist, wo die Verbrechen mit solchem Eclat weder auftreten noch verbreitet werden.

Wie jedes andere Volk so hat auch das römische seine schlimmen aber auch seine guten Eigenschaften. Wir wollen erstere nicht vertheidigen aber auch letztere nicht übersehen. Der gegenwärtige Läuterungsproceß wird, so hoffen wir es, die Schäden offen legen, die schlimmen Auswüchse beseitigen, die guten Elemente kräftigen.

---

25. Die römische Inquisition.

An einem der letzten Tage des Monats October 1858, so erzählt Sir Francis Maguire, stand eine Gruppe von vier oder fünf Fremden vor einem der schönen Gemälde, welche die vaticanische Galerie weltberühmt gemacht haben. Das fragliche Gemälde ist merkwürdig, aber nicht besonders lieblich anzusehen,

sondern macht vielmehr einen peinlichen Eindruck: es ist eine sehr anschauliche Darstellung des Martyriums der heiligen Processus und Martinianus, an welchen die heidnischen Henker mit erfinderischer Grausamkeit ihre Wuth auslassen. Gerade vor dem Bilde stand einer der ausgezeichnetsten Prälaten aus Irland, wenige Schritte von ihm entfernt stand ein Herr mit seiner Tochter. — O Papa, fragte das junge Mädchen, was stellt denn dieses Bild dar? — Das, mein Kind, antwortete der wohlunterrichtete Vater, ist eine Scene von der Inquisition; diese armen Leute werden auf Befehl der Inquisition gefoltert. Hätte dieser Gelehrte nur auf den Zettel am Rahmen des Gemäldes blicken wollen, so würde er sich nicht durch die Bemerkung lächerlich gemacht haben, welche ihm seine Unwissenheit und seine Vorurtheile eingaben; aber es gibt freilich Leute, welche Augen haben und doch nicht sehen. Die Tochter eines solchen Vaters ist wahrscheinlich eine junge Dame von großer Wißbegierde; vielleicht hat sie im Laufe des Tages den Vater noch weiter gefragt, ob die Inquisition zu Rom auch jetzt noch bestehe und ob man die Leute auch jetzt noch so foltere und martere, wie zu der Zeit, welche „jenes schreckliche Bild" darstelle. Hat sie so gefragt, so hat sie gewiß die Antwort erhalten: O ja, mein Kind, die Inquisition besteht freilich noch, und ich zweifle nicht daran, daß die nämlichen Grausamkeiten auch heute noch verübt werden, nur vielleicht nicht mehr so öffentlich, als in früheren Zeiten. Wie man es früher getrieben hat, das hast du auf jenem Bilde gesehen, welches auf Befehl des Papstes selbst im Vatican ausgestellt ist. — „Himmel! Wie schrecklich!" mag das arme Kind gedacht haben. Wie würde aber erst die junge Dame in Thränen des Mitleids zerflossen sein, wenn sie die grausame Inquisitionsschilderung der Freiburger Zeitung gelesen hätte: „Die Inquisition ist im Kirchenstaat keine Fabel, kein Gespenst, es ist ein leibhaftiges Ding (!) mit Fleisch und Blut, das sein hohes Gericht am Santo Ufficio, seine Spione und Helfershelfer im ganzen Lande hat, welche gerade so priviligirt wie zu den Zeiten Philipps des Zweiten leiblichen Andenkens sind." Himmel! Wie schrecklich! Jetzt wage noch einmal Jemand der Behauptung der Freiburgerin zu widersprechen, daß die katholischen Geistlichen noch mehr nach Blut als nach Geld dürsten! Um unsern hierarchischen Blutdurst zu beweisen, wollen wir gleich dem Freiburger Zeitungsbären zur Ader lassen. Allerdings besteht noch jetzt in der ewigen Stadt ein heiliges Officium der Inquisition. Diese römische Inquisition aber hat mit der ehemaligen spanischen, die keine

kirchliche, sondern eine politische Institution war, auch keine Spur von Aehnlichkeit. Das heilige Officium zu Rom hat die Aufgabe und Pflicht, über die Reinheit und Unversehrtheit des Glaubens zu wachen, dem Eindringen von Irrthümern in die Kirche zu wehren und den katholischen Bischöfen in schwierigen und zweifelhaften Angelegenheiten der Art Belehrungen und Weisungen zu ertheilen. Die Congregation der Inquisition, deren Präsident der Papst selber ist, hat mehrere Cardinäle, lauter bejahrte, ehrwürdige, gelehrte und erfahrene Männer zu Mitgliedern. Die Freunde der tragischen Romantik, sagt Sir Francis Maguire, welche die Inquisition nur aus Romanen kennen, würden die römische Inquisition, wie sie wirklich ist, für ein langweiliges Institut erklären, welches kein romantisches oder dramatisches Interesse darbietet. Die römische Inquisition röstet keine Juden, foltert keine Ketzer, spannt keine abtrünnige Priester auf die Folter und mauert keine Nonnen ein. Da der eigentliche Zweck derselben Besserung, nicht Bestrafung ist, so erlangt jeder, welcher sein Vergehen bekennt, leicht Verzeihung. Es ist bemerkenswerth, sagt der spanische Philosoph Balmes, daß die römische Inquisition niemals ein Todesurtheil fällte, obschon zu Zeiten auf dem apostolischen Stuhle Päpste saßen, welche in Allem, was auf die bürgerliche Verwaltung Bezug hatte, äußerst strenge waren. In allen Theilen Europa's finden wir während des Mittelalters das Schaffot aufgerichtet, um Vergehen gegen die Religion zu bestrafen, und überall sehen wir Scenen, die das Herz mit Trauer erfüllen: Rom bildet eine Ausnahme von der Regel, dasselbe Rom, welches man als ein Ungeheuer von Intoleranz und Grausamkeit dargestellt hat. Allerdings haben die Päpste nicht, wie die Protestanten, allgemeine Duldung gepredigt: aber die Thatsachen zeigen den wahren Unterschied zwischen den Päpsten und den Protestanten: die Päpste haben trotz ihres als intolerant verschrieenen Inquisitiontribunals keinen Tropfen Blut vergossen, die Protestanten und Philosophen ganze Ströme.

Die härteste von der römischen Inquisition verhängte Strafe, selbst für grobe Vergehen, ist Gefängniß auf kürzere oder längere Zeit, wie folgendes von dem englischen Parlamentsmitglied Maguire erzählte Beispiel zeigt. Eine ehemalige Nonne, — die einzig'e Nonne, welche während des wüsten Taumels der römischen Revolution von ihrem Gelübde abtrünnig wurde, — hatte ein furchtbares Sacrilegium begangen. Nachdem sie das Kloster verlassen, begann sie ein schlechtes Leben und hauste

mit einem der wüthendsten Schreier gegen die päpstliche Regierung zusammen. Nach der Wiederherstellung der Ordnung wurde sie von dem Cardinalvicar einer Anstalt zur Besserung verkommener Frauenzimmer überwiesen. Von teuflischem Hasse gegen die Religion beseelt und durch ihr zügelloses Leben durch und durch verdorben, beschloß sie, ihrer an Wahnsinn grenzenden Wuth in einer Weise Luft zu machen, welche katholische Herzen auf's tiefste verwunden mußte. Sie wußte die Wachsamkeit der anderen Bewohner der Anstalt zu täuschen und schlich sich in der Stille der Nacht in die Kapelle, in welcher das heilige Sacrament aufbewahrt wurde; sie öffnete das Tabernakel, nahm das Ciborium heraus, schüttete den sacramentalen Leib Christi auf den Boden und — die Zunge bebt, den Frevel nur auszusprechen — trat ihn mit Füßen! Das furchtbare Sacrilegium, das schrecklichste, welches ein Katholik sich denken kann, wurde am folgenden Morgen zum großen Entsetzen der Bewohner des Hauses entdeckt. Das war ein Fall, in welchem das heilige Officium einschreiten mußte. Nach einer sorgfältigen Untersuchung, durch welche die Schuld des verbrecherischen Weibes unwidersprechlich erwiesen wurde, ward dasselbe weder geköpft, noch gerädert, sondern nur zu einer mehrjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Aber die schauderhaften Inquisitionskerker! Lieber möchte man todt sein, als in ihnen schmachten müssen! Die vor nicht langer Zeit von der Freiburger Zeitung mit so entsetzlichen Farben geschilderten neapolitanischen Kerker sind im Vergleich zu den römischen Gefängnissen ein wahres Paradies! — Wir wollen unsern Mantel fester umlegen, um uns vor Schrecken keine Erkältung zuzuziehen, und einmal in diese schaurigen Inquisitionskerker hinabsteigen. Sehr begierig, die „Kerker der Inquisition" mit eigenen Augen zu sehen, schreibt Maguire, begab ich mich eines Tages mit einem Freunde aus England nach dem Gebäude des heiligen Officiums, welches gegenwärtig von den Franzosen als Kaserne benützt wird. Unser Führer brachte uns endlich an das Ziel unserer Wünsche. Aber welche Enttäuschung! Gefängnisse der Art, wie sie in den Romanen geschildert werden, fanden wir gar nicht, und als Ersatz dafür nur eine Anzahl von Hallen und einige luftige, geräumige Gemächer, die ehedem als Gefängnisse benutzt wurden und in welchen jetzt französische Soldaten Domino spielen. Statt tief unter der Oberfläche zu liegen, wo sich der Romanenleser „die Opfer der priesterlichen Tyrannei in der giftigen Atmosphäre eines dunkeln und finstern Kerkers schmachtend" denkt, befanden

sich alle diese Räume im zweiten Stockwerk und waren vielleicht besser erhellt, als nach italienischen Begriffen, namentlich während des Sommers, bequem und angenehm ist. Um die Sache noch schlimmer zu machen, fanden wir auch noch einen Garten mit Bäumen und breiten Wegen, wo früher die Gefangenen täglich ihren Spaziergang machten, und zwar ohne Ketten, Fesseln und andere dergleichen Dinge, mit welchen sich eine lebhafte Phantasie die Gefangenen des heiligen Officiums geschmückt denken könnte.

Wie zu erwarten war, wußte man zur Zeit der römischen Republik den Nutzen wohl zu würdigen, der bei einiger Klugheit und List aus der Inquisition zu ziehen war. Man fand es sehr zweckmäßig, den befreiten Römern, welche so lange Opfer des „Pfaffentruges" gewesen waren, die Geheimnisse der Tyrannei zu enthüllen, unter welcher sie so lange geseufzt hatten und ohne die Revolution noch jetzt seufzen würden. Demgemäß wurde ein kleines Spectakelstück arrangirt und mit glänzendem Erfolge aufgeführt. In einem der Gemächer des Inquisitiontribunals brachte man eine Fallthüre an, und in einem Loche, welches man eigens zu dem Zwecke grub, häufte man einige Knochen auf, die man in den Kellern ausgegraben hatte. Nachdem Alles arrangirt war — Fallthüre, Grube, Keller und Knochen — stellte man es dem leichtgläubigen und staunenden Pöbel zur Schau, und das protestantische Europa begrüßte die „Entdeckung" mit dem gewohnten Schmerzensschrei. Unersetzlicher Verlust, daß die Freiburger Zeitung in den entdeckten geheimen Papieren des namenlosen Agenten von 1848 diese Entdeckung nicht aufgefunden hat! Das hätte ihr vortreffliches Material abgegeben zur Schilderung der Inquisitionsgräuel! — Die römische Republik erreichte gleich der badischen ihr frühes Ende, und die zurückgekehrten Beamten der Inquisition hatten nun Gelegenheit, die Zweckdienlichkeit der Veränderungen, die man vorgenommen hatte, zu bewundern. Daß man menschliche Gebeine aus dem Boden ausgraben konnte, war nicht zu verwundern, da der Theil des Gebäudes, unter welchem man dieselben fand, auf einem Platze steht, welcher früher als Kirchhof benützt worden war. — Der Leser wird aus dem Gesagten zur Genüge ersehen, welche Bewandtniß es mit der so fürchterlich geschilderten römischen Inquisition hat, die nach dem zuverlässigen Berichte der Freiburger Zeitung „keine Fabel, kein Gespenst, sondern ein leibhaftiges Ding mit Fleisch und Blut ist, das sein hohes Gericht am Santo-Ufficio hat."

26. Unterrichtswesen im Kirchenstaat.*)

Man kann wohl mit Recht sagen: Der Kirchenstaat ist der bestverläumdete Staat, und zwar aus sehr naheliegenden Ursachen, welche allerdings dem christlichen Gerechtigkeitssinne nicht sehr zur Ehre gereichen. Die Feinde der Kirche bekämpfen nämlich nicht blos ihr Princip mit den Waffen des Geistes — eine Fehde, in der sie bis jetzt wenig Glück gehabt, sondern sie haben auch die noble Passion, Thatsachen zu entstellen, und wo sie eclatante Thatsachen nicht in Abrede stellen können, schlechte Beweggründe zu supponiren. Kein Wunder also, wenn derjenige Staat, in dem die katholische Kirche auch zugleich als Trägerin der weltlichen Gewalt erscheint, der größte Dorn im Auge ist, und um jeden Preis in der öffentlichen Meinung ruinirt werden muß.

Nun hat es aber damit gute Wege, denn der Kirchenstaat ist als ein europäisches Bedürfniß anerkannt, was bekanntlich mancher andere Staat nicht ist, und will keine Macht sich daran die Finger verbrennen. Als der hl. Vater im J. 1848 in Gaëta weilte, und die heißblütigen Republicaner auf die Intervention des ebenfalls republicanischen Frankreichs und des stockprotestantischen Englands rechneten, da bemerkte ihnen der kaltblütige Lord Palmerston: daß er sich nicht in diese Sachen mische, da Frankreich um jeden Preis den Papst wieder in seine Staaten zurückführen werde. Sollte also einmal die Landkarte von Europa revidirt werden, so dürften ganz andere Veränderungen in Aussicht stehen, als daß der Kirchenstaat aus der Reihe der Staaten ausgestrichen würde.

Auch haben wunderbarerweise alle diese Angriffe der Protestanten, Mazzinisten und Freimaurer die Anhänglichkeit der Völker an ihr Oberhaupt nicht zu erschüttern vermocht, im Gegentheil: das Papstthum war nie von seinen Kindern unbefangener gewürdigt worden, als dieß jetzt geschieht. Die talentvollsten Männer treten zu seiner Fahne über, und die Angriffe der Feinde werden auf eine Weise zurückgeschlagen, welche Andern die Lust benehmen würde noch einmal anzugreifen, und nur diejenigen nicht zurückschrecken kann, deren

*) Die folgenden fünf Nummern sind nicht von dem Verfasser der „Erinnerungen" sondern von einem Schwarzwälder Geistlichen und Mitarbeiter des Freib. Kirchenblattes geschrieben. Dieselben erschienen bereits vor einigen Jahren in genannter Zeitschrift, verdienen aber ganz besonders jetzt wieder gelesen zu werden.

Name schon anzeigt, daß sie als Zankgeborene nur durch Streit ihre Existenz fristen können. Die päpstliche Regierung hat sich nie mit officiellen Berichtigungen der wider sie ausgestreuten Lügen abgegeben; sie hat nicht einmal derlei Artikel in den römischen Journalen gestrichen, oder sie deßwegen confiscirt. Dagegen haben die „Civilta Cattolica" in Neapel, die „Armonia" in Turin, „Univers" und „Ami de la Religion" in Frankreich, „Dublin-Rewiew" in Irland, die „Historisch-politischen Blätter" in Deutschland, und einzelne Männer, die mit der Sachlage genau bekannt sind, wie z. B. Montalembert, Corcelle, Margotti, Dandolo, der französische Botschafter Graf Rayneval, und der in neuester Zeit berühmt gewordene Sir Francis Maguire sich bemüht, die römischen Zustände in das rechte Licht zu stellen. Dazu kömmt noch der Dogmatiker Perrone und der Statistiker Pamfilieri, welche ebenfalls ihre Beiträge geliefert haben. Wir können es uns nicht versagen, unter Zugrundlage dieser Quellen, namentlich der „Historisch-politischen Blätter" und eigener Notizen unsern Lesern einzelne Zahlen vorzuführen, mit welchen ohnehin am besten bewiesen werden kann, und müssen es alsdann ihrem Ermessen überlassen, ob sie die römischen Zustände für so schlecht und unglückselig halten, als sie gewöhnlich geschildert werden. Zugleich fügen wir einige statistische Angaben über andere Länder bei, um eine bessere Vergleichung anstellen zu können.

Der Kirchenstaat hat 4,129,476 Quadratkilometer Flächeninhalt mit einer Bevölkerung von ungefähr 3,097,104 Einwohner. Es kommen somit auf den Quadratkilometer 75 Einwohner, ein sehr günstiges Verhältniß, da der Kirchenstaat bekanntlich sehr viele bergige, waldige und sumpfige Gegenden hat, welche nicht bewohnt werden können. Frankreich zählt nur 64 Einwohner auf den Quadratkilometer. Es ergäbe dieß eine Zahl von 4118 Einwohner auf die Quadratmeile, freilich nicht soviel als in unserm gesegneten Ländchen, wo 4729 Einwohner auf die Quadratmeile kommen. Allein in ganz Deutschland hat nur das Bergische in Preußen, Sachsen, Sachsen-Coburg, Reuß, Hechingen, Hessen, Luxemburg, Nassau, Schwarzburg, Schaumburg, Württemberg und Baden eine dichtere Bevölkerung, und nur Baden kann sich dessen freuen, während alle andern genannten Länder in dieser Dichte der Bevölkerung einen Uebelstand erblicken müssen, da dieselben an Massenarmuth leiden, wie dieß besonders in Sachsen und den thüringischen Ländern stattfindet. Die Bevölkerung des

Kirchenstaates hat sich seit dem Jahre 1816 um nicht weniger als 770,947 Bewohner vermehrt. Es gibt dieß eine Vermehrung von 33%, und zwar eine ganz gleiche, wie dieß in Baden der Fall war. Denn im Großherzogthum Baden hat sich die Bevölkerung seit 1812 von 1,001,720 auf 1,356,943 gehoben, mithin um 355,223 oder um 34% vermehrt. Die Bevölkerung von Rom selbst ist fortwährend im Steigen begriffen, und während sie zur Zeit des Triumvirats nur 161,000 Einheimische zählte, zählt sie gegenwärtig 178,798. Ein ganz anderes Verhältniß gestaltete sich in dem von England unterdrückten Irland, in welchem die Bevölkerung seit 1816 um zwei Millionen abnahm, von denen die eine verhungerte, die andere aber auswanderte.

Soviel von der Bevölkerungs**bewegung**. Gehen wir zu der **Bevölkerung selbst** über, so wird uns das römische Volk ebenso **unterrichtet** erscheinen, als jedes andere unterrichtete Volk; in höherem Grade sogar, als dieß bei manchen der Fall ist, ist es **sittlich**. Der Unterricht ist allerdings ganz in den Händen der Kirche, allein durchaus nicht zum Nachtheile der Schulen. Nicht nur das Elementarschulwesen ist geregelt, sondern dieser Staat, der etwa 2¼ mal so groß ist als unser Großherzogthum, besitzt nicht weniger als sieben Universitäten: **Rom, Bologna, Urbino, Macerata, Camerino, Perugia** und **Ferrara**. An der Universität in Rom sind 47 Lehrstühle, in Bologna 38; dagegen nimmt sich manche norddeutsche Universität mit ihrer geringen Anzahl Docenten sehr schmächtig aus. Da die Diöcesen klein sind, und es viele Bischöfe gibt, so ist der gewöhnliche Unterricht sehr genau überwacht, und es gibt keinen Bischof, der nicht einen Theil seiner Einkünfte auf die Hebung des Volksunterrichts verwendete. In Rom selbst gab es bereits im J. 1841 27 Institute und 387 Schulen für die ärmeren Volksklassen. Die Zahl der Schüler betrug 14,157, von denen 7579 Schüler unentgeltlich unterrichtet wurden. Allein obwohl der Unterricht in den Händen der Kirche sich befindet, so ist dieß doch nicht so zu verstehen, daß alle Lehrer Geistliche oder Nonnen sind. Im Gegentheil: von den 387 Schulen sind nur 26 von männlichen und 23 von weiblichen religiösen Genossenschaften geleitet. **Dreihundert und achtunddreißig Schulen befinden sich zu Rom unter der Leitung weltlicher Lehrer.** Außerdem erhielten noch im J. 1841 nicht weniger als 2213 Kinder in besondern Conservatorien und in Hospitälern den Elementarunterricht. Wenn wir bedenken,

daß im Kirchenstaate 7049 Aerzte sind, und 28,809 Studirende, so darf man wahrlich ein Volk nicht der Unwissenheit beschuldigen.

Nehmen wir jetzt z. B. die Hauptstadt unseres Landes, Karlsruhe, an, so finden wir, daß dieselbe sieben Elementarschulen hat, nämlich vier protestantische, eine katholische, eine israelitische und eine protestantische höhere Töchterschule. Karlsruhe hat 25,163 Einwohner, was nach Abzug der Studirenden, Fremden und des Militärs vielleicht 22,000 Einheimische ergibt. Das Verhältniß wäre gleich, wenn zu Rom 63 Elementarschulen bestehen würden. Es bestehen aber 387 nur für die niedern Volksklassen, und dieser ungeheure Unterschied erklärt sich daher, weil in Rom nicht mehr als 60 Kinder eine Schule bilden dürfen. Da bei uns der Schulzwang eingeführt ist, so können wir aus den obigen Zahlen erkennen, daß in Rom ebenfalls alle Kinder die Schule besuchen, und mehr kann man eben nicht verlangen.

Es befinden sich im Großherzogthum Baden 2 Universitäten, 7 Lyceen, 5 Gymnasien, 8 Pädagogien, 1 Polytechnicum, 26 höhere Bürgerschulen. Darin befinden sich zusammen 6500 Studirende, ein Beweis, daß die höhere Bildung im Kirchenstaate eine weiter verbreitete ist, da die Zahl von etwa 14,472 schon hinreichen würde, ein ähnliches Verhältniß herzustellen. In Baden aber wird bekanntlich der Unterricht auf eine Weise gepflegt, welche schon vielfach als eine allzuüberschwengliche getadelt worden ist.

Nun hängt aber bei der Bildung des Volkes nicht Alles von der Regierung ab; es influiren dabei sehr viele äußere Umstände. Die Elementarbildung bei dem Volke z. B., welches die großen Geister im eminenten Sinne zu besitzen wähnt, bei den Franzosen nämlich, ist eine sehr schlechte. Im J. 1829 konnten die Hälfte von denjenigen, welche vor die Assisen gestellt wurden, nicht lesen; wir brauchen jedoch nicht nach Frankreich zu gehen. Es gibt deutsche Länder, und zwar keine katholischen, sondern stockprotestantische, wo es mit der Elementarbildung sogar sehr schlecht steht. So z. B. konnten 1855 in Schwerin von 882 Rekruten nur 361 Gedrucktes lesen. Ganz ein ähnliches Verhältniß ergaben die Rekrutenaushebungen der letzten Jahre in Sachsen. Sogar in unserm Lande befanden sich im J. 1858 unter 178 Gefangenen in der polizeilichen Verwahrungsanstalt in Bruchsal nur 119, welche lesen und schreiben konnten, während 33 weder lesen noch schreiben, und 25 lesen aber nicht schreiben konnten, und zwar befanden sich unter diesen 58 Ungeschickten 26 Männer. Es

ist dieß ein Beweis, daß die Regierung nicht an Allem schuld ist, denn sicherlich verwendet keine Regierung mehr Sorgfalt auf die Schulen, als die unsrige. Blicken wir aber nach England, der Musteranstalt aller schlechten Wirthschaften, so wird man ganz traurig. Im J. 1844 konnten von 142,000 Brautpaaren 60,000 Bräute und 40,000 Bräutigame ihren Namen nicht schreiben. Von 100 Kindern, welche im Schulalter stehen, erhalten 57 gar keinen Unterricht, und von zwei Millionen Kinder, welche die Schule besuchen, sind nur 600,000 älter als 9 Jahre. Bei weitem die meisten werden also nur bis zum neunten Jahre in die Schule geschickt, und 42% besuchen die Schule weniger als ein Jahr. Am 23. Juni 1857 sprach Prinz Albert, der Königin Gemahl, in einer Unterrichts-Conferenz es öffentlich aus, daß von 4,908,696 Kindern im Alter von 3—15 Jahren beinahe drei Millionen gar keinen Schulunterricht erhalten. Darunter befinden sich nur 16% Kinder, welche die Schule nicht besuchen, weil sie arbeiten und ihr Brod verdienen müssen, wohl aber 57%, weil die Eltern gleichgültig sind. Und zwar besuchten im J. 1857 2% weniger Kinder die Schule als 1856, ein Beweis, daß es in England nicht am Besserwerden ist. Aber selbst in Berlin, in der Metropole der Intelligenz, in einem Lande, wo der strengste Schulzwang herrscht, kann die Regierung es nicht verhindern, daß unter 66,000 schulpflichtigen Kindern nicht 20,000 in vollster Unwissenheit und Verwahrlosung dahinleben! Somit gibt es der faulen Flecke so viele, daß wir, statt in den Kirchenstaat zu weisen, uns in der Nähe umsehen dürften.

Es ist schon oft darüber gestritten worden, ob es besser ist die Schulen Geistlichen oder Laien zu übergeben, und dürfte der Streit schon deßwegen nie aufhören, weil die Leidenschaft sich dieses Gegenstandes von jeher bemächtigt hat, und nicht die ruhige Ueberlegung. Wer aber unbefangen die Sache betrachtet, wird sagen: ein lehrendes Individuum wird an seinen Kenntnissen nichts einbüßen, weil es geistlich ist. Wohl aber dürfte es doppelte Garantien bieten, daß es befähigter zum Unterricht ist, einmal wegen der Studien, welche es gemacht, und zweitens wegen des Characters, welchen es besitzt. Daß für die Schule nicht immer alles gewonnen wird, wenn man die Schule Laien übergibt, hat die sechste europäische Großmacht zwar nicht volens, aber doch nolens bewiesen. In Sardinien nämlich, in welchem die Kirche geplündert und mißhandelt, dem Königsmörder aber ein Orden zu Theil wird,

in welchem man duldet, daß Milano und Orsini wie Heilige verehrt werden, mußte man natürlich damit anfangen, die Schule der Kirche aus den Händen zu nehmen, als die erste Bedingung, das Volk auf jene geistige Höhe zu bringen, auf welcher es solchen Unsinnes fähig sein kann. Diese That knüpft sich an das Jahr des Heils 1849. Aber siehe, in den Jahren 1854, 1855 und 1856 mußten 636 Lehrer und Lehrerinnen entlassen werden, und zwar 398 wegen Unfähigkeit, und 238 wegen schlechten Lebenswandels. Daß Lehrer wegen Gotteslästerung gestraft werden müssen, soll oft vorkommen. Also ist auch nicht alles Heil zu finden, wenn nur weltliche Lehrer in einem Staate unterrichten. Wohin aber das Vertrauen des Volkes sich neigt, das sehen wir in Frankreich. In Frankreich befinden sich Schulen in den Händen von geistlichen Genossenschaften, und andere in den Händen von weltlichen Lehrern und Lehrerinnen. Während aber die erstern an Zahl zunehmen, müssen von den letztern aus Mangel an Schülern immer mehr geschlossen werden. Somit dürfte das Unterrichtswesen des Kirchenstaates so ziemlich in Ruhe gelassen werden.

Wir kommen nun zur Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, und machen uns gleich von vorn herein auf die Schlagwörter: „Räuberwesen,“ „Meuchelmörder,“ „Müssiggänger“ gefaßt.

---

27. Sittlichkeit oder Unsittlichkeit.

Es wird schwer halten, eine billigere Ansicht als die in den Schlagwörtern „Meuchelmörder,“ „Räuber,“ Müßiggänger“ fast stereotyp gewordene beizubringen. Denn wenn man so frech ist, auszusprengen, daß im Kirchenstaate die Locomotiven in ihrem Laufe aufgehalten und sofort die Waggons ausgeplündert werden, und wenn protestantische Blätter so einfältig sind, solches zu glauben und dieses durch die Aufnahme solcher Märchen in ihren Spalten beweisen, dann freilich feiert der Menschenverstand keine Triumphe mehr. Allein was man in Ländern unter ähnlichen Verhältnissen Aehnliches findet, darf man zuletzt der katholischen Kirche, dem katholischen Glauben und der geistlichen Regierung nicht zur Last legen.

Der Italiener hat alle Fehler und alle Tugenden der südlichen Völker, und wie dieß bei allen diesen Nationen der Fall ist,

es zeigt sich Tugend und Laster bei ihm nicht in Nüancen, welche in einander überspielen, sondern gleich in den markirtesten Zügen. Man kann von Italien sagen, was einmal von Frankreich gesagt wurde: der Italiener kömmt entweder gleich in den Himmel oder gleich in die Hölle; er kennt weder in der Politik noch in der Moral das langweilige Juste = Milieu. Er ist hitzig und glühend wie der Boden, auf dem er steht, wie die Sonne, die über seinem Haupte brennt. Wenn deßhalb seine Leidenschaft rege wird, so zeigt sie sich in ganz anderer Weise als bei uns. Er ist kein Boxer und balgt sich nicht auf der Straße wie ein englischer Matrose, er prügelt sich nicht wie ein schwäbischer Bauernbursche, er ergießt sich nicht in Schimpf= und Schmähreden wie der Feige der erzürnt wird. Er greift zur Cultella und sticht den Gegner todt. Das ist sehr einfach, aber auch hinreichend sein Leben zu verwirken.

Hat sein Zorn ihn zu diesem ersten Schritt gebracht, so ist es ihm ein Leichtes, sich in die Gebirge zu flüchten; dort wäre er sicher vor dem Arme der Gerechtigkeit, aber die Noth treibt ihn hervorzukommen und mit Gewalt zu nehmen, was er auf andere Weise nicht bekommen kann. Er ist ein Räuber geworden und es treibt ihn vorwärts auf seinen blutigen Wegen. Sein Leben ist verfallen: ob er zwei Mordthaten oder zehn begeht, er hat doch nur Ein Leben, seinen Fehler zu sühnen. Dieses unstäte Leben hat aber für ihn auch wieder seine Reize, und macht ihn ebenso sehr zum Gegenstand der Bewunderung als der Furcht bei den Gebirgs= und Landbewohnern. Denen die ihn verrathen wollten, läßt er furchtbar seine Rache fühlen; so lange aber die Gebirgbewohner der Polizei nicht helfen, sind die Schlupfwinkel der Apenninen ein sicheres Versteck, und er kann nur auf seinen S t r e i f z ü g e n mit den Gensdarmen in Berührung kommen.

An eine Säuberung ist von Seite der Regierung hier schwer zu denken. Was nicht möglich ist, kann Rom ebenso wenig leisten, als eine andere Regierung. Wer will den hl. Vater dafür verantwortlich machen, daß er italienisches Land und italienisches Volk beherrscht? Aber gibt es keine Räuberbanden als im Kirchenstaat? Man blicke nur nach Ungarn und erinnere sich, was der einzige Roszà Sandor der österreichischen Regierung für eine Arbeit gemacht. Wir erinnern uns noch recht wohl, wie die Zeitungen voriges Jahr berichteten, daß ein österreichischer General mit mehreren Tausend Mann beordert wurde, in Ungarn die Sicherheit herzustellen. Bald da

bald dort mußte das Standrecht verkündigt werden. Wir erinnern uns auch noch, wie die „Neue Preußische Zeitung“ die Augen verdrehte und seufzte: „wie muß es wohl in einem Lande aussehen in welchem man einen Brigadegeneral aussenden muß, um auf Räuber zu fahnden.“ Die „Neue Preußische Zeitung“ hätte aber nur an die eigene Grenze von Memel bis Czenstochau schauen und an seine Schmugglerbanden und ihre Gräuel denken dürfen, um zu merken, daß man nicht Alles eben machen kann. Ist Preußen deßhalb anzuklagen, ist Oesterreich der Vorwurf zu machen, seine Regierung begünstige das Räuberwesen? In Griechenland kommen die Räuber vom Hymettus bis an die Vorstädte von Athen, plündern die Villen und schleppen Gefangene fort. Das thut der griechischen Regierung gewiß leid und sie ergreift alle möglichen Maßregeln; aber wie dort, so hier. Der Kirchenstaat war zu verschiedenen Zeiten ganz und theilweise in der Gewalt der Oesterreicher und Franzosen, aber es war ihnen unmöglich, die Räuber auszurotten, trotz Streifzügen Laudons und blutigen Hinrichtungen. Ja, wäre das ganze Land so wegbar wie bei uns, dann hätten die Franzosen und Oesterreicher schon aufgeräumt, ohne auf die päpstlichen Gensdarmen zu warten. Man darf übrigens nur die Strolche anschauen, wie wir sie manchmal bei uns herumlaufen sehen, und wir werden sagen müssen, daß Samen zu Banditen genug vorhanden wäre, wenn dieser Same auf unserm Boden fortkommen könnte.

Der Italiener hat aber auch seine gute Seite. Dahin gehört namentlich seine Mäßigkeit in Speise und Trank, welche einem Fremden ganz unbegreiflich vorkommt. Seine Bedürfnisse sind außerordentlich gering und eben deßhalb leicht zu beschaffen. Milch, Mehl, Eier, Käse, Seefische und Südfrüchte bilden die sehr wohlfeilen Bestandtheile der Mahlzeiten in guten Häusern. Eine Tasse Kaffe, ein Glas Zuckerwasser, eine Limonade, eine Cigarre sind die Nebenausgaben, welche ein Wohlhabender sich gönnt. Der gemeine Mann ißt seine Polenta von Welschkorn, eine Speise, die ihm so wenig entleidet, als uns die Kartoffel. Sie ist ihm Alles und vertritt sogar die Stelle von Brod. Was bei uns Manche im Weinhause nach dem Nachtessen noch verzehren, das würde in Italien hinreichen, eine ganze Familie den Tag über zu ernähren. Der Italiener begreift deßhalb nicht, warum er wie ein Zugthier am Joche seines eigenen Interesses ziehen soll, da er doch an Allem dem keinen Geschmack findet, was uns so wichtig, so unentbehrlich däucht. In unserm kühlen Klima, wo der

Bauer mit seiner Familie ein Viertel des Jahres in das Haus und zur Unthätigkeit verurtheilt ist, aber dabei doch viel essen will, wird derselbe mancher Noth sich unterziehen müssen, die der Italiener in seiner Haushaltung nicht kennt. Was nützte es ihm auch mit Mühe und Schweiß der Natur Gaben abzutrotzen, von denen viele sich nicht aufbewahren lassen, oder mit großen Kosten und großen Anstrengungen Werke zu unternehmen, die die Erde, welche morgen vielleicht unter seinen Füßen wankt, ihm zertrümmert. Erdbeben, Trockene, Ueberschwemmungen, Orkane, gewaltsame Naturerscheinungen sind die ewige traurige Abwechslung, von denen das sonnige Leben des Südländers unterbrochen wird.

Es liegt also zwischen uns und dem Südländer gar nichts Gemeinschaftliches, von wo aus man Vergleichungen anstellen könnte. Wir können ihm seine Nationaltugenden als persönliches Verdienst nicht anrechnen; aber seine Nationalfehler dürfen wir auch nicht mit unserer Elle messen. Eine Thorheit aber ist es, dem Italiener daraus einen Vorwurf machen zu wollen, daß er sorgenlos unter Umständen lebt, die uns zum Verzweifeln bringen würden.

Wir wollen nur einige Vergleichungen anstellen, wie sie uns die in officiellen Listen aufgeführten Zahlen an die Hand geben. Es befanden sich 1857 im Kirchenstaate in den Strafanstalten 4601 Verurtheilte. Dieß ist die Summe aller Verurtheilten, während wir bei uns die Summe der in Haft Befindlichen nicht wissen, da die officiellen Listen nur den Stand der Zuchthäuser und Kreisgefängnisse angeben, nicht aber auch den der Amtsgefängnisse. Auch wissen wir es nicht von 1857, was doch zur Beurtheilung nothwendig wäre, da die Zahl der Gefangenen bedeutend abgenommen hat. Es befinden sich aber ungefähr 1000 Personen noch in den allgemeinen Strafanstalten, während sie 1852 noch 1528 Personen enthielten. Dieß ergäbe also auf den Kirchenstaat die Zahl von 2250 Verurtheilten bei einer Bevölkerung, welche $2^1/_4$ Mal stärker ist. Im J. 1855 wurden aber noch 4826 amtliche Strafurtheile erlassen, von welchen viele ebenfalls wieder Amtsgefängnißhaft zur Folge hatten. Bedenken wir, daß unter den 4601 Verurtheilten des Kirchenstaates viele Weibsbilder sich befinden, welche wegen sittlichen Fehlern eingesperrt wurden, während bei uns derlei Gefangene nicht gefunden werden, und daß die Zahl sich bekanntlich sehr hoch bei uns belaufen würde, so können wir ganz einfach sagen: wir werden nicht viel vor dem Kirchenstaat voraus haben.

Nehmen wir aber andere Länder.

Im Kirchenstaat kommt auf 651 Einwohner ein Verbrecher, in Frankreich dagegen 1 auf 300. In Preußen zählte man 1855 60,000, und nach andern Angaben 100,000 abgeurtheilte Gefangene, und zwar in Berlin unter einer Bevölkerung von 400,000 Personen 10,000 polizeilich Bestrafte, mithin auf 40 Personen Eine Person, welche nicht sauber ist. Neben den 100,000 Gefangenen gab es 1855 in Preußen noch 100,000 Personen, welche unter polizeilicher Aufsicht standen. Der preußische Criminalbeamte Zimmermann gab schon 1846 die Zahl der vollkommen ausgebildeten Verbrecher in Berlin auf 6000 an. 1856 mußten in Preußen 48 Todesurtheile gefällt werden, von denen 26 vollzogen wurden. In London gibt es 162,000 Verbrecher, welche die Polizei kennt. In Württemberg wurden 1853 von sämmtlichen Bezirksgerichten 18,206 Criminalprocesse geführt. Ueberdieß waren beim Criminalsenat 1806, und bei den Schwurgerichten 532 Processe anhängig. In Oesterreich sollen 1840 auf 155 Köpfe 1 Verbrecher gekommen sein, wovon wir jedoch keine Notiz nehmen wollen, da die Angaben der öffentlichen Blätter in Bezug auf die neueste Zeit (es soll nur 1 Fall auf 1250 Personen kommen) allzusehr abweichen.

Wir haben aber einen italienischen Musterstaat, welcher es gewagt hat, Rom auf der Conferenz der europäischen Mächte auf eine schamlose Weise anzugreifen, nämlich Sardinien. Welche Zucht und Ordnung in diesem herrscht, sehen wir an der Insel Sardinien, auf welcher 1849 im Laufe von sieben Monaten 120 Meuchelmorde vorkamen, ohne daß man der Thäter habhaft werden konnte, weil Niemand ein Zeugniß abzulegen oder eine Anzeige zu machen wagte, aus Furcht vor der entsetzlichsten Rache. Von den Zuständen dieser Insel sprach am 20. November 1850 der Deputirte Scotto Pintor, obwohl ihn Graf Cavour um's Himmels willen bat, zu schweigen, damit Sardinien nicht im Auslande verschrieen würde, offen in der Kammer:

„In Sardinien gibt es kein sicheres Eigenthum, es gibt kein Recht mehr und keine Gerechtigkeit. Von unzähligen Diebereien, Einbrüchen, Beschädigungen des Eigenthums nicht zu reden, ist die Zahl der Meuchelmorde (200 in kurzer Zeit), der Verwundungen und Straßenraube auf schaudererregende Weise gestiegen, und steigt noch täglich. Auf 1000 Einwohner kömmt 1 Meuchelmörder, worunter Knaben von 13 Jahren. In England zahlt man für die Sicherheitspolizei viel,

aber man lebt doch sicher*). Ihr Minister laßt uns die Hälfte unseres Einkommen an den Staat als Abgabe zahlen, die andere Hälfte lasset ihr durch Spitzbuben uns rauben. Sogar die Nationalgarde mordet und stiehlt. In Sassari wurde ein Officier der Nationalgarde wegen Diebstahl verhaftet, 7000 Carabinieri (nicht mehr?) würden hinreichen, um die Insel im Zaume zu halten; aber die Regierung verspricht viel, und hält nichts."

Also lautet der Fleißzettel für Sardinien, ausgestellt von Scotto Pintor. Aber nicht auf der Insel Sardinien, nein in Piemont selbst ist die Verwahrlosung so groß, daß in wenigen Monaten des Jahres 1853 in Nizza 71 Individuen, welche zwischen 9 und 10 Jahre alt waren, wegen Verbrechen verurtheilt wurden.

Es ist also am gerathensten, von der Verbrecherstatistik des Kirchenstaates abzusehen. Es wäre jetzt noch interessant, die Zahl der im Kirchenstaate oder doch wenigstens in Rom geborenen unehelichen Kinder zu erfahren. Allein obwohl wir allwärts auf Zahlen stoßen, welche uns über diesen Punkt in andern Ländern Aufschluß geben, so ist uns noch keine einzige Angabe über einen italienischen Staat zugekommen. Aus Maguire's Werk über Rom, seinen Herrscher und seine Staatseinrichtungen (s. Literar. Beil. 1858, Nr. 11) entnehmen wir nur, daß das Hospital vom hl. Rochus zu Rom zur Aufnahme von Wöchnerinnen bestimmt sei, und daß das Geheimniß der Person so streng gewahrt sei, daß nicht nur außer den Aerzten, Hebammen, Säugammen und Wärterinnen Niemand das Zimmer betreten darf, sondern daß die Betten auch durch Vorhänge und Schirme von einander geschieden sind, und den Wöchnerinnen sogar erlaubt wird, stets verschleiert zu bleiben. Solcher Wöchnerinnen wurden, nach Morichini, von 1831—1840 durchschnittlich 165 jedes Jahr aufgenommen. Im Hospital vom hl. Geiste gewährt die Kirche den armen Kindern, welche von ihren Müttern nicht ernährt werden können, ein Asyl. Es werden dort jährlich 900 Findelkinder, von denen 600 unehelich sind,

*) Man darf nur an die 162,000 Verbrecher in London, an die Straßen, in welche sich nicht einmal die Polizei wagt, und an die Stadttheile, in welchen der Fremde spurlos verschwindet, wenn er sich hineinverirrt, an die Resurrectionsmen, an die No-popery und die neuesten Ereignisse in Belfast denken, bei denen keine Obrigkeit an ein Einschreiten dachte, um die Sicherheit zu begreifen.

aufgenommen. Es sind dieß aber nicht nur Kinder von Rom, sondern auch aus den benachbarten Provinzen, wie dieß in allen derlei Anstalten in Städten der Fall ist. Bedenke man nun, daß in München jährlich 1260 uneheliche Kinder im Gebärhause das Licht der Welt erblicken, ohne 1000, welche von Einheimischen in ihren Familien geboren werden, daß in Wien 1856 im Ganzen 10,311, und 1856 zu Paris 11,789 uneheliche Kinder zur Welt kamen, ferner, daß wir in unserm Lande Ortschaften von einigen Hundert Seelen haben, in welchen die Zahl der unehelichen Kinder sogar 59% beträgt, mithin mehr uneheliche als eheliche zur Welt kommen, und daß z. B. in Mecklenburg-Schwerin es 79 Ortschaften gibt, in denen Eines Jahres alle Geburten unehelich waren. — Ein amtlicher Bericht des Berliner Waisenhaus-Directors Zschiesche liefert den Nachweis, daß von den im Waisenhause erzogenen und im Jahr 1859 confirmirten Mädchen bis zum Jahr 1860 sich gut aufführten 30%; einem lasterhaften Lebenswandel hatten sich in dieser kurzen Zeit ergeben 27%, als unsicher und bedenklich bezeichnet wurden 13%. Ferner belehrten uns preußische Blätter im Jahre 1859 daß unter beiläufig 1100 in Preußen beantragten Ehescheidungen nahezu 600 durch „constatirten Ehebruch" veranlaßt wurden! — Der Pfarrer der protestantischen Elisabethkirche zu Berlin legte am Neujahrstag 1859 auf der Kanzel das schmerzliche Bekenntniß ab: „Zu keiner Zeit und an keinem Orte unseres Landes ist die Verführung so arg, als bei uns; nirgend werden der Unschuld so viele Fallen und Netze gestellt, als hier; aber dennoch erschrecken wir beim Durchblättern des Traubuchs, wenn wir unter 327 Paaren, die den Segen über ihre Ehe am Altar empfingen, 35 Wittwen und 131 Mädchen finden, die durch unzüchtigen Wandel des Namens und der Ehre einer Jungfrau verlustig gingen. So sollte es, fügte der würdige Pastor bei, in einer christlichen Gemeinde nicht aussehen, und wir müssen uns daher tief in den Staub beugen und bußfertig bekennen: wir sind allesammt wie die Unreinen!" — Bedenkt man dieß Alles, so verschwinden die 165 Wöchnerinnen von St. Rocco, und die 600 unehelichen Kinder zu San Spirito.

Was die Findelkinder anbelangt, so haben wir von den Findelhäusern zu Paris ganz specielle Zahlen vor uns, welche das Jahr 1853 lieferte, und welche sich, wie es heißt, vermehrt haben sollen. 1853 nämlich belief sich die Zahl der Findelkinder auf 72,472, und die Zahl derjenigen Kinder, welche auf der Straße aufgegriffen wurden, weil sie von ihren Eltern

in einem spätern Alter verlassen worden waren, auf 25,842. Von diesen 98,314 Kindern wurden jährlich 16,140 aufgenommen, was allerdings zu den 900 Römlingen einen bösen Contrast bildet. Nebenbei verdient bemerkt zu werden, daß für diese Kinder zu Rom auf eine wahrhaft väterliche Weise gesorgt wird, indem man die Knaben ein Handwerk lernen läßt, wenn sie erwachsen sind; die Mädchen läßt man aber in den weiblichen Arbeiten unterrichten, und steuert sie seiner Zeit aus, daß sie heurathen oder in ein Kloster gehen können. In Frankreich aber befinden sich viele Tausend als Vagabunden aufgegriffene Kinder, welche in die Strafanstalten zu den andern Verbrechern eingesperrt werden, obwohl sie kein Verbrechen begangen, sondern nur gebettelt haben. In diesen Strafanstalten bleiben sie oft viele Jahre, so lange nämlich, bis Jemand sich ihrer erbarmt, oder sie militärpflichtig werden, und zwar wachsen sie ohne Unterricht auf, nur belehrt von den Zuchthäuslern als der künftige Same der die Zuchthäuser wieder bevölkert.

Was ferner ein deutliches Licht auf die Sittlichkeit in den römischen Staaten wirft, das sind die vielen freiwilligen Cölibatäre. Es sind deren 38,320, welche dem kirchlichen Cölibate angehören. Außer diesen lebt eine überaus große Anzahl Cölibatäre als Weltleute, indem die vielen religiösen Genossenschaften und die Affiliationen der Orden vorzugsweise den frommen Sinn nähren, und die Gedanken auf die höchsten Güter lenken. Diese Menge freiwillig Enthaltsamer verhindern natürlich eine allzugroße Anwachsung der Bevölkerung, aber sie verhindern auch das Anschwellen eines Proletariats. Man muß übrigens bemerken, daß die römische Regierung in Betreff der Ehegesetzgebung die allermildeste ist. Nichts ist leichter als in die Ehe zu treten. 20 Scudi Vermögen oder 50 fl. reichen für ein Mädchen hin. Es gibt aber Stiftungen, welche arme Mädchen oft mit 100 Scudi aussteuern. In keinem Lande der Welt geschieht so viel um armen Mädchen die Möglichkeit zu gewähren, in den Ehestand treten zu können. Die Kirche will keine durch Heirathserschwerungen erzeugte gezwungene Ehelosigkeit, sie will eine freiwillige, die sich nicht nebenher dem Laster in die Arme wirft.

28. Armen- und Gefängnißwesen.

Dieses bezeichnete löbliche Bestreben, armen Mädchen die Möglichkeit der Ehe zu erleichtern, welches alle Päpste getheilt haben, einerseits, und der fromme Sinn, der freiwillig sich Entsagung auferlegt, andererseits, haben es bewirkt, daß die Zahl der Armen im Kirchenstaate eine so geringe ist. Es kommt nämlich nur ein Armer auf 86 Einwohner, während nach den Berechnungen des französischen Statistikers Villeneuve-Barge in Oesterreich auf 25, in Frankreich auf 20, in der Schweiz auf 10, in den Niederlanden auf 7 und in England auf 6 Einwohner je 1 Armer kömmt. Der Kanton Bern hat gegenwärtig 33,000, welche unterstützt werden müssen, während der ganze Kirchenstaat nur 37,018 hat. Aargau geht ebenso sehr seinem Verfalle entgegen. Solche Zustände müssen uns in einem ganz rosigen Lichte, den englischen Zuständen gegenüber, erscheinen. In England, wo 1854 nicht weniger als 211,569 Personen im Armenhause sich befanden, vermag die Armentaxe nicht die Düsterheit des Bildes zu mildern, welche die Noth über die menschliche Gesellschaft verbreitet. Und doch wird die Armentaxe mit einer Strenge eingetrieben, die oft wieder Arme macht. Man nimmt dem, der noch ein Bett hat, dasselbe gerichtlich hinweg, und bezahlt die Armentaxe, die er schuldet, mit dem Erlös, indem man alsbald denselben ebenfalls auf die Armenliste setzt. Für das Verhungern hat die englische Gerichtssprache einen eigenen Ausdruck, der die gleißende Heuchelei des Engländers auf das Treffendste bezeichnet. Wird nämlich Jemand todt in einem Zustande gefunden, der es offenbar werden läßt, daß der Tod die Folge einer unfreiwilligen Enthaltsamkeit von Nahrung gewesen sei, so geben der Coroner und die Leichenschaujury ihren Wahrspruch dahin ab, diese Person sei an der Heimsuchung Gottes gestorben. Auch hat man in England einen eigenen Ausdruck für das „aus Armuth nicht leben und nicht sterben können," und nennt es Starvation.

Wir wollen noch einen Blick auf die römischen Gefängnisse werfen. Die Gefängnisse im Kirchenstaate befinden sich alle in den Händen religiöser Genossenschaften. Schon dieser einzige Umstand bürgt für die gute Behandlung der Gefangenen. Der Geistliche ist gewiß am aller-

wenigsten geneigt, sich zur Geißel eines Despoten herzugeben. Er wird im Gegentheile dem Gefangenen die größtmöglichste Milde angedeihen lassen, die sich mit seiner Strafe verträgt. Wo der weltliche Beamte nur einen Sträfling sieht, da sieht der geistliche noch eine Seele, die trotz aller Fehler noch in den Himmel kommen kann. Demgemäß erfreuen sich auch die Gefangenen im Kirchenstaate der liebevollsten Behandlung.

Als Francis Maguire die Gefängnisse 1856 besuchte, fand er die Gefangenen in großen, luftigen Gebäuden, an welchen große Gärten waren, in denen dieselben zu bestimmten Zeiten spazieren gehen durften. Jeder hat seine eigene Zelle, dagegen arbeiten sie gemeinschaftlich mit einander in einer großen Halle. Dabei müssen sie das strengste Stillschweigen beobachten; aber sie haben auch wieder ihre Zeiten, wo sie sprechen dürfen. Es ist diese Haft eine gelungene Verbindung der Einzelhaft mit der gemeinschaftlichen Haft, wie denn das Zellensystem in dem römischen Staate zuerst eingeführt, aber nicht mit jener eisernen Consequenz durchgeführt wurde, die diesem Systeme so viele Gegner erweckt. Jeder Gefangene ist in den Stand gesetzt, seine Wünsche, Beschwerden und Bitten dem Papste selbst vorzutragen, da sämmtliche Beamte der Anstalt keinem Gefangenen es versagen dürfen, eine Bittschrift an den Papst einzugeben. Die Gefängnißcapläne dürfen persönlich dem Papste vortragen, was auf die Gefangenen Bezug hat. Merkwürdig ist insbesondere, daß bei Fossombrone ein Mustergefängniß ist, in welchem alle Neuerungen im Gefängnißwesen versucht werden, um von da in den übrigen Gefängnissen, wenn sie sich bewährt haben, angewendet zu werden. Es ist dieß ein Beweis von der großen Aufmerksamkeit, welche die Regierung diesem Gegenstande zuwendet. Ja, die Regierung veröffentlicht sogar zweimal im Jahr die Listen aller Gefangenen mit Angabe des Tages und der Ursache der Verhaftung und der Dauer der Strafzeit, und gibt so den bündigsten Beweis, wie sehr sie die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen braucht.

In dem Gefängnisse für politische Verbrecher fand Sir Maguire 70 Gefangene, welche mit einander spazieren gingen, lasen oder Domino spielten, was Alles in manchen Gefängnissen für politische Verbrecher nicht vorkommt.

Demungeachtet wird es auch in den römischen Gefängnissen manches Unangenehme geben. Allein eben darum sind es Gefängnisse. Wir dürfen nur einen Blick auf das Gefängißwesen anderer Länder werfen, um uns zu überzeugen,

daß selbst humane Regierungen nicht Alles, was geschehen sollte, ausführen können.

Es versteht sich von selbst, daß wir in diesem Falle das englische Gefängnißwesen nicht in Betracht ziehen können. Die englische Regierung ist nämlich keine humane, und die Gefängnisse sind Cloaken, in denen den Gefangenen so wohl ist wie den Fischen in der Themse, welche selbst vor der Königin Victoria so wenig Respect hatte, daß dieselbe, als sie letzthin auf ihr fuhr, um den Leviathan zu beschauen, ein großes Blumenbouquet vor die Nase halten mußte. Allein wir wollen von Staaten sprechen, wie z. B. Baden und Preußen, in welchen man gewiß für die Gefangenen eine Fürsorge trifft, welche der Regierung alle Ehre macht.

In Baden z. B. wird die größte Reinlichkeit in den Centralgefängnissen gefunden. Die Kost der Gefangenen wird genau geprüft, das Weißzeug wird, so oft es nothwendig ist, gewechselt, selbst Bäder werden den Gefangenen verabreicht. Die Aerzte, die Beamten, die Geistlichen machen jedem Gefangenen bestimmte Besuche. Die Gefangenen werden mit Arbeit beschäftigt, unterrichtet und erhalten Bücher zum Lesen. Demungeachtet weiß Jeder, welchen Einfluß ein längerer Aufenthalt in einem solchen Gefängnisse auf die Leibesbeschaffenheit eines Sträflings hat, und jeder ist schon erschreckt von solchen Gestalten, welche, wenn sie entlassen worden sind, wieder in der menschlichen Gesellschaft erscheinen. Allein das ist einmal mit jeder Strafe unzertrennlich verbunden, daß sie nicht beiträgt, das Wohlbefinden zu heben.

Nehmen wir dagegen den Stand der Gefängnisse in Preußen an, so macht uns die gewiß unparteiische „Karlsruher Zeitung" eine aus den Berliner Blättern entnommene sehr ungünstige Schilderung von denselben. Sie schreibt unterm 16. April 1855: „In dem dießjährigen Etat ist nachgewiesen, daß die Ueberfüllung der Gefängnisse bis auf das Fünffache der etatmäßigen Zahl gestiegen ist. Von den 50—60,000 Gefangenen in Preußen ist etwa die Hälfte in den gerichtlichen Gefängnissen untergebracht, und ein großer Theil entbehrt bei der schlechten Beschaffenheit der Locale des Lichtes, der Luft, der Arbeit, der Seelsorge." Es war eben der preußischen Regierung nicht möglich, in dem Maße ihre Vorsorge zu erweitern, als die Zahl der Gefangenen sich vergrößerte. Daß aber in Preussen Gefängnisse sein müssen, welche absolute Nachtheile für die Gefangenen haben, geht z. B. daraus hervor, daß in dem Weiberzuchthause zu Brandenburg in diesem sehr

warmen Sommer 47 Weibsbilder vom Sonnenstich getroffen worden sind, weil die Räume zu niedrig sind. Der Schlafraum ist nämlich unter einem mit Zink und Blei gedeckten Bretterdach, und entbehrt der nothwendigen Ventilation. Ein solcher Uebelstand ist sicherlich in keinem römischen Gefängnisse zu finden, und macht den Verwaltungsbehörden keine große Ehre.

Italien, und insbesondere Rom, ist das classische Land, wie Deutschland z. B. das Land der Abstraction ist. Allein wie Deutschland seinen ehrenvollen Ruf nicht seinen Züchtlingen zu verdanken hat, so wird man wegen der Auftritte, welche in den Zuchthäusern im Kirchenstaate manchmal stattfinden, ebenso wenig auf die übrige Bevölkerung schließen dürfen, als wenn man aus dem Umstande z. B.: daß im Zuchthause in der Au bei München vor einigen Wochen seit drei Jahren schon das dritte Mal der Fall vorgekommen ist, daß ein Züchtling von seinen Kameraden in der Nacht todtgeschlagen wurde, daraus auf die Inhumanität der Verwaltung wird schließen dürfen. Während wir dieß schreiben, melden die öffentlichen Blätter eine wirklich originelle Weise, einem Aufstande von Gefangenen ein Ende zu machen. Am 24. Juni d. J. empörten sich die Gefangenen im Bagno in Turin, als fünf Wärter ihnen zur Abendzeit ihr Essen bringen wollten. Einem Wärter gelang es, von Außen abzuschließen, so daß die vier Wärter mit den Aufrührern eingesperrt wurden. Als die Aufforderung des herbeigekommenen Commandanten, sich ruhig zu verhalten, nichts fruchtete, bestiegen die Soldaten ein zur Ausbesserung daliegendes Dampfschiff, und feuerten zum Fenster hinein, worauf drei Mann todt blieben, zwei tödtlich und zehn schwer verwundet wurden. Es ist dieß gewiß ein treffendes Mittel!

---

29. Regierung.

Was die Regierung des Kirchenstaates anbelangt, so ist die Staatsmaschine weder so complicirt, wie bei uns, noch die Gesetzgebung so verwirrt, daß lebenslängliche Studien dazu gehören, um am Ende sich doch noch darüber zu irren, was Recht und Unrecht ist. Die Rechtspflege beruht auf dem Grundsatze des corpus juris civilis, das seine Wurzel in den Verhältnissen des Volkes hat, und mit welchem die Bür-

ger vertraut sind. Es wäre doch eine gar zu große Naivetät, dem römischen Papste anzurathen, das römische Recht abzuschaffen und ein fremdes einzuführen. Die römische Staatsklugheit hat es verhütet, einen solchen Wirrsal herbeizuführen, in welchen die Weisheit unserer Staatsmänner uns gebracht hat, welche das römische Recht abgeschafft, statt aber zu dem deutschen zurückzukehren, ein fremdes eingeführt, und so den Zusammenhang zerrissen haben, der zwischen dem Leben und der Theorie besteht.

Man glaubt immer, der Kirchenstaat werde bloß von Priestern regiert. Dieß ist ein Irrthum. Abgesehen davon, daß es einem weltlichen Beamten gewiß nichts schadet, wenn derselbe, ehe er die Jurisprudenz studirte, noch Theologie studirt hat; abgesehen davon, daß, wenn der Geistliche jeden Tag die hl. Messe lesen und das Brevier beten würde, derselbe sicher eben so wenig an der Administration verhindert wird, als wenn derselbe jeden Morgen eine halbe Stunde mit einer langen Pfeife zum Fenster hinaus schaut, und am Abend in das Museum geht; abgesehen davon, daß der Beamte eben so unparteiisch und zum Denken aufgelegt sein kann, wenn er ledig, als wenn er verheirathet ist — so ist diese Meinung eine von jenen vielen falschen, welche sich die Feinde der Kirche nicht nehmen lassen wollen. Graf Rayneval sagt in seiner bekannten Depesche an den Grafen Walewski ausdrücklich: „Die Gesammtsumme der geistlichen Beamten im ganzen Kirchenstaate beträgt nicht mehr als 98, wogegen wir 5059 Laien als Beamte angestellt finden. Es kommen somit 52 Laienbeamte auf Einen geistlichen Beamten. Bringt man die obersten Gerichtshöfe der Hauptstadt nicht in Anschlag, von denen einige, wie das bischöfliche Tribunal, ausschließlich die geistliche Gerichtsbarkeit ausüben, so ergibt sich, daß für die Verwaltung des Kirchenstaates im Ganzen nur 36 Geistliche angestellt sind."

Diese Geistlichen leben meistens von ihren Pfründen. Es sollte, wenn man von der römischen Regierung spricht, überhaupt nicht vergessen werden, daß Rom nicht den Kirchenstaat allein, sondern die Welt regiert, und daß die Päpste in alle Theile der Welt Almosen spenden. Da dürfte eigentlich das römische Volk fragen: quid mihi tecum? Zu deutsch: wozu haben wir nothwendig, euere geistliche Regierung aus unserm Sacke zu bezahlen? Nehmt dem Papste das Land und macht ihn zum Bischofe von Jerusalem, und gebt uns einen weltlichen Regenten: was habt ihr dann Gescheidtes ge-

than? Antwort: wir müssen die weltliche Regierung theuerer bezahlen als die geistliche. Wir müssen nicht nur die Personen, sondern auch die Familien erhalten; ihre Ersparnisse aber fallen nicht in die Hände unserer Armen, es werden damit nicht unsere Spitäler bereichert, es werden nicht damit unsere Museen und öffentlichen Anstalten durch Schätze der Kunst und der Wissenschaft vergrößert, sondern es wandert unser Geld für Spitzen und Bänder nach London und nach Paris; ihr aber könnt alsdann den Peterspfennig wieder einführen, und beim türkischen Sultan um einen Beitrag für euern neugebackenen Universalsuperintendenten betteln.

Die Kosten der Regierung des Kirchenstaates sind überhaupt sehr gering. Der Kirchenstaat ist nicht arm, aber auch nicht reich, und große Steuern würde derselbe nicht ertragen können. Die fabelhaften Reichthümer der römischen Prälaten schrumpfen beim Lichte betrachtet sehr zusammen. Der Papst hat ein Einkommen für seine persönlichen Bedürfnisse von circa 6600 Thlr. Wir erinnern uns nicht genau mehr an den Betrag, wissen aber ganz bestimmt, daß eine etwa noch so große Summe auf dem jährlichen Haushaltungsetat der Königin von England — für Eier figurirt. Nun ist England freilich ein reicher Staat, dessen Herrlichkeiten enorme Summen aus dem Staatsbeutel ziehen. Allein, wo Reichthum ist, trifft in der Regel ein, was der Prediger sagt: Ubi multae sunt opes, multi et qui comedunt eas. Eccl. 5, 10. Wo viele Güter sind, sind auch viele die davon essen. Dieß ist nun in England deßwegen nicht der Fall, weil nur die Einen davon essen, und die Andern systematisch Hunger leiden müssen.

Die eigentliche Civilliste des Papstes beträgt 1,440,000 Gulden. Daraus werden aber der ganze Hofstaat des Papstes, die Cardinäle und Nuntiaturen, die päpstlichen Kapellen, die sämmtlichen Baulichkeiten des Vaticans, des Quirinals und Laterans, die päpstlichen Schlösser und Gärten, die Galerieen, Museen und Bibliotheken, die Garden, die Besoldungen und Pensionen der Hofdienerschaft unterhalten.

Wir dürfen jetzt nur bedenken, daß zu Rom immer für den Dienst der Kirche und des Staates sechzig Cardinäle verwendet werden, welche vollauf beschäftigt sind. Würden nun diese Cardinäle sich jenen Betrag als Besoldung ausbezahlen lassen, um welchen jüngst die württembergischen Minister mit den Landständen sich balgten, nämlich 10,000 Gulden jährlich, so gäbe das die hübsche Summe von 600,000

Gulden. Ein Cardinal ist aber mehr als ein Minister, denn sein politischer Stand stellt ihn einem Kurfürsten gleich, und die Beleidigung eines Cardinals gilt im Kirchenrechte als ein crimen laesae majestatis (Sent. V, 9 de poenis c. 5.) Wenn man noch bedenkt, wie zahlreich das diplomatische Corps sein muß, welchen immensen Umfang die Gebäulichkeiten haben, was die römischen Museen leisten im Verhältniß mit den gewöhnlichen Kunstgalerien der Fürsten, und welcher Unterschied zwischen einer päpstlichen Kapelle und einem Hoftheater ist, an welchem der Fürst, die Stadt und das Land zahlen hilft, so wird man nicht berechtigt sein, der römischen Regierung Verschwendung vorzuwerfen. Es ist auch gewiß nicht zu viel, wenn der Stellvertreter des Papstes eine Besoldung von 5425 Gulden hat, das heißt so viel als bei uns zwei Räthe im Kriegsministerium beziehen. Die Summe, welche unsere Ständeversammlung für das Staatsministerium, das heißt für die Civillisten, das geheime Kabinet und das eigentliche Staatsministerium pro 1859 für nothwendig gefunden hat, beträgt allein 1,129,475 Gulden, eine Summe, an der wir nichts tadeln wollen, aber doch bemerken müssen, daß solche Ziffern auf das Unumstößlichste beweisen, wie vortheilhaft eine Regierung von Geistlichen ist.

Da wir gerade am Geldpunct stehen, so wollen wir auch jener Einnahme erwähnen, welche Rom von der Christenheit bei den jedesmaligen Jubiläen bezieht. Cardinal Wiseman hat in seinen „Erinnerungen an die vier letzten Päpste“ auf S. 194—196 sich darüber verbreitet. Ein solches Jubiläum ist nämlich eine Last, die den Staatseinkünften auferlegt wird, und zwar sowohl dem Staate selbst, als der Bevölkerung und den öffentlichen Anstalten für die Mildthätigkeit, wegen der immensen Wohlthätigkeit, die von der Regierung wie von den Privaten geübt wird. Als deßhalb Leo XII. sein Jubiläum ausschreiben wollte, legte der Schatzmeister entschiedenen Widerspruch dagegen ein, weil er die päpstliche Kammer als unfähig erklärte, die daraus entstehenden Lasten zu tragen, und es bedurfte der ganzen Festigkeit Leo's XII., um mit seinem Willen durchzudringen. Was die verschiedenen Bruderschaften dabei aufwenden müssen, das läßt sich begreifen, wenn man bedenkt, daß im Hospitale Santissima Trinita de Pellegrini beim Jubiläum im J. 1825 allein 263,592 Pilger gastliche Aufnahme fanden, deren Verpflegung 161,610 Gulden betrug. Es wird nämlich jeder Pilger zwei oder drei Tage beherbergt, je nach der Entfernung seiner Heimath.

Es sind also noch wesentlich reellere Schätze, als blos die Gnadenschätze, welche die Kirche in Rom während der Jubiläumszeit öffnet.

30. Militär und Finanzen.

Das päpstliche Militär ist an Zahl gering, und es ist dieß der Regierung schon oft als Schwäche vorgeworfen worden. Es beträgt gegenwärtig 9000 Eingeborne und 4222 Schweizer, während Baden allein zum deutschen Bund ein Hauptcontingent von 11,667 und ein Reservecontingent von 3333 Mann zu stellen hat. Von diesen 15,000 Mann sind 10,376 im Frieden präsent. Es würde also für den Kirchenstaat eine ähnliche Leistung die Zahl von 23,346 Mann, im Krieg aber von 33,750 Mann bedingen.

Allein für die Einkünfte des Kirchenstaates wäre die stete Unterhaltung von 23,346 Mann eine große und sehr unnütze Last. Die Conscriptionspflicht würde überdieß von den Römern als nichts anders denn eine Tyrannei betrachtet werden. Denn obwohl die Italiener Freude genug an glänzenden Paraden haben, so verabscheuen sie doch den unzertrennlich damit verbundenen Kasernendienst. Auch sind im Frieden so viele gar nicht nothwendig, da Oesterreich durch die Wiener Schlußacte vom 9. Juli 1815 das Besatzungsrecht von Ferrara und Comachio erhielt und Frankreich aus vielen Gründen stets Truppen im Kirchenstaat wird haben wollen. Für den Fall eines Krieges wären aber 33,000 Mann ebenfalls unzureichend, da der Kirchenstaat von jeder Hauptmacht auf beiden Seiten zur See und von Oesterreich und Neapel überdieß noch zu Lande angegriffen werden kann. Die Unterhaltung einer bedeutenden Landmacht könnte also ebenso wenig hinreichenden Schutz gewähren, als die 15,000 Mann, welche Baden stellt, uns gewähren. Baden ist nur gesichert als Glied des deutschen Bundes. Die italienischen Staaten sind aber nichts weniger als enge unter einander verbündet, und es bleibt also dem Kirchenstaat nichts übrig als sich im Falle eines Angriffs auf die Hülfe fremder Mächte zu verlassen, welche ihm auch nie ausbleiben wird*).

Die römischen Finanzen befanden sich bekanntlich am Anfange dieses Jahrhunderts in der traurigsten Lage, und zwar in Folge jener Verhältnisse und Ereignisse, welchen die mächtig-

*) Ist im Jahr 1858 geschrieben.

sten Staaten ebenso wenig widerstehen konnten. Durch den Frieden von Tolentino (1797) wurde der Kirchenstaat in seinem Umfange zuerst bedeutend geschmälert und dem Lande wurden starke Contributionen aufgelegt. — Bald darauf wurde die weltliche Macht des Papstes ganz aufgehoben und derselbe nach Valence in die Gefangenschaft abgeführt, wo er (Pius VI.) 1799 starb. Zwar eroberten die Verbündeten 1799 die s. g. römische Republik wieder und setzten Pius VII. in seine Rechte ein, aber 1808 nahm Napoleon wieder bedeutende Länderstrecken und 1809 den Kirchenstaat ganz an sich. — Das Oberhaupt der Kirche war wieder fünf Jahre lang Gefangener.

Während dieser Zeit wurde der Staatsschatz geplündert und die Unterthanen durch Erpressungen ruinirt und ausgesogen. Wie Napoleon an den Vicekönig von Italien schrieb: „Ihr hauptsächliches Augenmerk werden sie darauf richten, mir Geld zu senden," so suchten auch die kaiserlichen Commissäre die Huld ihres Herrn durch die Baarsummen, die sie einsandten und die Schätze und Kunstwerke, die sie stahlen, sich zu erwerben. Durch eine Reihe ungeschickter Finanzmaßregeln, durch Emission von Papiergeld und Prägung schlechter Münzen, denen ein Zwangscours gegeben wurde, war der Credit vollends ruinirt und der Staat mit Schulden überhäuft. So kam es, daß Pius VII. seine Staaten, die er nicht einmal ganz wieder erhielt, bei seiner Rückkehr 1814 in einem Zustande antraf, wie kein anderer Fürst die seinigen.

Die Regierung that Alles, was eine sorgfältige Regierung thun kann. Sie verlangte die von den kaiserlichen Commissären an Private verkauften Klöster und öffentlichen Gebäude zurück, aber sie erklärte die Käufe nicht für ungültig, sondern entschädigte die Besitzer. Sie sorgte für gutes Silbergeld und wechselte das schlechte ein, ohne den Besitzern einen Verlust zuzumuthen; ebenso zog sie das Papiergeld zurück, und obwohl unerhörte Anstrengungen erforderlich waren, so konnte sie schon 1816 die Grundsteuer um 200,000 Thaler vermindern. Bis zur Revolution von 1849 gestalteten sich die Verhältnisse des Kirchenstaates immer besser, obwohl wegen ausgebrochener Aufstände 1831 die Oesterreicher und 1832 die Oesterreicher und Franzosen interveniren mußten. Die Freiheitsideen der weiland römischen Republik hatten eben Viele angesteckt, und als 1830 die französische Revolution ausbrach, da fand sie nirgends lebhaftern Widerhall als in diesen leicht entzündlichen Köpfen.

So befanden sich die finanziellen Verhältnisse des Kirchen-

staates in bester Verfassung, als die Revolution von 1849 Rom und den Staat in die Hände der Demagogen gab, welche eben keine Musterwirthschaft betrieben. Die Art und Weise, wie bei uns 1848 und 1849 gehaust wurde, kann als Sparsamkeit im Vergleich zu der Weise bezeichnet werden, wie es im Kirchenstaate zuging, wo es sich nicht blos darum handelte, den eigenen Säckel zu füllen, sondern wo es zugleich galt, den Staat principiell zu ruiniren und wo ein teuflischer Haß gegen die Religion die Häupter antrieb, muthwillig, was sie nicht brauchen konnten, zu verwüsten und zu zerstören. Wer sich hierüber genauer unterrichten will, darf nur die „Blicke in die römische Republik" lesen, welche als die Fortsetzung des Juden von Verona erschienen sind. Es ist zu bedauern, daß das Gesammtresultat dieser revolutionären Wirksamkeit nirgends gefunden werden kann; wir können uns aber einen Begriff machen, wie es in Rom zuging, wo man in dem Herzen eines Landes saß, wenn man bedenkt, wie es 1849 die provisorische Regierung auf der verhältnißmäßig armen Insel Sicilien trieb.

Dort raubte die provisorische Regierung: Privatgelder, welche in der Bank niedergelegt wurden: 837,437 Fcs.; gerichtliche Depositengelder 304,200 Fcs.; eingegangene Steuern 1,109,980 Fcs.; an Gold und Silber aus den Kirchen 253,208 Fcs. Ferner creirte sie für 3,600,000 Fcs. Papiergeld und machte ein Zwangsanlehen von 2,672,100 Fcs. Auch behielt sie den Beamten 1,125,889 Fcs. Gehalt zurück. Dieß beträgt die hübsche Summe von 4,095,898 fl. ohne die letzte Summe von 1,125,889 Fcs. Nun denke man sich aber Rom, mit seinen Kassen, seinen Palästen, seinen Kunstwerken, seinen Kirchen, seinen Klöstern, und überlege den immensen Schaden, der noch durch das Feuer der Franzosen bei der Belagerung von Rom und durch die Zügellosigkeit der Flüchtlinge gesteigert wurde, und man wird zugeben, daß die Finanzen eines so zerrütteten Staates herzustellen eine Aufgabe ist, an welcher das staatsmännische Genie so manches Kritikers scheitern würde. Der Verlust, den Baden durch Verschleuderung erlitt, beträgt im Ganzen nur 2½ Millionen, und die Kosten, welche im Ganzen für die Unterdrückung des Aufstandes, die fremde Occupation, die neue Formation der Armee angenommen werden, können 7½ Millionen, zusammen 10 Millionen betragen. Allein Badens Hülfsquellen sind viel bedeutender als die Hülfsquellen des Kirchenstaates; und doch wird Niemand läugnen

wollen, daß die Nachwehen schmerzlich genug bei uns empfunden worden sind.

Demungeachtet hat auch von diesem harten Schlag der Kirchenstaat sich wieder erholt und zwar in einer Weise, die gewiß die päpstliche Regierung rechtfertigt. Denn es ist nicht nur das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wieder hergestellt, sondern das Budget zeigt auch einen Ueberschuß von 350,000 Gulden. Dieß Resultat ist um so erstaunenswürdiger, als an 107,500,000 Gulden allein in Assignaten getilgt werden mußten, welche die revolutionäre Regierung ausgegeben hatte. Diese Assignaten waren schon 1856 getilgt.

Dieses Resultat ist nicht dadurch herbeigeführt worden, daß der Steuerkraft des Landes zu viel zugemuthet worden, sondern allein durch die größte Sparsamkeit und Einschränkungen in dem Aufwande für die Staatsbedürfnisse. Die Römer zahlen nicht viel mehr Steuern, als wir, trotz allen diesen Schulden, die zu tilgen waren. Es liegen uns verschiedene Angaben über das Verhältniß der Steuern in verschiedenen Ländern vor. Wir wollen uns, um eher Glauben zu verdienen, an die Mittheilungen halten, die wir erst in diesen Tagen dem „Württembergischen Staatsanzeiger" entnommen haben. Es bezahlt nämlich per Kopf: Württemberg 7 fl. 38 kr.; Baden 7 fl. 48 kr.; Nassau 7 fl. 56 kr.; Sachsen 8 fl. 4 kr.; Darmstadt 9 fl. 26 kr.; der Kirchenstaat 10 fl. 43 kr.; Preußen 13 fl.; Sardinien 13 fl. 50 kr. (also 3 fl. 7 kr. mehr per Kopf als der Kirchenstaat); Belgien 14 fl.; Dänemark 18 fl.; Frankreich 22 fl. (also gerade noch einmal so viel); Frankfurt 25 fl. und England 30 fl. Daraus geht hervor, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die römischen Unterthanen nichts weniger als klagen dürfen.

Wir wollen jetzt noch einen Vergleich zwischen Sardinien und dem Kirchenstaate anstellen, wie derselbe von der zu Turin erscheinenden „Armonia" unlängst gebracht wurde. Darnach hat Rom Staatsschuld per Kopf 5 fl. 33 kr., Sardinien dagegen 6 fl. 36 kr. In Baden beträgt dieselbe etwa 12 fl. 4 kr. Die päpstliche Regierung hat in zehn Jahren nur 4,591,597 fl. 16 kr. außerordentliche Umlagen erhoben, um die ordentlichen Ausgaben zu decken; Sardinien dagegen erhob in neun Jahren 38,006,066 fl. 28 kr. Die päpstliche Regierung verminderte in zehn Jahren die ordentlichen Auflagen um 77,190 fl. 12 kr., die sardinische Regierung dagegen vermehrte die ordentlichen Auflagen um 13,379,171 fl. 56 kr. Ja, nach andern Nachrichten betrug das Budget von

1847 unter dem Minister Cibrario 42,104,501 fl. 12 kr., während es (nach Abzug der Kriegskosten) im J. 1856 soll 64,940,089 fl. 40 kr. betragen, mithin um 22,835,498 fl. 28 kr. gestiegen sein soll. Darin stimmen übrigens Alle überein, daß Sardinien in colossalem Maßstabe das Geld wegwirft. Denn um viele Anhänger für sich zu gewinnen, hat die Regierung alle Beamten, die mit ihrer Richtung nicht einverstanden waren, pensionirt, und ihre Stellen mit ihren Freunden, von denen noch überdieß viele fremd sind, besetzt; so zählt die Stadt Turin allein 763 Beamte mit einem Gehalte von 1,756,512 fl. Die Verwaltungs- und Erhebungskosten betrugen im Kirchenstaate 14,39%, in Sardinien dagegen 21,90%. (Bei uns in Baden betrugen sie 1851 nicht weniger als 35%.) Das päpstliche Budget weist 1858 einen Ueberschuß auf, das sardinische dagegen ein Deficit von vielen Millionen. Die Staatsschuld in Sardinien vermehrte sich um 116,000,000 fl.; da aber von diesen aufgenommenen Geldern nur 57,798,105 fl. verwendet wurden, so weiß kein Mensch, wohin die übrigen 58,201,805 fl. gekommen sind. Soviel zur Vergleichung.

Wir werden also, um ein unparteiisches Urtheil zu fällen, sagen müssen: die italienischen Verhältnisse lassen sich mit unsern nicht vergleichen. Sie sind vielfach besser und vielfach schlimmer. Was aber in Italien geleistet werden kann, das leistet der Kirchenstaat gewiß, und obige statistische Notizen liefern für alle diejenigen, welche ihr Auge dem Lichte nicht mit Gewalt verschließen wollen, den Beweis, daß die päpstliche Regierung an Aufklärung, Liebe, Opferwilligkeit und Sorgfalt für ihre Unterthanen keiner andern nachsteht, und daß die Geistlichen nicht die schlechtesten Beamten sind.

Fragt man zuletzt noch: warum bedarf aber der Papst fremder Bayonette, um die Ruhe in seinen Staaten aufrecht zu erhalten, so ist die Antwort einfach: der Kirchenstaat, in dem der Regent allein noch die unumschränkte Gewalt ausübt, wo der Papa-Ré herrscht, wo der Schwerpunkt des Katholicismus ist, muß nothwendigerweise der Gegenstand des Hasses Aller sein, die das religiöse, katholische und monarchische Princip bekämpfen. Darum concentrirt sich die Thätigkeit aller Feinde der Kirche dahin, Rom, seinen Herrscher und sein Volk zu ruiniren. Zu diesem Zwecke vereinigt sich der Radicalismus in der Scheiz, der Liberalismus in Belgien, der Mazzinismus in Italien und der Protestantismus in England. Mazzini will Italien protestantisch machen, denn dann ist es eine Beute der politischen Wühlerei. Eng-

land weiß das zu würdigen, und hilft ihm. Die geheimen Gesellschaften, welche sich ungehindert in Sardinien, England, der Schweiz und Belgien bilden können, vereinigen alle ihre Bemühungen. Wie könnte der Kirchenstaat diesen geheimen Gesellschaften Widerstand leisten, da selbst Frankreich mit seinen eisernen Gesetzen vor ihnen zittert. Der Abzug der fremden Truppen wäre das Signal zur Ankunft der Freischärler aller Nationen, welche an der päpstlichen Küste landen können, ohne daß es die Regierung hindern kann. Als Rom im J. 1849 von General Oudinot eingenommen ward, wurde es von 19,500 Mann Freischärlern vertheidigt. Darunter befanden sich nur 6000 Mann aus dem Kirchenstaate selbst. Dorthin einen allgemeinen Streifzug zu machen, ist der sehnlichste Wunsch aller Rothen, die nur grenzenloser Blödsinn für ausgestorben halten kann, wie dieß die Cagliari-Angelegenheit deutlich bewiesen hat. Bis aber dieses Ziel erreicht wird, vereinigen sich die Feinde der Kirche von allen Farben und Schattirungen, um Rom zu verläumden. Man braucht nicht an Palmerston und Gladstone zu denken, man nehme nur das erste beste Journal. Wir wollen nur zwei Beispiele anführen, die uns einen Begriff von der riesigen Unverschämtheit geben, mit der man gegen Rom verfahren ist und noch verfährt. Als im J. 1853 nicht einmal 500 wegen politischer Verbrechen eingesperrt waren, gab das „Journal des Debats" vom 8. August 1853 die Zahl auf 30,000 an, und die „Civilta Cattolica" vom 20. October und vom 3. November 1855 sah sich veranlaßt, nicht weniger als 30 falsche Data, die in den öffentlichen Blättern Eingang gefunden, zu widerlegen. Daß es unter solchen Umständen Pflicht eines jeden Katholiken ist, soviel an ihm liegt, beizutragen, der Lüge entgegen zu treten und die Wahrheit, die Sachkundige ermitteln, unter den Gläubigen der Kirche ebenso emsig zu verbreiten, als die Lüge verbreitet wird, wird unzweifelhaft hervorgehen, und hat auch uns zur Zusammenstellung obiger Data veranlaßt.

31. Lebewohl.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.

Langsam bewegte sich eines Samstags Abends die schwerfällige Kutsche eines römischen Vetturino durch die Porta Cavallegieri den Janiculo hinauf. Sie schien im Einvernehmen zu stehen mit den Gefühlen der zwei badischen Ostfranken unter ihrer Bevölkerung, die nur zögernd ihre Gedanken von der ewigen Stadt losmachten und sie wieder der Heimath zuwandten. Wie oft schauten sie noch zurück nach den sieben Hügeln, und ließen ihre Blicke auf dem hohen Gewölbe der St. Peterskirche ruhen, das wie ein leuchtendes Meteor in der Abendsonne glühte, immer tiefer und tiefer sank und zuletzt hinter den Bergen unterging. So leb' denn wohl, du Bergstadt Gottes, herrliche Ruhestätte der Apostelfürsten, ewige Roma! Leb wohl du Wundertempel, und ihr marmorstrahlenden Kirchen, ihr Paläste und Hütten, ihr munteren Fontänen und schweigsamen Plätze, ihr gewaltigen Trümmer einer untergegangenen Welt, du gelber Tiber und ihr epheubewachsenen Hügel, lebet wohl! Unsere Bestimmung ruft uns heim nach Germanien; aber Herz und Erinnerung bleibt Euch geweiht!

Gegen Morgenanbruch hörten wir ein dumpfes Rauschen; es glich dem Zischen eines Sturmes und dem Rollen des Donners hinter dem fernen Gebirg: durch die mit dichten Schweißtropfen behängten Wagenfenster erblickten wir die weite Fläche des mittelländischen Meeres, dessen zürnende Wogen das flache Gestade peitschten. Nach einigen Stunden hatten wir Civitavecchia vor uns und stiegen mit halbgeräderten Gliedern aus dem römischen Vehikel. Ich weiß nicht, ob im Kalender von Civitavecchia jener Sonntag mit rothen Buchstaben verzeichnet war, allein außerhalb der Stadt manöverirte Vormittags das französische Militär unter klingendem Spiel, als ob es eine Vorübung halten wollte zur Schlacht von Magenta oder Solferino. Da eben an der Straße die Leiche eines in der Campagna verstorbenen Mannes vorübergetragen wurde, gaben wir dieser das Geleit. Vier schwarzgekleidete Bruderschafts-Männer, welche die Bahre trugen, liefen mehr, als sie gingen. Ein Knabe ging mit einem Kreuzesstab voraus. Das war der

ganze Trauerzug. Ob der Verstorbene wohl gar Niemand hatte, dem er im Leben lieb gewesen, und der ihm die letzte Ehre erwiesen hätte; was er für ein Geschäft betrieb, an welcher Krankheit er gestorben: ich weiß es nicht zu sagen. Eine halbe Stunde außerhalb der Stadt ist ein ziemlich enger Raum, von hohen Mauern umschlossen. Dort machten die Träger Halt. Man stellte die Bahre auf den Boden und zog das Tuch, welches den Leichnam verhüllte, hinweg. Die Kosten eines Sarges hatte man gespart.*) Der Verstorbene schien ein Mann in den mittleren Jahren zu sein; auf seinem dunkelbraunen Gesicht mit dem struppigen Bart war deutlich zu lesen, daß er zu Lebzeiten nicht viel Rosenöl und Kosmetik verbraucht. Darum machte man auch nach seinem Tode nicht viel Umstände mit ihm. Ohne Weiteres nahmen die Träger einen Stein hinweg, der über einer engen viereckigen Oeffnung angebracht war, schlangen ein Seil um den todten Leib und ließen ihn in diese Grube hinab, worauf sie den Strick wieder zurückzogen. Wir warfen einen Blick hinunter in die schaurige Gruft, aus der ein übler Modergeruch emporstieg. Drunten lag der Leichnam der Länge nach ausgestreckt auf dem Angesicht, um hier eine Beute der Verwesung zu werden. Leicht sei ihm der Staub! Bete auch du, lieber Leser, ein Vaterunser für den unbekannten Verewigten, auf daß der Herr ihm die ewige Ruhe und eine fröhliche Auferstehung verleihe!

Um zwölf Uhr fand ein militärisches Hochamt in der Hauptkirche statt, wobei eine starkbesetzte französische Soldaten-Musik sich hören ließ. Ich würde es selbst kaum glauben, wenn ich nicht mit eigenen Ohren gehört hätte, wie diese Tonkünstler der allerchristlichsten Nation nach der hl. Wandlung ein Stück aus dem „Barbier von Sevilla" anstimmten.

Wir blickten nicht sehnsüchtig nach Civitavecchia zurück, als uns noch selbigen Abend das Dampfboot „Castore" aus der Hafenstadt forttrug. Ein heiterer Himmel und die ruhige, besänftigte See begünstigte unsere Fahrt und ließ die Besorgniß einer abermaligen Seekrankheit nicht in Erfüllung gehen. Die meisten Passagiere blieben bis nach zehn Uhr auf dem Verdeck, um den herrlichen, italienischen Abend zu genießen. In das sanfte Plätschern der Wellen mischte sich der harmonische Klang zweier Harfen. Unwillkürlich erinnerte ich mich an Schlegels schönes Gedicht: „Arion fuhr auf Meereswogen." Napo-

---

*) Auch im Morgenlande werden die Todten noch jetzt ohne Sarg beerdigt.

leons erster Verbannungsort, die felsige Elbainsel tauchte bald zu unserer Linken auf am fernen Horizont. Als wir aus unserem ersten Schlummer erwachten, hatten wir den strahlenden Leuchtthurm des Vorgebirgs Piombino weit hinter uns.

Während ich dieses schreibe, verflechten sich meine Gedanken und die Erinnerung der ebenerzählten Reiseeindrücke zu einem eigenthümlichen Bild. Es ist mir, als ob die neuesten Vorgänge in Italien nur eine Comödie seien, der man füglich die Ueberschrift: „Der Barbier von Paris“ geben könnte, sintemal dem schnauzbärtigen Zuavencorporal, der allen Ernstes ganz Italien über den Löffel barbiren möchte, von dem schlauen Altmeister an der Seine zuletzt selbst der Bart geschoren wird. Und doch hat diese Comödie auch wieder so viel Tragisches. Hesperiens Boden hat Bruderblut getrunken: der tapfere König von Neapel und seine heldenmüthige Gemahlin sind durch Verrath und schnöde Verletzung des Völkerrechtes ihrer Krone beraubt; wie ein heißhungriger Tiger lechzt die Revolution auch nach Rom, um ihr sacrilegisches Werk zu vollenden. Wird es ihr gelingen? Es ist möglich. Man kann den hl. Vater auf's Neue aus Rom vertreiben, kann anstatt des Kreuzes das blutbefleckte piemontesische Banner auf dem Capitol aufpflanzen, kann die Stadt der Apostelfürsten wie vor zwölf Jahren durch Verbrechen jeder Art verunreinigen. Aber niemals wird es geschehen, daß der Papst seinen Segen spreche über solche Frevelthaten, niemals wird der Stellvertreter Christi, der wie ein Fels dasteht inmitten der Revolutionsfluthen und der allgemeinen Consternation und feigen Unschlüssigkeit, sich dazu erniedrigen sardinischer Großpensionär zu werden und Rom, die Stadt der Päpste, zur Metropole des Umsturzes und der Tyrannei zu stempeln. Was Rom jetzt ist, das ist es lediglich durch den Segen der christlichen Religion, durch die Fürsorge der Päpste geworden. An dem Tage, an welchem anstatt des hohenpriesterlichen Kreuzes das piemontesische Schwert über der ewigen Stadt schwebte, würde Roma's große, welthistorische Bedeutung zu Grabe gehen. Doch glücklicher Weise hält das Schwert des modernen Brennus nicht das Gleichgewicht mit den alten ehrwürdigen Schlüsseln des heiligen Petrus; an dem Felsen, den die Vorsehung gesetzt hat, haben schon viele Verschwörer den Kopf zerschmettert, die Stirne der Catilina's des

neunzehnten Jahrhunderts mag schamloser sein, aber sie wird nicht fester sein.

Der traurige Leichenzug, den ich vor meiner Abreise in Civitavecchia gesehen, erinnerte mich an ein bedeutsames Ereigniß vergangener Jahrhunderte. Kaiser Julian der Abtrünnige führte gegen die Perser Krieg, um den Kriegsruhm des Reiches zugleich mit den Altären der falschen Götter wieder herzustellen. Die Heiden waren darüber voll Hoffnung, wenigstens diejenigen, welche den Kaiser nicht zu lächerlich fanden. Einer von ihnen wollte sich über einen Christen lustig machen, der ihm niedergeschlagen vorkam, und fragte denselben, was nun in diesem Augenblicke der Sohn des Zimmermanns (er meinte Christus damit) mache? Der Christ aber antwortete: Er macht einen Sarg. Wirklich senkte man bald darauf den abtrünnigen Kaiser in das Grab. — Schon vor Julian hatte der Sohn des Zimmermanns viele Särge gemacht, und seither auch, und er macht deren noch. Darum getrost! Das Ministerium der der innern und äußern Angelegenheiten der Kirche liegt in der Hand dessen, der gesprochen: Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen. Darum wird auch nicht vergehen das Wort des Herrn, daß seine Kirche auf einen Felsen gebaut sei.

Während drüben die Insel Elba wie ein mächtiger, unheimlicher Gedankenstrich über den Wassern emporstarrte, fuhr unser Schiff unter lieblichem Harfenklang dem sichern Port entgegen. Wer sollte sich hierbei nicht an das Schiff der Kirche erinnern, das sicher und gefahrlos durch die Fluthen der Zeit dahinsteuert? Mag auch bisweilen die unruhige Woge des Zeitgeistes und der unheimliche Strudel der Hölle gegen dasselbe anstürmen, mag auch Schwertergeklirr und Klaggestöhn zu unserm Ohre dringen, sobald die gesammte Bevölkerung des mystischen Schiffes in die Saiten greift und die mächtige Harfe des Gebetes erklingt, legt sich der Sturm und ruhen die Wogen. Was seid ihr also furchtsam, ihr Kleingläubigen? Dominus imperavit ventis et mari, et facta est tranquillitas magna.

So schließe ich denn mit den herrlichen Worten des englischen, strengprotestantischen Geschichtschreibers Macaulay über Rom und die katholische Kirche:

„Es gibt auf dieser Erde kein Werk der menschlichen Politik

und hat niemals eines gegeben, welches eine Untersuchung so sehr verdient als die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche verbindet die zwei großen Zeitalter der Civilisation, das Alterthum und die neue Zeit. — Es gibt keine andere Institution in Europa, die uns zu den Zeiten zurückführte, wo der Rauch der Opfer aus dem Pantheon aufstieg und wo Giraffen und Tiger im flavischen Amphitheater umhersprangen. Die stolzesten Königshäuser sind im Vergleich mit der langen Reihe der römischen Päpste nur von gestern her. Diese Reihe können wir in ununterbrochener Folge von dem Papste, der Napoleon im neunzehnten Jahrhunderte krönte, bis zu demjenigen zurückverfolgen, der Pipin im achten krönte, und die erhabene Dynastie erstreckt sich noch weit über die Zeit Pipins hinaus. Und noch immer steht das Papstthum da voll Leben und Kraft, während alle andern Reiche, die mit ihm von gleichem Alter waren, längst in Staub zerfallen sind. Die katholische Kirche sendet noch immer bis zu den Grenzen der Erde ihre Missionäre aus, und tritt noch immer feindlichen Königen mit derselben Macht entgegen, mit der sie dem Attila entgegentrat. Die Zahl ihrer Angehörigen ist größer als in irgend einer früheren Zeit: ihre Eroberungen in der neuen Welt haben sie für das in der alten Verlorene reichlich entschädigt. Auch sehen wir keinerlei Anzeigen, daß das Ende ihrer langen Herrschaft sich nähere. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Stiftungen, die jetzt in der Welt bestehen, und sie wird vielleicht auch das Ende von allen sehen und überleben. Sie war groß und geachtet, bevor der Sachse einen Fuß nach Britannien gesetzt, bevor der Franke den Rhein überschritten hatte, als griechische Beredsamkeit noch in Antiochien blühte, als in dem Tempel zu Mekka noch Götzenbilder angebetet wurden. Und sie mag noch in unverminderter Kraft bestehen, wenn einst irgend ein Reisender aus Neuseeland, inmitten einer weiten Einöde, sich auf einen zerbrochenen Bogen der Londonbrücke stellt, um die Ruinen der St. Paulskirche zu zeichnen. Wenn ich die furchtbaren Stürme bedenke, welche die römische Kirche überlebt hat, so finde ich es schwer zu begreifen, auf welchem Wege sie untergehen soll. Im vorigen Jahrhundert war das Papstthum so heruntergekommen, daß es ein Gegenstand des Spottes für Ungläubige und mehr des Mitleids als des Hasses für uns Protestanten war; und es ist darum nicht befremdend, wenn im J. 1799 selbst scharfsichtige Beobachter der menschlichen Dinge geglaubt haben daß endlich die letzte Stunde der römischen Kirche gekommen

sei. Eine ungläubige Gewalt herrschend, der Papst in der Gefangenschaft sterbend; die erlauchtesten französischen Prälaten in einem fremden Lande von protestantischen Almosen lebend, die edelsten Gebäude, welche die Munificenz früherer Zeiten der Verehrung Gottes geweiht hatte, in Siegestempel oder in Bankettháuser für politische Vereine verwandelt: von solchen Zeichen ließ sich wohl annehmen, daß sie das nahende Ende ihrer langen Herrschaft endlich verkündeten. Doch das Ende kam noch nicht. . . Die Araber haben eine Sage, daß die große Pyramide von Gizeh von vorsündfluthlichen Königen gebaut sei und allein von allen menschlichen Werken, die Wucht der Fluth getragen habe. So ist das Geschick des Papstthums. Es war unter der großen Ueberschwemmung begraben worden; aber seine tiefen Grundlagen waren unerschüttert geblieben, und als die Wasser abgelaufen, erschien es allein unter den Trümmern einer Welt die vergangen war, wieder am Licht des Tages. Die holländische Republik war dahin, das deutsche Reich war dahin, der große Rath von Venedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel, sie waren dahin. Aber die unveränderliche römische Kirche war wieder da." Und, so setzen wir bei, sie wird auch da bleiben bis zum Ende der Zeiten.

Braun, Stephan

Erinnerungen eines badischen Ostfranken an Rom

Freiburg i. B. 1861